

Nicht alle Städte sind rot: Hubert Mooser würdigt Lugano

Nummer 38 – 23. September 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Der erpressbare Bundesrat

Fall Berset: Wie weiter?

Christoph Mörgeli

Bunter, blutiger Balkan

Europas Aussengrenze vor den neuen Flüchtlingsströmen. *Matthias Matussek*

Pierre-Yves Maillard: Mächtig, klug, interessant

Der Arbeiterführer über Glanz und Grösse der Schweizer Gewerkschaften.

Erik Ebnetter

4 194407 006904
38

JUNGFRAU

TOP OF EUROPE

Jungfraujoch

TOP OF EUROPE

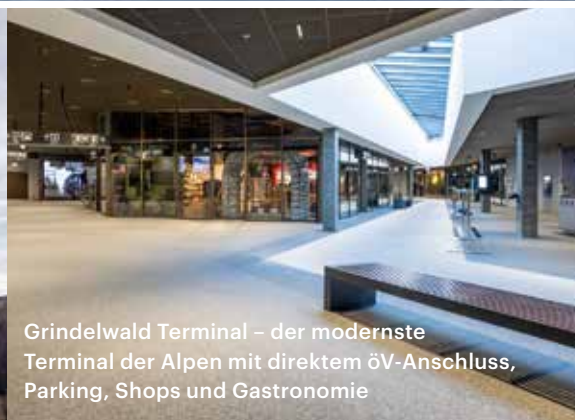


MIT DEM Eiger + Express

der modernster 3S-Bahn der Welt,
in nur 45 Minuten auf dem Jungfraujoch – Top of Europe



Eiger + Express



Grindelwald Terminal – der modernste
Terminal der Alpen mit direktem öV-Anschluss,
Parking, Shops und Gastronomie



Eiger Express VIP Gondel

Cassis gegen China

Recherchen der NZZ fördern Bedenkliches: Offensichtlich ist die chinesische Regierung erbost über die Schweiz. Die neue aggressive China-Strategie des Auswärtigen unter Bundesrat Ignazio Cassis kommt in Peking gar nicht gut an. Die Grossmacht hat nun die Verhandlungen über eine Erweiterung des Freihandelsabkommens zwischen den beiden Ländern auf Eis gelegt. Die Schweiz möge sich mit Belehrungen und Forderungen im Zusammenhang mit Menschenrechten mässigen. Milliarden von Exportfranken stehen auf dem Spiel.

Der eisige Ton aus dem Osten ist die Quittung für eine zusehends übermütige und wirklichkeitsvergessene Aussenpolitik der Schweiz. Die Risiken sind erheblich. China ist ein gigantischer Absatzmarkt für unser Land. 2020 exportierte die Schweiz Güter und Dienstleistungen im Wert von 14,7 Milliarden Franken, während umgekehrt die Importe aus China auf die Rekordmarke von 16,1 Milliarden Franken kletterten. Die Schweiz war einer der ersten, wenn nicht der erste westliche Staat, der die Volksrepublik vor rund sieben Jahren diplomatisch anerkannte.

Grundlage der bisher hervorragenden Beziehungen war aus Schweizer Sicht die Pflege einer strikt neutralen Position. Diese anspruchsvolle Haltung freundlicher Distanznahme und Zurückhaltung ist allerdings unter dem Einfluss von linken Kreisen, Medien und Universitäten zusehends unter Druck geraten. In unserer moralintronkenen Zeit wird auch von einer Schweizer Regierung verlangt, zu allem und zu jedem eine Meinung zu haben, Stellung zu beziehen, sich einzumischen in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten. Bundesrat Cassis gab dieser Tendenz allzu willig nach.

Die Schweiz droht zu vergessen, warum es ihr so gut geht. Im Parlament gewinnen Aussenpolitiker an Gewicht, die sich in den ihnen geneigten Medien als globale Wohltäter inszenieren können, als Gefühlsexperten, die ihre subjektiven Empfindungen oder ihre ideologischen Obsessionen zur Richtschnur der Aussenbeziehungen unseres Landes erklären. Allein das Wort Neutralität ist in diesem Milieu ein Synonym für moralische Feigheit, der die Linken dadurch zu entgehen glauben, dass sie der Schweiz die heldenhafte Rolle einer Schul- und Zuchtmeisterin der Welt aufdrängen.

Was Bundesrat Cassis geritten hat, als er sich auf den verhängnisvollen Plan einliess, die Welt

mit einer Schweizer «China-Strategie» zu beglücken, müssen dereinst Politologen klären. Unromantisch veranlagte Beobachter wittern beim Tessiner handfeste bis verzweifelte Machtinteressen. Die Theorie geht so: Cassis habe nach seinem beherzten Abschluss des institutionellen EU-Rahmenabkommens akute Angst vor einer Nichtmehrwahl bekommen. Ergo versuche er, mit einer aktivistischen Menschenrechtspolitik gegen China die Herzen der Linken zurückzuerobern.

Es wäre ein Teufelspakt zu Lasten unseres Landes, denn China eignet sich nun wirklich nicht als Kampfzone schweizerischer Innenpolitik. Cassis aber stellte sich taub gegen Mahnungen und Szenarien von bürgerlicher Seite, vor allem der SVP. Die Volkspartei war von Beginn weg gegen den moralischen Interventionismus der Linken, Linksgrünen, Mitte-Linken und Linksfreisinnigen, den im Bundeshaus immer salonfähiger werdenden Moralkolonialismus saturierter Berufspolitiker, die ihren Lohn auf sicher haben, auch wenn die Schweiz in China keine Schraube mehr verkauft.

Eine trübe Rolle spielen die Medien. Sie scheinen geradezu gepackt vom Rausch ihrer Hochmoral, eine Art Weltbelehrungsvirus scheint

sich in manchen Journalistenhirnen festzusetzen. Als ob es sich bei der Schweiz um eine Supermacht mit Pazifikflotte handeln würde, fordern diese Strategen der Einbildung ein «entschlossenes Durchgreifen» gegen die angeblich immer aggressiver auftretenden Chinesen, die der Schweiz allerdings noch nie ein Haar gekrümmt haben. Allen voran die NZZ bläst wie eine enthemmte Pentagon-Filiale zum Kalten Krieg im Südchinesischen Meer. Ob Viola Amherd die Schlauchboote unserer Bodensee-Marine schon flottgemacht hat?

Dem Schweizer Sanktions- und Wirtschaftskriegsgegurgel gegen das Riesenreich mit seinen 1,4 Milliarden Einwohnern wäre eigentlich nur mit der Satire beizukommen, doch die Sache ist leider ernst. Der Bundesrat braucht dringend Neutralitätsnachhilfe und allenfalls ein neues, belastbareres Rückgrat. Ignazio Cassis hat im Ringen mit der EU bewiesen, dass er es kann. Der charmante, manchmal etwas biegsam-geschmeidige Tessiner wäre von seinem Naturell her der natürliche Versöhner. Mit seiner konfrontativen China-Strategie geht er auf Kollisionskurs zu sich selber.

Zum Schluss die gute Nachricht: Das Erfreuliche an der Politik besteht darin, dass man schnell vergisst. Rasant verblasst der Unsinn von gestern. Cassis sollte, wenn er nicht zurücktreten oder das Departement wechseln will, seine China-Strategie dem Schredder anvertrauen. Wenn es am Höhepunkt des Kalten Kriegs dem amerikanischen Kommunistenfresser Richard Nixon gelang, mit Chinas rotem Kaiser Mao in herzlichste Verbindungen zu treten, gibt es vielleicht auch für die Schweiz noch eine Chance.

Dazu aber sollte sich der Aussenminister von den Wirrköpfen der Linken und dem Licherketten-Flügel seines Freisinns befreien. Die Schweiz braucht keine «China-Strategie», sie braucht eine Rückbesinnung darauf, was es bedeutet, als Kleinstaat ohne Kolonien und Bodenschätze in einer von Raubtieren und Grosskatzen bevölkerten Wildnis zu überleben.

Unsere Vorfahren haben dazu das Instrument der bewaffneten Neutralität erfunden, verfeinert und in der Wirklichkeit erprobt. Das mag nicht perfekt sein, aber es ist besser als all der hochfliegende, nebulöse Unsinn, den sie in Bern an dessen Stelle setzen wollen. R. K.

AMEOS

SCHLAFLOS?
ÜBERMÜDET?
GEREIZT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN

AMEOS Seeklinikum Brunnen |
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen |
T +41 41 825 48 48 | ameos.ch

Alain Berset, die Erfindung der mRNA-Technik, Friedrich Leibacher, Reise auf den Balkan, Elizabeth Holmes

Die von der *Weltwoche* aufgedeckte Erpressungsaffäre von Bundesrat Alain Berset (SP) sorgt für Aufregung. Die parlamentarischen Aufseher scheinen willens, die Angelegenheit zu überprüfen. Berset's Kommunikationsstelle versucht jetzt, die Öffentlichkeit mit zahlreichen Unwahrheiten in die Irre zu führen. Das belegen die streng unter Verschluss gehaltenen Strafakten. Wir zeigen auf, warum Bundesrat Berset tatsächlich erpressbar war und was die Geschäftsprüfungskommissionen jetzt untersuchen sollten. Die Ringier-Medien und *20 Minuten* verschwiegen die Affäre, obwohl sie seit dem Tag der Bundesratswahlen, dem 11. Dezember 2019, darüber Bescheid wussten. **Seite 14**

Zunächst wollte niemand etwas von der Innovation wissen, die sich vor drei Jahrzehnten anbahnte. Nur ein kleiner Kreis unbeirrbarer Forscher war überzeugt, dass mit Hilfe der neuen mRNA-Technik Krebs, Alzheimer oder Diabetes behandelt werden können. Doch mehrere Forschergruppen trieben ihre Arbeiten voran, oft gegen den Widerstand ihrer Kollegen. Als die Covid-19-Epidemie ausbrach, waren die mRNA-Experten mit einem Impfstoff zur Stelle. Jetzt hoffen sie auf den Nobelpreis für Medizin, der am 4. Oktober vergeben wird. **Seite 36**

Vor exakt zwanzig Jahren stürmte der IV-Rentner Friedrich Leibacher das Zuger Parlament und richtete ein Blutbad an. Das Attentat veränderte die Sicherheitskultur und damit das Verhältnis zwischen Bürger und Staat nachhaltig. Doch



Es gab nur ein Problem: Start-up-Milliardärin Holmes.

die entscheidende Frage wurde kaum gestellt: Hätte Leibacher durch die Metalldetektoren, Wachleute und Sicherheitsschleusen wirklich gestoppt werden können? Redaktor Alex Baur verfolgte die Spuren des Massenmörders um die halbe Welt, er sprach mit Dutzenden von Zeugen aus dessen nächstem Umfeld und verschaffte sich Zugang zu den Untersuchungsakten. Sein Fazit deckte sich mit der umfangreichen Expertise des renommierten Forensikers Frank Urbaniok, die übrigens auf Baur's Recherchen explizit Bezug nimmt: Der Psychopath hatte das Attentat von langer Hand geplant; seine düsteren Pläne zu erkennen, war fast unmöglich, geschweige denn, ihn zu stoppen. **Seite 38**

Fünfzig Jahre nach einem Ferienaufenthalt 1971 mit den Eltern in Dubrovnik besuchte unser Autor Matthias Matussek den Balkan erneut. Damals ein Urlaubsparadies in Jugoslawien, das seine sozialistische Verfassung für ewig hielt, ist Kroatien heute Aussengrenze einer EU mit anderen Werten, ein Bollwerk gegen die islamische Migration, während im angrenzenden Bosnien-Herzegowina zunehmend Salafisten Fuss fassen. Mit dem kroatisch-bosnischen Begleiter Filip hat sich Matussek auf eine Reise begeben durch eine zerschundene Weltgegend, die mit all ihren ethnischen und religiösen Verschlingungen einem Pulverfass gleicht. Matussek: «Hier wird der nächste Grosskonflikt ausgetragen, der Westen wird nicht mehr am Hindukusch, sondern auf dem Balkan verteidigt.» **Seite 50**

Als 19-Jährige brach Elizabeth Holmes ihr Studium in Stanford ab und gründete die Firma Theranos. Mit ihrer Ankündigung, ein revolutionäres Gerät für Blutanalysen zu entwickeln, faszinierte sie das Silicon Valley. Investoren wie Henry Kissinger und Rupert Murdoch erlagen ihrer Überzeugungskraft. Die blendend aussehende Jungunternehmerin galt als weiblicher Steve Jobs – wie ihr Vorbild trug sie gern schwarze Rollkragenpullover – und wurde die jüngste Start-up-Milliardärin. Es gab nur ein Problem: Ihr Gerät hatte nie funktioniert. Jetzt steht Elizabeth Holmes in San Jose vor Gericht, es drohen ihr zwanzig Jahre Haft. Sarah Pines erzählt die Geschichte des gefallenen Stars. **Seite 80**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Wer macht KMU-Politik?



Die KMU-Partei lädt ein
zur KMU-Tagung



Keynote-Speakerin

Magdalena Martullo-Blocher
Nationalrätin und Delegierte
des Verwaltungsrates der
Ems-Chemie Holding AG

Hochkarätige Referenten aus Wirtschaft und Politik:



Peter Uhlmann
VR/Mitinhaber
Optimo Group



Dominik Uhlmann
Geschäftsleitung
Optimo Group



Hans Gattlen
VRP Swiss-
Factory.Group AG



Rudi Bindella jr.
Geschäftsleitung
Bindella Gruppe



Peter Gisler
Direktor SERV



Marcel Suter
Unternehmer
Kantonsrat



Benjamin Fischer
Kantonsrat
Präsident SVP
Kt. Zürich



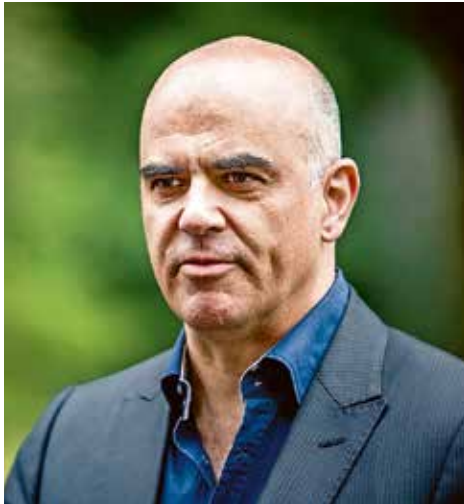
Wolfram Kuoni
Rechtsanwalt
Präsident Wirtschafts-
kommission SVP
Kt. Zürich

Datum/Zeit: Samstag, 2. Oktober 2021,
09.00–12.15 h, anschliessend Apéro Riche
Ort: Optimo Group, Im Link 62,
8404 Winterthur, **PP vorhanden**

Moderation: Wolfram Kuoni, Präsident
Wirtschaftskommission SVP Kt. Zürich

Anmeldung: E-Mail: sekretariat@svp-zuerich.ch,
Telefon 044 217 77 66 oder QR-Code scannen





Falsche Informationen: Berset. Seite 14



Schnellfeuerwaffe: Megan Fox. Seite 22



Erfolge der Linken: Maillard. Seite 28

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Levrat bittet zur Kasse
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Corinna Schumacher
- 10 Tagebuch Christoph Spycher
- 12 Bern Bundeshaus
Sturm im Kopf
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Der erpressbare Bundesrat
Fall Berset: Wo wir stehen
- 16 Wahre Liebe Ringier und Berset
- 17 Personenkontrolle
- 18 Mörgeli
Einfach für verrückt erklärt
- 18 Fakten aus der Intensiv-Pflege
- 19 Peter Bodenmann
Fredy setzt auf Atomkrokodil
- 20 Letzte Bastion
Was läuft im bürgerlichen Lugano besser?
- 21 Inside Washington
- 22 Megans Schnellfeuerwaffe
Das Prominentenpaar der Stunde
- 23 Ausgedient am Hindukusch?
Was von der Entwicklungshilfe bleibt
- 24 Herzogin gegen Tod und Teufel
Hausbesuch bei Beatrix von Storch
- 25 Schatz, ich bin schwanger
- 26 Wie von einem anderen Stern
Italiens Umweltminister Cingolani
- 27 Kurt W. Zimmermann
Vom Kiosk zum Klick

- 28 «Die Gewerkschaften dürfen stolz auf ihren Vermögen sein»
Pierre-Yves Maillard im Gespräch
- 32 Meine Begegnung mit Gunnar Kaiser
Giuseppe Gracia über den Youtuber
- 33 Herodot
- 34 Sesseltänze im Wolkenkuckucksheim
Die Kanzlerkandidaten-Shows
- 35 Wagenburg rund um Alain Berset
- 36 Wenn Forschung zum Krimi wird
Dramen hinter der Entwicklung der bahnbrechenden mRNA-Technologie
- 37 Auf Tauchstation
Joe Bidens U-Boot-Deal
- 38 Nichts an ihm war echt
Leibacher und das Massaker von Zug
- 40 Auf dem Eis vereinigte er sogar Korea
Sportdiplomat René Fasel
- 41 «Kastration aller Männer»
Eric Zemmour wird vom TV verbannt
- 42 Unbequeme Tatsachen
Die Umweltbilanz von Elektroautos
- 44 Fröhliche Truppe unter Verdacht
Ryder und seine Welpen in «Paw Patrol»
- 45 Brief aus Sevilla
- 46 Der gute Unternehmer
Milch-Milliardär Theo Müller
- 49 Anabel Schunke
Falsche Toleranz
- 50 Schusswechsel am Silbersee
Matthias Matussek auf dem Balkan
- 56 Leserbrief
- 57 Nachrufe
Sir Timothy James Alan Colman
James Peter «Jimmy» Greaves
- 50 Beat Gygi
Gentechnologische Verwirrung

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Feld voller Fabeln
Der isländische Autor Sjón
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Die Wüste bebt
«Dune» neu verfilmt
- 68 Kritiken der Woche
- 71 Jazz

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Dr. M.
- 79 Mittagessen mit ...
Philippe Weibel
- 80 Kühn wie Steve Jobs
Blenderin Elizabeth Holmes
- 82 Tamara Wernli
Krieg der Sprache



VIP-Arrangement: «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» Eiger, Mönch und Wellness

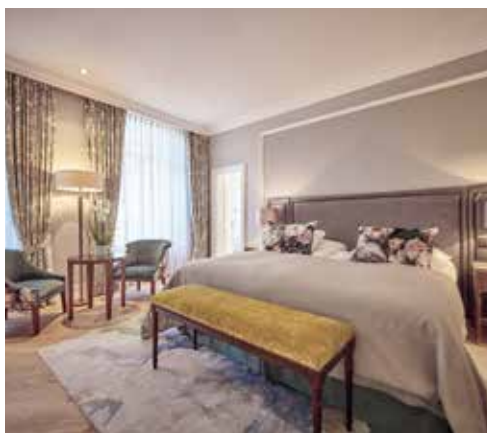
Wie wäre es mit einer Auszeit im Bademantel? Geniessen Sie Wellness der Extraklasse in der grosszügigen Spa-Oase auf 5500 Quadratmetern. Sie logieren im ehrwürdigen Grandhotel inmitten der imposanten Bergwelt des Berner Oberlands.

Zwischen dem Thuner- und dem Brienzensee gelegen, ist Interlaken der ideale Ausgangspunkt für alle möglichen Aktivitäten in der beliebten Ferienregion. Ob Wandern, E-Biken, Skifahren, Langlaufen, Schlitteln oder Gleitschirmfliegen, hier finden Sie zu jeder Jahreszeit die perfekte Kulisse.

Absolute Entspannung für Körper und Geist finden Sie im Spa «Nescens» im Stile eines römischen Thermalbads. Die Schwimmbhalle mit Aussen-Solebad, Saunalandschaft, Dampfbädern sowie einem Fitness mit täglichen Kursangeboten lässt keine Wünsche offen. Das fachkundige Spa-Team verwöhnt Sie mit wohltuenden Massagen und Beauty-Anwendungen.

Auch kulinarisch begeistert das Traditionshotel seine Gäste. Von italienischen Spezialitäten bis zu Gerichten mit ausgewählten

hochwertigen Produkten aus der Region – die Menükarten der beiden Restaurants bieten viele Genussmomente. An der «Victoria Bar» können Sie den Tag optimal ausklingen lassen.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot

«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im Superior-DZ inkl. Frühstück
- Upgrade (nach Verfügbarkeit) bei Check-in
- Gutschein à Fr. 75.– pro Person für Speisen und Getränke
- 60-minütige Wellness-Behandlung
- Nutzung des Spa «Nescens» sowie Fitnesscenter
- 10 % Rabatt auf zusätzliche Spa-Anwendungen
- Kostenlose E-Bike-Benutzung
- Parkplatz in der Tiefgarage für einen PKW

Preise (p.P. im DZ):

Fr. 664.– (statt Fr. 759.–)

Einzelbelegung: Fr. 950.– (statt Fr. 1045.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. +41 (0)33 828 28 28 oder per E-Mail an reservation@victoria-jungfrau.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Bedingungen:

Gültig vom 23. September 2021 bis 30. April 2022 auf Anfrage und nach Verfügbarkeit. Ausgenommen: 24. Dezember 2021 bis 1. Januar 2022. Buchbar bis einen Tag vor Anreise. Kostenfrei stornierbar bis 48 Stunden vor Anreise.

Veranstalter:

«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa»

Levrat bittet zur Kasse

Noch nicht einmal im Amt, verlangt der designierte Post-Verwaltungsratspräsident 12 000 Franken für Einarbeitungsaufwand. Die Aufsicht stoppt das Ansinnen des Genossen.

Marcel Odermatt

Die SP ist im Augenblick so klassenkämpferisch unterwegs wie schon lange nicht mehr. Die Genossen unterstützen mit allen Mitteln die 99-Prozent-Initiative der Jungsozialisten. Das Volksbegehren will Reiche stärker zur Kasse bitten. Die Linke möchte mit dem Vorstoss die Umverteilung in der Schweiz massiv ausbauen.

Im Initiativkomitee sitzt neben den beiden heutigen SP-Co-Präsidenten Mattea Meyer und Cédric Wermuth auch ihr Vorgänger Christian Levrat. Unter seiner Ägide entschied die Partei an einer Delegiertenversammlung im Oktober 2017, bei der Lancierung der Initiative mitzuhelfen.

Seit diesem Entscheid nahm die Karriere des Freiburger Ständerates eine radikale Wende. 2019 gab er bekannt, nach zwölf Jahren an der Spitze der Partei abzutreten. Im März dieses Jahr hievte ihn seine Parteikollegin als Vorsteherin des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) – Simonetta Sommaruga (SP) – in den obersten Führungsposten der Post.

Am 1. Dezember wird der ehemalige Gewerkschafter und Jurist Verwaltungsratspräsident des staatlichen gelben Riesen. Eine Tätigkeit, die sehr gut entlohnt wird. Urs Schwaller, der das Amt bisher innehatte, kassierte im vergangenen Jahr 253 470 Franken. Auf dieses Salär kann sich jetzt Levrat freuen. Der Romand gehört damit bald zu den Gutverdienern im Land. Nach der Herbstsession tritt er auf den 1. Oktober als Stöckli-Vertreter ab und beendet seine politische Laufbahn.

Komplexer Konzern

Für die zwei Monate bis zu seinem Arbeitsbeginn stellte er ein Gesuch, dass ihm die Post die Summe von 12 000 Franken bezahle, wie die *Weltwoche* erfahren hat. «Die Post ist ein sehr komplexer Konzern, der sich mitten in einem Wandel befindet», begründet Levrat seine Forderung. Es stünden wichtige strategische Entscheidungen an. Er halte es deshalb für wichtig, dass er sich ab dem 1. Dezember so schnell wie möglich fundiert einbringen könne.

Nimmt man einen nicht unüblichen, grosszügigen Stundenansatz von 250 Franken an, ergibt das 48 Stunden oder mehr als eine Woche Arbeitszeit, die der Sozialdemokrat seinem künftigen Arbeitgeber in Rechnung stellte. Ein fürstliches Gehalt wohlverstanden, wenn man berücksichtigt, dass Levrat in dieser Zeit weder in der Verantwortung steht noch Entscheide fällen oder dafür geradestehen muss, wenn etwas schiefläuft.

Dass jemand Geld bekommt, bevor er seine Arbeit aufnimmt, ist auch bei Verwaltungsrats-



In bester Kapitalistenmanier: Ständerat Levrat.

mandaten unüblich, wie angefragte Experten bestätigen. Im Gegenteil: Es stelle sich die Frage nach der Qualifikation, wenn jemand sich derart intensiv auf einen Job vorbereiten müsse.

Es stellt sich die Frage nach der Qualifikation, wenn sich jemand derart intensiv vorbereiten muss.

Trotzdem stieg die Führung der Post unter Urs Schwaller auf den Anspruch ein und gab grünes Licht. «Der Verwaltungsrat genehmigte mein Gesuch einer Entschädigung von 12 000 Franken», bestätigt Levrat.

Doch ganz wohl schien es Schwaller bei diesem Gefallen für seinen langjährigen politischen Weggefährten doch nicht zu sein. Der ehemalige

Freiburger Mitte-Ständerat – von Sommarugas Uvek-Vorgängerin Doris Leuthard, ebenfalls Mitte, eingesetzt – informierte sowohl das Finanzdepartement wie auch das Uvek, die zusammen für die Post zuständig sind, dass er und seine Leute entschieden hätten, den Einarbeitungsaufwand von Levrat mit 12 000 Franken abzugelten.

Das Uvek von Sommaruga beurteilte die Angelegenheit aber anders als Schwaller. Kommunikationschefin Annetta Bundi: «Der Eigner hat dies zur Kenntnis genommen und dem Verwaltungsratspräsidenten mitgeteilt, dass die Vergütungspolitik grundsätzlich ein operativer Entscheid der Post sei, der Eigner aber aus verschiedenen Gründen einen Verzicht empfehlen würde.»

Peinlicher Rückzieher

Schwaller knickte postwendend ein. «Der Verwaltungsratspräsident und ich haben beschlossen, dass die Entschädigung nicht bezahlt wird», sagt Levrat. Ein eigenartiger, wohl einzigartiger Vorgang: Dessen ungeachtet, dass er für den Betrieb gar noch nicht arbeitet, fällt der frühere oberste Genosse bereits einen Entscheid, ob er Geld von der Post bekommen soll oder nicht.

Überhaupt machen in dieser Geschichte beide keine gute Falle. Der Verwaltungsratspräsident des Staatsbetriebs, Schwaller, verspricht seinem alten Freiburger Politikerkollegen Levrat Geld, das diesem laut Aufsichtsbehörde nicht zusteht, und macht auf Druck des Uvek einen peinlichen Rückzieher.

Gleichzeitig markiert Levrat schon vor dem offiziellen Arbeitsbeginn, dass er in bester Kapitalistenmanier jede Möglichkeit nutzt, um Kasse zu machen. Und das ausgerechnet als 99-Prozent-Initiative-Vorkämpfer, der zusammen mit seiner linken Partei alle pauschal geisselt, die finanziell bessergestellt sind. Mit seiner ungeschickten, politisch wenig sensiblen Aktion leistet er seinen Genossen einen Bärendienst und stellt sich selber kein gutes Zeugnis aus.

Man könnte auch von einem klassischen Fehlstart als Post-Verwaltungsratspräsident sprechen.

Liebe Corinna Schumacher

Den Netflix-Film über Ihren Mann Michael Schumacher habe ich mir zu Gemüte geführt, er ist gut. Nur: Es fehlt das Ende.

Ich musste mir die unvermeidliche Frage stellen, warum der derzeitige Gesundheitszustand des siebenfachen Formel-1-Weltmeisters ein gutgeschütztes Geheimnis bleiben muss. «Privat bleibt privat» sei sein Prinzip gewesen, sagen Sie. Und: «Jeder vermisst ihn, Michael fehlt mir, aber er ist da, anders, aber er ist da! Und das gibt uns Kraft, finde ich.»

Was soll das heissen? Sie sagen auch: «Wir sind zusammen, wir machen alles, dass es ihm bessergeht.» Besser? Und: «Für mich ist es wichtig, dass er sein Privatleben weiter so geniessen kann, so gut es eben geht.» Was ist das für ein «Privatleben»?

Seit seinem Skiunfall in Méribel 2013 liegt er im Koma, der Körper wird am Leben erhalten, der Kopf ist vermutlich unwiederbringlich ver-



«Wir sind zusammen»:
Michael und Corinna Schumacher.

loren. Ein einziger Freund, Jean Todt, darf ihn besuchen, um jedes Mal der Boulevardpresse zu sagen, es gehe Michael immer besser.

Sein früherer Manager Willi Weber sagte neulich sogar, ohne ihn besucht zu haben: «Ich bin mir sicher: Michael steht wieder auf.» Schumi,

eine Art Heiliger, der durch ein Wunder auf-
erstehen wird? Und wir lassen uns von sol-
chen Nebelpetarden einfach einlullen.

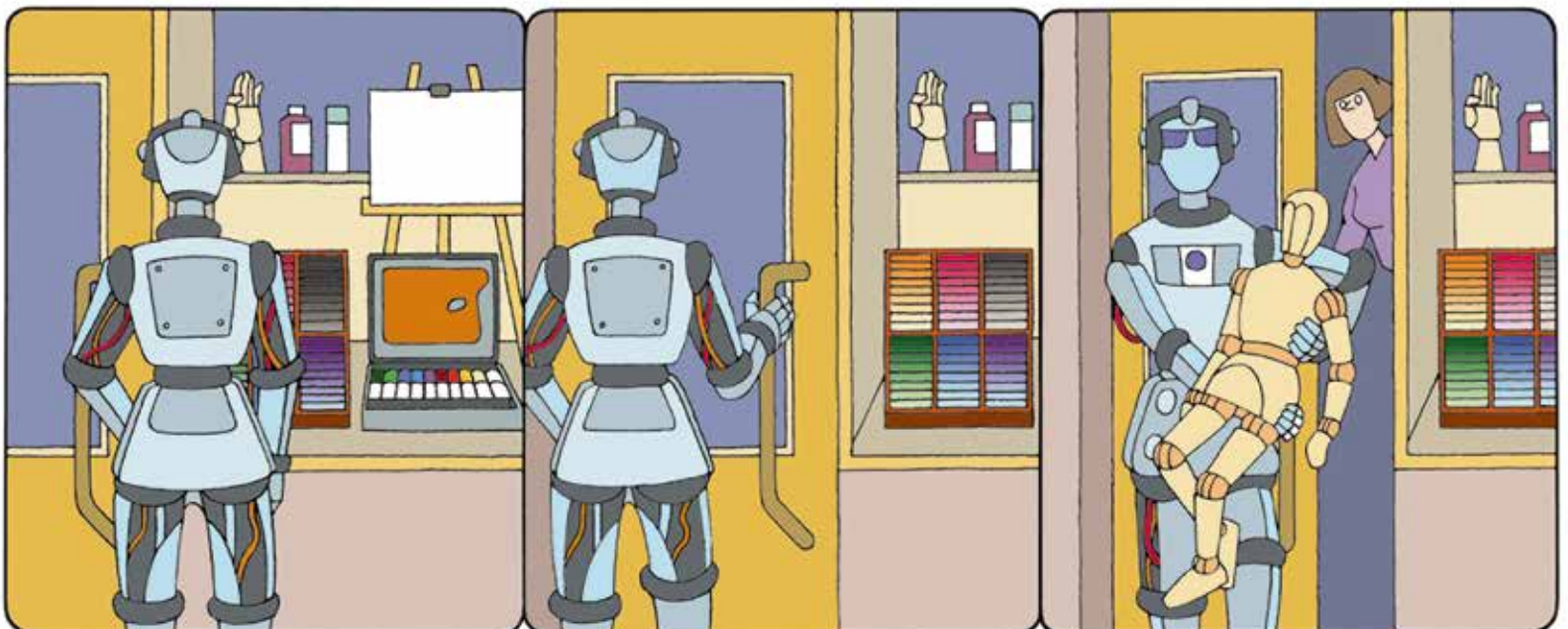
Bitte, wenn es nichts zu sagen gibt, dann
sagen Sie doch einfach nichts! Und machen
Sie dieser Maskerade ein Ende! Entweder
es gibt eine reelle Hoffnung, dass Schumi
irgendeinmal wieder zu sich kommt, dann
sollte dies auch so kommuniziert werden.
Oder es bleibt dabei: Schumi ist gegangen,
aber er ist noch da.

Hätte er die Verlängerung dieses Zu-
standes wirklich gewünscht? Hätte er ge-
wollt, dass in seiner riesigen Villa am
Genfersee eine kleine Privatklinik ein-
gerichtet wird, um seinen bewusstlosen
Körper am Leben zu erhalten?

Fans und Freunde hätten endlich klare Ant-
worten verdient, meine ich.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Christoph Spycher



Wir durchlaufen mit den Young Boys derzeit intensive und aussergewöhnliche Tage: Vom Spitzenspiel gegen den FC Zürich über den Champions-League-Auftakt gegen Manchester United bis hin zum Cup-Match gegen den Solothurner Zweitligisten FC Iliria erlebten wir die ganze Bandbreite unseres Sports – mit denkbar unterschiedlichen Rollen. Waren wir gegen ManU der krasse Aussenseiter, traten wir in Solothurn als haushoher Favorit an.

Selbstverständlich stellt der Sieg gegen Manchester United alles in den Schatten. Es war ein wunderschöner Abend für den gesamten Verein, ja für ganz Bern – und vermutlich auch für den Schweizer Fussball. Denn allein dass wir im neuen Modus – mit den erschwerten Qualifikationsbedingungen für Teams aus kleineren Ligen – den Sprung in die Gruppenphase geschafft hatten, war eine tolle Leistung. Und dass wir nun gleich den englischen Rekordmeister mit Superstar Cristiano Ronaldo bezwingen konnten, setzt diesem Erfolg die Krone auf.

Nicht nur das Resultat macht mich stolz, vor allem die Art und Weise, wie wir es erreichten. Auch wenn die Engländer nach einer roten Karte dezimiert waren, spielten wir mit Wucht und Überzeugungskraft, wie sie von einem Schweizer Verein auf diesem Niveau nicht unbedingt zu erwarten sind.

Ronaldo sah ich übrigens nur aus der Distanz – und von der Tribüne aus. Denn ich bevorzuge im Stadion Wege, auf denen ich nicht zu viele Leute treffe. Lieber halte ich mich im Hintergrund. Und das würde schwierig, wenn man sich in die Nähe von Ronaldo begeben würde. Was ich von ihm halte? Da gibt es keine zwei Meinungen:

Er ist in jeder Beziehung eine Ausnahmeerscheinung; vor allem auch was seine Disziplin und seine Arbeitsmoral betrifft. Würde er nicht unerbittlich hart an sich arbeiten, wäre er mit 36 Jahren nicht mehr zu solchen Leistungen fähig. Seine Klasse sah man auch bei seinem Torerfolg gegen uns. Er hat ein Antizipationsvermögen und eine Abschlussstärke wie kaum ein anderer.

Wenn ich gefragt werde, wie sich der Fussball im Vergleich zu meinen Anfängen als Spieler verändert hat, kann ich sagen: Er ist viel physischer, athletischer und schneller geworden. Und schon die jungen Spieler haben wesentlich mehr Selbstvertrauen, als wir es früher hatten. Gerade deshalb brauchen sie aber auch eine engere Begleitung. Denn mit dem Selbstvertrauen steigen Erwartungshaltung und Druck – und da ist das eine oder andere beratende Wort oft wichtig. Ich lernte mit dieser Situation in meiner Zeit bei Eintracht Frankfurt umgehen. Im rauen Klima der Bundesliga merkst du bald einmal: Entweder du fährst die Ellbogen aus, oder du gehst unter.

In dieser Phase eignete ich mir wohl auch einige Qualitäten an, von denen ich nun als Sportchef profitieren kann; gerade, was die Kommunikation betrifft. Später absolvierte ich die Trainerausbildung und belegte ein CAS-Modul an der Universität St. Gallen. Fast noch wichtiger im Job als Sportchef sind aber praktische Erfahrungen und das Gespür für die Zusammensetzung eines Teams. Zwar gibt mir die Erfahrung als Spieler eine Basis im Umgang mit der Mannschaft; ich möchte heute aber aufgrund meines Auftretens als Sportchef bewertet werden – und nicht aufgrund meiner spielerischen Vergangenheit. Und da ist es entscheidend, dass man so handelt, wie man

es zuvor angekündigt hat. Stimmen Kommunikation und Ausführung nicht überein, geht viel an Glaubwürdigkeit verloren. Dazu gehört auch, dass wir von unserem Team Werte einfordern, für die wir als Klub stehen: Erfolgshunger, Zusammengehörigkeitsgefühl, Disziplin und Demut.

Autorität und Hierarchie sind für mich Dinge, die natürlich wachsen müssen. Als ich vor fünf Jahren diesen Job antrat, sasssen noch diverse Fussballer in der Garderobe, mit denen ich zuvor selber gespielt hatte. Ihnen sagte ich, dass sie von mir in der neuen Funktion dieselben Eigenschaften erwarten können wie zuvor auf dem Platz: Ich will fördern, fordern; und teamorientiert und transparent arbeiten. Vor allem müssen immer alle wissen, woran sie sind. Mit den meisten Spielern bin ich per du. Die Nachwuchsspieler dagegen Siezen mich zu Beginn noch. Das hat für mich aber nichts mit der Autorität zu tun. Wenn diese nur auf der Anrede basieren würde, wäre sie vermutlich gar nicht vorhanden.

Wie ich meine Zukunft sehe? Im Fussball lässt sich das langfristig schwer sagen. Deshalb bin ich kein Freund von zwanzigjährigen Planspielen oder Treueschwüren für die Ewigkeit. In Bern fühle ich mich aber ausserordentlich wohl. Und ich werde immer jene Loyalität und Professionalität vorleben, die ich von den Spielern einfordere – egal, ob wir gegen Manchester United oder den FC Iliria aus Solothurn spielen.

Christoph Spycher, 43, gehörte von 2002 bis 2010 zum Stamm der Fussball-Nationalmannschaft. 2003 wurde er Schweizer Meister mit GC. Danach wechselte er zu Eintracht Frankfurt, später zu YB. Seit 2016 fungiert er als Sportchef der Berner.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–
Telefon +41 43 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



Sturm im Kopf

Der Berner Polizeidirektor Reto Nause hat in den sozialen Medien über einen angeblichen Sturm aufs Bundeshaus fantasiert. Die Kriminalisierung von Impfgegnern hat System.

Die rot-grüne Berner Stadtregierung gab am letzten Montag bekannt, dass sie keine unbewilligten Demos von Zertifikatsgegnern mehr toleriere. Dies war die Reaktion auf den Protest von über zehntausend Bürgern gegen Corona-Massnahmen auf dem Bundesplatz, der laut der Bundesstadt angeblich zu Ausschreitungen und Krawallen geführt habe.

Hätten die Berner Gemeinderäte nicht gescheiter einmal hinterfragen sollen, weshalb bei der Demo in Winterthur alles friedlich ablief, während die Polizei in Bern den Protestzug mit Wasserwerfern und Tränengas aufgelöst hat? Dies monierten jedenfalls SVP-Nationalrat Marcel Dettling und andere. Oder geht es lediglich darum, all jene, die mit der Corona-Politik des Bundesrates nicht einverstanden sind, in die Extremistenecke zu stellen?

Impfgegner werden kriminalisiert

Mit einem harmlosen Zwischenfall in Gossau ZH war die Kampagne gegen die Impfgegner Ende August so richtig ins Rollen gekommen. Die Zürcher Regierungsrätin Natalie Rickli (SVP) weilte auf Infotour in der Gemeinde, als sie ein aufgebrachter Massnahmenkritiker mit Apfelsaft besudelte. Es war eine dumme und unnötige Aktion; aber was einzelne Medien daraus konstruierten, war unverhältnismässig. Die Zeitung *Blick*, das Propagandaorgan des Gesundheitsministers, berichtete prompt, die Impfgegner hätten sich radikalisiert.

Die Berichterstattung über den Vorfall hatte auch zur Folge, dass sich Bundesrat Alain Berset (SP) von einer Antiterror-Einheit an die SRF-«Arena» begleiten liess. Die Botschaft hinter dem martialischen Auftritt war eindeutig: Die Impfgegner sind nicht mehr bloss Staatsbürger, die mit dem Corona-Regime unzufrieden sind, sondern gewaltbereite Extremisten. Mit der Ausweitung des Impfbereichs wurden diese Menschen etwas später noch mehr ausgegrenzt.

Dass die Impfkampagne trotz viel PR und massivem Druck nicht vom Fleck kommt, ist für Berset und seine Truppe beschämend. Fakt ist: Bis heute haben sich bloss 53 Prozent der Bevölkerung zweimal impfen lassen. In konkreten

Zahlen bedeutet dies, dass sich zwei bis drei Millionen Schweizer Bürger dem Piks verweigerten. Diese Tatsache wird von den Impfturbos stets ausgeblendet. Es hinderte die Zürcher Justizdirektorin Jacqueline Fehr (SP) nicht daran, die Tausenden von Demonstranten in Winterthur zu einer Volksminderheit von 0,05 Prozent zu deklassieren. Warum twittert Fehr nicht die gleiche Botschaft, wenn 10 000 Linke auf dem Berner Bundesplatz gegen den AHV-Abbau protestieren? Handelt es sich da nicht auch bloss um eine verschwindend kleine Minderheit?

Geht es um eine linke Demonstration, wird die Zahl der Teilnehmer ausserdem häufig völlig übertrieben. 2019 berichteten Fernsehen und Zeitungen, an der Klimademo hätten 100 000 Menschen teilgenommen. Man übernahm damals flugs die Zahlen der Organisatoren. Bei den Demonstrationen gegen die Corona-Massnahmen geschieht genau das Gegenteil: Sie werden zu einer kleinen Gruppe von Sektierern und Spinnern abgewertet – obwohl die Bilder eine andere Wirklichkeit zeigen. Augenfällig wurde dies anlässlich des Protestzugs vom 8. Septem-

ber in Bern. Einzelne Medien berichteten von tausend Teilnehmern, in Wirklichkeit waren es aber zehnmal mehr.

Gewalttätige Linke

Dann kam der 16. September, an dem sich abermals über zehntausend Personen versammelten. Gegen 22 Uhr setzte der Stadtberner Polizeidirektor Reto Nause (Mitte) ganz bewusst einen verhängnisvollen Tweet ab. Die Polizei habe einen Sturm aufs Bundeshaus verhindert, fabulierte er. Der Sturm fand wohl ausschliesslich im Kopf des Berner Polizeidirektors statt. Einzelne Demonstranten rüttelten vorne an der Absperrung. Sie wichen nach den Salven aus dem Wasserwerfer schnell zurück. Ja, es wurden auch Knallfrösche über den Zaun geworfen. Vielleicht flogen nach der Wasserdusche der Polizei auch ein paar Holzstücke und Flaschen über den Zaun in Richtung Polizei, wie es Nause in einer Kurznachricht gegenüber der *Weltwoche* schilderte.

Die Stimmung kippte aber nie, wie viele Teilnehmer übereinstimmend erklärten. Trotzdem schoss die Polizei um 21.30 Uhr Tränengasgranaten in die hinteren Reihen, die weit weg vom Zaun entfernt standen. Die einzigen Gewalttäter an diesem Abend waren linke Berner «Autonome», die sich dem Protestzug in den Weg stellten und einem Freiheits-Trychler zwei Zähne ausschlugen. Aber das Fernsehen und der *Blick* übernahmen noch so gerne Nauses unzulässige Darstellung.

Beim «Sonntalk» von Tele Züri legte die Luzerner Ständerätin Andrea Gmür (Mitte) gar einen Ablauf des Geschehens dar, als hätten sich auf dem Bundesplatz bürgerkriegsähnliche Vorfälle abgespielt und als hätte sie das alles live miterlebt. Wäre sie am 16. September auf dem Platz gestanden, hätte sie nicht solchen Unsinn verbreiten können. Unverfroren machte die Luzernerin ausserdem Finanzminister Ueli Maurer (SVP) für die angebliche Eskalation verantwortlich, weil er sich ein *Chutteli* der Freiheits-Trychler übergezogen hatte – und damit die Stimmung angeheizt hätte. Der Vorwurf galt ausgerechnet dem einzigen Bundesrat, der während der Pandemie Augenmass bewies.



BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Treffen mit Pierre-Yves Maillard in Lausanne. Wir sind im Restaurant «Le Ticino» verabredet. Hier habe er schon als Schüler verkehrt, sagt er bei der Begrüssung.

Die beiläufige Bemerkung zeigt: Maillard pflegt seine Gewohnheiten. Er hat ein konservatives Gemüt.

Keine Missverständnisse: Der Mann ist ein Linker, ist es immer gewesen. Mit achtzehn trat er in die SP ein, mit zwanzig in die Gewerkschaft.

Konservativ heisst: Maillard ist misstrauisch gegenüber Weltbeglückungsplänen. Die Durchsetzung der Menschenrechte in China überlässt er andern.

Er wirkt auch nicht sonderlich *woke*. Wenn er redet, macht er keine Pausen, um damit einen Genderstern anzuzeigen. Auch hält er keine Vorträge über Intersektionalität. Er ernährt sich noch nicht einmal vegan.

Mit anderen Worten: Pierre-Yves Maillard ist kein «Lifestyle-Linker», wie die deutsche Autorin Sahra Wagenknecht solche Zeitgeist-Darsteller bezeichnet hat.

Was Maillard interessiert, sind die alten linken Fragen: Wer hat wie viel Geld? Wer bezahlt wie viele Steuern? Wer arbeitet wie lange für welchen Lohn?

Aufgewachsen ist er in Lausanne. Der Vater war zeitweise arbeitslos, bis er eine Stelle als Abwart fand. Die fünfköpfige Familie musste untendurch.

Diese Zeit hat Maillard geprägt. Auf Rat eines Lehrers las er «Germinal» von Emile Zola. Der Roman handelt vom alltäglichen Grauen in den Bergwerken des 19. Jahrhunderts. Das Buch bewegte ihn, auch wenn die Arbeitslosigkeit des Vaters damit nicht vergleichbar war.

Als Erster seiner Familie ging Maillard an die Universität. Er studierte Philosophie in Lausanne und arbeitete danach einige Zeit als Sekundarlehrer. Später war er umtriebiger Gewerkschaftssekretär.

Früh stieg er in die Politik ein. Mit 22 sass er im Stadtparlament von Lausanne, mit 29 kandidierte er für den Regierungsrat. Fast verdrängte er eine amtierende Freisinnige. Die nächsten Stationen: Kantonsrat mit 30, Nationalrat mit 31.

Drei Jahre später gelang Maillard ein spektakulärer Erfolg: Er bodigte mit anderen Gewerkschaftern die Strommarktliberalisierung,

Pierre-Yves Maillard ist der interessanteste Linkspolitiker der Schweiz.

gegen Parteigrössen wie Bundesrat Moritz Leuenberger, Nationalrat Rudolf Strahm und die aufstrebende Simonetta Sommaruga.

Mit 36, nach fünf Jahren im Bundeshaus, wechselte Maillard in die Waadtländer Regierung. Fünfzehn Jahre, bis 2019, blieb er im Amt. Fünf davon war er Regierungspräsident.

Seit Jugendzeiten nennt er sich PYM. Als er die Waadtländer Regierung zu dominieren begann, sprachen manche von «PYM Il Sung», nach Nordkoreas Staatsgründer.

Der Vergleich führt auf eine falsche Fährte. Maillard ist der uneitelste Politiker, den man sich denken kann. Er redet mit allen, hört zu. Eine solche Ruhe strahlt er aus, dass ihm manche hypnotische Fähigkeiten nachsagen.

Er kann aber auch anders. In öffentlichen Debatten überfährt er seine Gegner teilweise. Er ist dominant und siegesgewohnt.

Trotzdem verlor er 2011 die Bundesratswahl gegen Alain Berset. Die Bürgerlichen fanden damals, Maillard sei zu links. Berset galt als rechter Sozialdemokrat, mit dem man ins Geschäft kommen kann.

Heute haben sich die Einschätzungen verschoben. Während Berset in der Sozialpolitik kaum etwas erreicht hat, ist Maillard als Dealmaker anerkannt.

2019 wurde er Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds und kehrte als Nationalrat nach Bern zurück. Die Überbrückungsrente hat er mit Bundesrätin Karin Keller-Sutter mitgestaltet.

Wenn er will, bekommt er jeden Bundesrat in kurzer Zeit ans Telefon. Er zählt zu den einflussreichsten Parlamentariern des Landes. Auf der linken Seite kommt niemand an ihm vorbei.

In der Debatte um das Rahmenabkommen hat Maillard die Haltung der SP geprägt. Ähnlich präsent ist er in der Diskussion um die AHV-Reform.

Gerade in der Sozialpolitik geniesst er eine hohe Glaubwürdigkeit. Maillard wohnt mit seiner Familie in der Agglo-Gemeinde Renens, wo der Ausländeranteil bei über 50 Prozent liegt. Die beiden Kinder besuchen die öffentlichen Schulen.

Der Arbeiterführer lebt mit den Leuten, die er als Gewerkschafter vertritt. Das ist für einen gutverdienenden Sozialdemokraten keine Selbstverständlichkeit mehr.

In vielem erinnert Pierre-Yves Maillard an SP-Ikonen wie Helmut Hubacher und Willi Ritschard. Er ist heute der interessanteste Linkspolitiker der Schweiz.

Interview mit Pierre-Yves Maillard: Seite 28

Erpressbarer Bundesrat

Der Fall Alain Berset:

Wo wir stehen. Wie falsch informiert wird. Wie es weitergehen soll.

Christoph Mörgeli

Es gibt im Journalismus einen einzigen Grund, die Privatsphäre eines Menschen zu durchleuchten: Wenn ein öffentlicher Missstand vorliegt, den es im allgemeinen Interesse zu benennen und zu beheben gilt. Der von der *Weltwoche* (Nr. 37/21) aufgedeckte Missstand liegt darin, dass sich Bundesrat Alain Berset (SP) durch sein privates Verhalten erpressbar gemacht hat. Daran ändert auch die Versicherung seines Kommunikationschefs nichts, der nach Aufdeckung eines Strafbefehls im letzten November behauptet hat: «Bundesrat Berset ist nicht erpressbar.»

Das ist nachweislich falsch. Alain Berset hat nach dem 21. November 2019 über Wochen einen erheblichen Aufwand betrieben und sogar seine wichtigsten Mitarbeiter im Departement eingespannt, um den Erpressungsversuch einer früheren Geliebten zuerst gütlich beizulegen und dann zu verzögern und zu vertuschen. Wäre Berset nicht erpressbar gewesen, hätte er gar nichts unternehmen müssen, als seiner Ex-Geliebten mitzuteilen, sie könne die von ihr eingereichten Beweismittel dieser früheren Affäre ohne weiteres veröffentlichen. Denn alle ihre Vorwürfe seien für ihn komplett ungefährlich. Wer nicht erpressbar ist, muss eine Erpresserin nicht wochenlang hinhalten.

Handlungsfähigkeit beeinträchtigt

Genau das hat Bundesrat Berset aber getan. Das belegen die der *Weltwoche* vorliegenden Strafakten. Er hat seinen öffentlich besoldeten Generalsekretär vorgeschickt, um mit der Frau zu verhandeln: «Wir fordern Sie auf, Ihre Versuche sofort einzustellen. Sollten Sie dazu bereit sein, könnten wir allenfalls von einer Strafanzeige absehen.» Auch andere Bundesbedienstete mussten sich mit der Affäre beschäftigen. Es ist aber nicht deren Aufgabe, das Privatleben von Bundesräten aufzuräumen. Berset erst zwölf Tage später zugezogener Anwalt setzte kurz vor den Bundesrats-Erneuerungswahlen voll auf Verzögerung: «Um Zeit zu gewinnen, wird beschlossen, am Dienstagabend wieder um 20.00 Uhr zu reagieren.» Er vereinbarte ein Treffen mit der Frau bewusst erst nach

der Wiederwahl Berset und verhandelte mit ihr noch unmittelbar bevor sie durch sieben (!) Elitopolizisten von «Tigris» verhaftet worden ist.

Es gibt einen einfachen Grundsatz für Politiker in hohen Ämtern, die den Staat repräsentieren und die das Funktionieren des Staates und des Staatsapparates verantworten. Dieser Grundsatz gilt ganz besonders für die sieben Mitglieder der Landesregierung als exponierteste und wohl am meisten identitätsstiftende Institution der Schweiz. Bundesräte dürfen im Privatleben nichts tun, was geeignet ist, ihre Handlungsfähigkeit in ihrer Funktion zu beeinträchtigen, für die sie bezahlt werden

Kommunikationschef Lauener versucht, Vorwürfe zu entkräften, die nie erhoben worden sind.

und zahlreiche, teilweise sogar lebenslange Privilegien geniessen. Alain Berset hat seine Stellung mutwillig gefährdet, als er in Asien in seiner Eigenschaft als Kulturminister mit einer fünfzehn Jahre jüngeren Kulturschaffenden anbandelte und eine vor seiner Familie geheim gehaltene Affäre begann.

Letztes Wochenende sind neue Fakten ans Licht gekommen. Die *NZZ am Sonntag* hat die Dienstfahrten Berset von einem Liebeswochenende in Deutschland zurück nach Bern minutiös recherchiert. Der Bundesrat beorderte die Bundeslimousine samt Chauffeuse nicht zum «Hirschen» in Lehen am Stadtrand von Freiburg im Breisgau, wo er zweimal mit seiner Liebsten übernachtete. Sondern vor das «Novotel am

Konzerthaus» im Stadtzentrum, das eher wie ein Businesshotel anmutet. Der jederzeit exakt kalkulierende Strategie Berset hat also auch seine nächsten Mitarbeiter getäuscht, indem er den Eindruck vermittelte, es handle sich um eine Art amtliche Reise. Dieser Ausflug war keineswegs ein Einzelfall, nennt doch die *NZZ am Sonntag* auch das Wellness-Hotel «Auerhahn» im Schwarzwald und spricht im Zusammenhang mit Berset von sorgfältig verwischten Spuren bei seinen «Liebesabenteuern».

Öffentlichkeit hinters Licht geführt

Diese Ausführungen widerlegen die Behauptung von Berset's Entourage, die Erpressungsaffäre sei mit dem Strafbefehl ein für alle Mal erledigt. Kommunikationschef Peter Lauener liess via die Nachrichtenagentur SDA/Keystone verlauten, es gebe keine «verfänglichen Fotos, die den Bundesrat belasten könnten». Nur hat solches zuvor niemand behauptet, schon gar nicht die *Weltwoche*. Lauener versucht jetzt verzeifelt, Vorwürfe zu entkräften, die überhaupt nie erhoben worden sind.

Berset's Kommunikationsstelle liess auch ausrichten, der Generalsekretär des Innendepartements habe zur Bewältigung von Berset's Liebesleben lediglich «zwei Arbeitsstunden» aufgewendet. Dabei belegen die Akten, dass Lukas Bruhin an mehreren Tagen im Zusammenhang mit Berset's Ex-Geliebter beschäftigt war. Berset selber habe – so behaupten seine Sprecher – sich «immer nur an Wochenenden und am Feierabend» mit der Affäre befasst. Radio SRF berichtete gar, er habe werktags lediglich die Zeit «nach 22 Uhr» genutzt. Dabei hat die *NZZ am Sonntag* aufgezeigt, dass er 2012 ein Liebeswochenende in Süddeutschland sogar bereits am Freitagnachmittag angetreten hat. Auch die Strafakten beweisen das Gegenteil: Der Gesundheitsminister hat am Donnerstag, 21. November 2019, um 16.17 Uhr die erste Erpressungsmail von der früheren Geliebten empfangen und am Montag, 25. November, gegen 10 Uhr deren Brief geöffnet. Am Donnerstag, 28. November 2019, um 13.03 Uhr hat Berset selber eingetragenen: «Mail von mir mit einem Vorschlag für





Bonjour [REDACTED]

Tout d'abord j'espère que tu vas bien, malgré ces circonstances.

J'ai reçu le message que tu m'as envoyé le 21 novembre sur un ancien email privé. J'ai également reçu les 3 messages envoyés sur la messagerie instagram le même jour. J'ai d'abord pensé que tes comptes avaient été piratés et que quelqu'un d'autre agissait à ta place, parce que je ne connais pas d'accord financier. C'est la raison pour laquelle nous avons dû procéder à quelques vérifications pour savoir qui écrivait, ce qui a conduit à l'appel et au mail du samedi 23 novembre.

Mais maintenant que c'est clarifié, je pense que l'on pourrait se rencontrer directement, comme tu le souhaites. C'est déjà pour cela que j'ai essayé de t'appeler le 25 novembre.

Je te laisserai volontiers choisir le lieu de la rencontre et nous devons fixer ensemble une heure et une date. Nous pourrions par exemple nous retrouver autour d'un café à Zürich, à Berne ou ailleurs.

Tu peux m'appeler au 079 [REDACTED] pour fixer le rendez-vous. Je ne suis pas joignable tout le temps, mais si il le faut je te rappellerai de mon côté.

Melleurs messages, Alain

«Man könnte sich direkt treffen»: Zwei Wochen vor den Bundesrats-Erneuerungswahlen schlug Alain Berset seiner Erpresserin eine Zusammenkunft in Zürich oder Bern vor.

ein Treffen». Am Montag, 2. Dezember, empfing Berset um 09.12 Uhr eine Mail mit Datenvorschlägen von der Frau. Gegen 11 Uhr an jenem Montag nahm Bundesrat Berset – also auch hier während der Arbeitszeit – erstmals Kontakt auf mit seinem Anwalt Patrik Eisenhut. Um 17 Uhr, also mitnachten um 22 Uhr, erfolgte an jenem Montag die «erste gemeinsame Sitzung». Die von den steuerfinanzierten Fassadenreinigern des Departements gestreuten «Informationen» erweisen sich als dreiste Unwahrheiten.

Im Weiteren steckten Berts PR-Mitarbeiter ihnen nahestehenden Medien, man habe die Erpresserin mit Elitepolizisten von «Tigris» überfallen müssen, weil «mehrere Drohanrufe von deutschen Anschlüssen» beim Bundesrat eingegangen seien. So kam es zur

Blick-Schlagzeile: «Bundesrat aus Ausland bedroht». Berts Lager sprach sogar von einer «Gefährdungssituation». Tatsächlich zeigen die Strafakten, dass am Samstag vor den Bundesratswahlen einzig zwei Telefonanrufe aus Deutschland bei den Berts festgestellt wurden. Der erste Anruf ging ohne Text auf dem Beantworter des Handys von Berts Ehefrau ein, der zweite auf dem Festanschluss im Hause Berset, wobei der Anrufer «etwas Unverständliches» wollte. Von einer Drohung irgendeiner Art kann also keine Rede sein. Genauso wenig wie von «in verschiedenen Sprachen geäusserten Drohanrufen». Warum hat der Magistrat nicht gemäss Aide-Mémoire für Bundesräte den Sicherheitsdienst beigezogen? Laut *Blick* habe Berset «gleichentags» einen Anwalt

eingeschaltet. In Wahrheit hatte er den Anwalt schon fünf Tage zuvor engagiert.

Mit der Logik unvereinbar ist denn auch die Begründung des Beizugs der Anti-Terror-Truppe «Tigris» zur Verhaftung von Berts Ex-Geliebten aufgrund eines angeblich erhöhten Gefährdungspotenzials. Gleichzeitig teilte nämlich die Bundesanwaltschaft mit, der Einsatz gegen die Beschuldigte sei «nicht in Vollmontur» geschehen. Da fragt sich das staunende Publikum: War nicht soeben die Gefahr noch gross? Dann hätten die «Tigris» vollbewaffnet und in Vollmontur einfahren müssen. Wenn sie aber in Realität «selbstverständlich nicht in Vollmontur» zum Einsatz kamen, dann kann auch die Gefahr, die von der alleinerziehenden Mutter ausging, nicht so enorm gewesen sein.

Parlament will untersuchen

Die parlamentarischen Aufsichtsorgane scheinen jetzt bereit, sich des Falles anzunehmen. Die Geschäftsprüfungskommission des Ständerats hat aufgrund eines Berichts der Aufsichtskommission das Verhalten der Bundesanwaltschaft zu beurteilen. War der Einsatz der Elitepolizisten «Tigris» für den Zugriff auf die beschuldigte Frau angemessen? Lief das Strafverfahren korrekt ab, oder wurde Bundesrat Berset als Privatkläger gegenüber gewöhnlichen Bürgern begünstigt? Warum konnte Berset beziehungsweise sein Anwalt gegenüber der Strafverfolgungsbehörde wahrheitswidrig behaupten, die Kontakte mit der Ex-Geliebten seien seit 2013 «ausschliesslich» von der Frau ausgegangen? Warum wurde Berset als Privatkläger im Strafverfahren die übliche Einvernahme im Beisein seiner Ex-Geliebten erlassen? Wurde die in Aussicht gestellte schriftliche Befragung Berts überhaupt durchgeführt – und wenn nein, warum nicht?

Die Geschäftsprüfungskommission des Nationalrats muss untersuchen, in welchem Ausmass Berset Bundesmittel und Bundesangestellte bei der Bewältigung seiner Privataffäre beansprucht hat. Mindestens eine weitere Affäre, von der die *Weltwoche* weiss, hat sich innerhalb der Bundesverwaltung abgespielt. Wie steht es hier um Abhängigkeiten und Machtgefälle? Sein Privatleben muss privat bleiben, solange es Berts Amtsführung nicht beeinträchtigt. Es sorgte allerdings für Stirnrünzeln, als sich der Gesundheitsminister im November 2017 unter Angabe privater Gründe von der zweitägigen Strategischen Führung des Bundesrates dispensierte. Die *Weltwoche* hat Kenntnis von mehrtägigen Aufenthalten des Bundesrates im Jahr 2012 mit seiner späteren Erpresserin in Berlin. Welche Transportmittel zu wessen Lasten hat er benutzt? Und hat Berset seine Privatvergnügen auch jederzeit privat bezahlt? Gegenwärtig stehen jedenfalls allzu viele Fragen und allzu wenige Antworten im Raum.

Wahre Liebe

Das Medienhaus Ringier ist Bundesrat Alain Berset blind ergeben. Es bejubelt seine Covid-Politik, deckt seine Affäre ab und wird zum Dank mit Indiskretionen gefüttert.

Christoph Mörgeli

Am Tag der letzten Bundesratswahlen, dem 11. Dezember 2019, wandte sich Scarlett Gehri*, die frühere Geliebte von Bundesrat Alain Berset, unter einem Pseudonym um 10.30 Uhr und nochmals um 11.22 Uhr an den *Blick*. Ebenso bedient wurden damals die *Glückspost* und die *Schweizer Illustrierte* vom Verlag Ringier sowie *20 Minuten* von Tamedia. Per E-Mail bekamen die Journalisten unter dem «Betreff: Affärenbesuche auf Kosten des Steuerzahlers» folgende Anfrage: «Guten Tag. Wie viel würden Sie bezahlen, wenn wir Ihnen (sehr eindeutige) Beweise geben, dass einer unserer (verheirateten) und soeben wiedergewählten Bundesräte eine Affäre hat, welche ein Kind von ihm abtreiben musste? PS: Der besagte Bundesrat verwendete jeweils den Bundesratswagen inkl. Chauffeur für geheime Liebesnächte mit der eindeutig jüngeren Frau, z. T. in Deutschland. Besten Dank.»

Erst um 17.14 Uhr jenes Tages antwortete Sermin Faki, Ressortleiterin Politik beim *Blick*: «Sehr geehrte Dame oder sehr geehrter Herr. Herzlichen Dank für Ihre Mail. Das tönt natürlich interessant – umso bedauerlicher ist es, dass Sie es an verschiedene Medien geschickt haben. Bevor ich mich dazu äussere, müsste ich Einzelheiten wissen: Um wen geht es, welche Art Beweise haben Sie?» Eine Antwort blieb aus. Der *Blick* unternahm aber in der Folge auch keinerlei Versuch, dieser für ein Boulevardblatt hochexplosiven Geschichte weiter nachzugehen. Leo Lüthy, der Chefredaktor der *Glückspost* aus dem Hause Ringier, fertigte die Informantin kurz ab: «Dies alles (Briefe, Mail, SMS) ist manipulierbar. Und eine aussereheliche Affäre ist noch nicht staatsgefährdend.»

Schreibende Prätorianergarde

Ob sich das Haus Ringier ebenso dezent verhalten hätte, wenn es hinter dem Ehebrecher die SVP-Bundesräte Ueli Maurer und Guy Parmelin oder den Freisinnigen Ignazio Cassis vermutet hätte? Zweifel sind angebracht. Denn die Medien dieses Verlags gebärden sich seit Alain Bersets Wahl Ende 2011 als sein journalistischer Schutzschild, eine Art schreiben-



«Das private Malheur»: Berset, Walder.

de Prätorianergarde. Schon am Tag nach den Gesamterneuerungswahlen von 2019 wollte der *Blick* den Gesundheitsminister anstelle von Ignazio Cassis ins Aussendepartement jubeln. Berset habe im Vorjahr als Bundespräsident bewiesen, «dass er für den Job des Aussenministers taugt». Laut Einschätzung des zugezogenen *Blick*-Politologen gehörte der Freiburger zu den «neuen Polit-Stars».

Nachdem die *Weltwoche* im letzten November den Erpressungsversuch von Scarlett Gehri öffentlich gemacht hatte, eilte Kolumnist Frank A. Meyer Berset im *Sonntagsblick* zu Hilfe. Unter dem Titel «Keine Geschichte» schrieb Meyer eine längere Geschichte, über die es nichts Inhaltliches zu berichten gebe, da «die Story über das private Malheur» des Bundesrates gar keine sei und kein öffentliches Interesse verdiene. Öffentliches Interesse verdiente beim *Blick* hingegen die Tatsache, dass Alain Berset («Herr des Rings») seinen Ehering zuweilen trage und an anderen Tagen ablege. Der «glücklich verheiratete Gelegenheits-Ringträger» sei eben «aufgeschlossen, locker und mit explizit modernem Rollenverständnis».

Als Kulturminister geniesst Alain Berset bei Ringier ohnehin Kultstatus. Er ist unentbehrlicher Gast beim «Dîner républicain» anlässlich des Filmfestivals in Locarno. Die Journalistin Cinzia Venafro, Ehefrau von *Blick*-Chefredaktor Andreas Dietrich, himmelte: «Das schönste Paar der Schweizer Politik: Bundesrat Alain Berset und Gattin Muriel Zeender». Venafro schwärmte vom «Feministen Berset und den Frauen» oder vom «Philosophen Berset». Und sie konfrontierte ihn mit so knallharten jour-

nalistischen Aussagen wie «Herr Bundesrat, Sie zeigen Stil mit Ihrem Borsalino-Hut».

Direktzugang zum Bundesrat

Marc Walder, Mitbesitzer des Ringier-Verlags, ist seit Jahren befreundet mit Alain Berset und hat jederzeit Zugang zum Gesundheitsminister. Walder gilt als ausgezeichneter Netzwerker, und mit dem Innenminister verbinden sich zahlreiche Beziehungen zu Walders Herzensanliegen, nämlich «Digital Switzerland». *Blick*-Chefredaktor Andreas Dietrich und *Sonntagsblick*-Chef Gieri Cavelti sind als bewährte Linke vor allem seit Ausbruch der Covid-Pandemie in allem und jedem auf Berset-Kurs und befürworten regelmässig weit gehende staatliche Vorschriften.

Im Gegenzug werden die Ringier-Medien aufs zuverlässigste mit Interna aus dem Departement Berset versorgt. Die übrigen sechs Bundesräte müssen jeweils nur den *Blick* konsultieren, wenn sie wissen wollen, welche Anträge der Gesundheitsminister an der nächsten Bundesratssitzung stellen wird. Regelmässig fädelt Chefredaktor Cavelti grosse Interviews von Berset im *Sonntagsblick* ein. Der Bundesrat prangte als Coverboy auch auf den Titelseiten der *Schweizer Illustrierten* und der *Glückspost*. Die Ringier-Zeitschrift *L'Hebdo* schrieb eine dreiseitige Hommage auf die Malkunst von Bersets Gattin Muriel Zeender. Die Komikerin Patti Basler gestand in der *Schweizer Illustrierten* schmachtend: «In Alain Berset habe ich mich ein bisschen verliebt.»

Bei der neuerdings aufgefliegenen Erpressungsaffäre macht der *Blick* Bundesrat Berset zum «Leidtragenden einer Amtsgeheimnisverletzung» und sehnte sich die Bestrafung des *Weltwoche*-Journalisten geradezu herbei. Das Bemühen des Blatts, die jahrelange wichtige Rolle von Scarlett Gehri im Leben von Bundesrat Alain Berset abzuwerten, gipfelt in ihrer Kennzeichnung: Sie figuriert im *Blick* nicht als seine ehemalige Geliebte, sondern als irgendeine «Bekannte».

*Name geändert

PERSONENKONTROLLE

Molina, Lauener, Berset, Fluri, de Montmollin, Macron, Parmelin, Bolsonaro, Weidel



Eindrückliches Lobbying: de Montmollin.

Fabian Molina, Berset-Lautsprecher, kann einem leidtun. Er musste im letzten «Sonn-talk» von Tele Züri seinen Bundesrat wegen dessen ausserehelicher Eskapade, wegen des Einspannens des Staatsapparat zur Plattmachung der Frau und wegen des Einschaltens eines Psychiaters zwecks Verrückterklärung der früheren Geliebten verteidigen. Molina tat das mit solcher Verve, dass man sich fast schon darüber wunderte. Nun, laut gutinformierten Quellen verbrachte der Zürcher SP-Politiker fast den gesamten Nachmittag am Telefon mit **Peter Lauener**, dem Informationschef von **Alain Berset**. Dieser trichterte ihm Wort für Wort ein, was er zur Geschichte sagen sollte – und so wurde Molina zum willfähigen Mega-phon des SP-Bundesrats. (hmo)

Kurt Fluri, Unruhehändler, tritt nach 28 Jahren als Stadtpräsident von Solothurn ab. Sein Nachfolger oder seine Nachfolgerin wird am kommenden Sonntag gewählt. Wenn man ihn fragt, ob es ihm ohne den Stapi-Job nicht langweilig werde, winkt der Solothurner Freisinnige mit einem Schmunzeln ab: Er habe ja noch ein paar andere Ämter, unter anderem das Nationalratsmandat. Ohne das Stadtpräsidium von Solothurn komme er jetzt langsam in die Nähe der Vierzig-Stunden-Woche. (hmo)

Simone de Montmollin, Flip-Flopperin, zeigt eindrücklich, wie erfolgreich Lobbying sein kann. Die freisinnige Nationalrätin kämpfte in der vorberatenden Kommission dafür, dass Streamingdienste wie Netflix 2 Prozent ihrer Einnahmen abgeben müssen, um den Schweizer Film zu fördern. Die Kultur-Einflüsterer schafften es, dass die Genfer Önologin ihren Antrag zurückzog und wie die Mehrheit des Parlaments eine Abgabe von 4 Prozent be-



Am Telefon mit Lauener: Molina.

fürwortete. Immerhin droht ihr und ihrer Partei jetzt ein Angriff aus den eigenen Reihen. Die Jungfreisinnigen wollen das Referendum gegen die Vorlage ergreifen. (odm)

Emmanuel Macron, Wüterich, sieht die Felle der französischen Rüstungsindustrie davonschwimmen. Nachdem sich die Schweiz für den amerikanischen Kampfjet F-35 entschieden hat, wollen die Australier neu ihre Atom-U-Boote ebenfalls aus den USA beziehen. Als Antwort schlägt der französische Staatspräsident diplomatisch um sich: Er hat erstmals in der Geschichte den Botschafter seines Landes aus Washington abgezogen. Die Schweiz kam vergleichsweise glimpflich weg: Es wurde lediglich ein Treffen mit Bundespräsident **Guy Parmelin** (SVP) auf die lange Bank geschoben. (fsc)

Jair Bolsonaro, Gesunder, erlebt am eigenen Leib die Folgen seiner Impfskepsis. Nach seiner Ankunft in New York zur Uno-Vollversammlung musste Brasiliens Staatschef sein Abendessen auf der Strasse einnehmen – eine Scheibe Pizza. Die meisten Restaurants im Big Apple verlangen einen Covid-Impfnachweis von ihren Gästen. (ky)

Alice Weidel, Spitzenfrau, erhielt gute Nachrichten. Die Staatsanwaltschaft Konstanz stellte ein Ermittlungsverfahren gegen die Spitzenkandidatin der Alternative für Deutschland (AfD) im Zusammenhang mit Spendenvorfällen ein. Sie nehme dies «mit Genugtuung» zur Kenntnis, erklärte ihr Sprecher. Damit seien den haltlosen Spekulationen endgültig die Grundlage entzogen. Drei Jahre brauchte der Staatsanwalt, um Weidels Unschuld festzustellen. Aber immerhin kam die Entscheidung noch vor dem Wahltag. (ky)

Aretha Franklin statt Bob Dylan

Fegt jetzt die *woke*-Kultur die Nostalgie der Sechziger weg? Und was wünschte sie sich an ihrer Stelle? Die Fragen drängen sich auf angesichts der «500 besten Songs aller Zeiten», wie sie die amerikanische Musikzeitschrift *Rolling Stone* 2004 erstmals präsentierte. Die Behauptung klang schon damals selbstgerecht.

Zumal sechs Jahre später eine kaum korrigierte Version herauskam. Beide bestätigten das Offensichtliche: Die Jury schien sich überwiegend aus ehemaligen Hippies zusammensetzen. Denn fast 70 Prozent ihrer liebsten Songs waren von weissen Männern in den Sechzigern und Siebzigern eingespielt worden. Frauen

und Hip-Hop-Künstler waren in der Liste kaum vertreten. Anders gesagt: *Rolling Stone* machte sich lächerlich.



«Die 500 besten Alben aller Zeiten.»

Das scheinen ihre Betreiber erkannt zu haben – und bemühen sich demonstrativ um das Gegenteil. Schon die Liste der «500

besten Alben aller Zeiten», vor einem Jahr aktualisiert, wirkte wie ein tönender Opportunismus. Diesen bestätigt jetzt die nachgereichte Liste der besten Lieder, ausgewählt von einer offensichtlich jüngeren Jury.

Nichts dagegen, wäre die neue Liste, die zur Hälfte neue Songs enthält, nicht dermassen aufdringlich in ihrem Bemühen um allseitige Korrektheit. Dass jetzt Aretha Franklin die Liste anführt und nicht Bob Dylan – geschenkt. Ob ihr feministischer Frühprotest «Respect» wirklich so gut ist oder nur passend, muss man sich trotzdem fragen. Und ob der Hip-Hop jetzt als Genre jetzt nicht übervertreten ist, ebenfalls. Dass man viele Stücke der Sechziger weggewählt hat, ist dagegen eine überfällige Korrektur; statt über 40 Prozent stammen diesmal noch halb so viele aus dem Aufbruchjahrzehnt.

Das Gute zuletzt: Die neue Liste klingt tatsächlich vielfältiger, aktueller, relevanter – und enthält Hunderte grossartiger Songs. Geht ja.

Jean-Martin Büttner

MÖRGELI

Einfach für verrückt erklärt

Der intelligente, kahle, mit buschigen Augenbrauen ausgestattete Bundesrat hatte eine beherrschende Stellung im Gremium. Um seine Meinung kamen die Kollegen in der Landesregierung nicht herum. Sein Wort war das entscheidende. Der freisinnige Aargauer Emil Welti sass von 1867 bis 1891 im Bundesrat. Welti versuchte, die Schweizer Privatbahnen zu verstaatlichen und sie zu Bundesbahnen, zur SBB, zu machen. Er darf als Gründungsvater unseres öffentlichen Verkehrs gelten.

Seine ÖV-Amtsnachfolgerin ist die Sozialdemokratin Simonetta Sommaruga. Ihr Ehemann Lukas Hartmann wirkt als erfolgreicher Schriftsteller. Er veröffentlichte 2018 den Roman «Ein Bild von Lydia». Es geht um Lydia Escher, die Tochter des Politik- und Wirtschaftsgiganten Alfred Escher. Lydia war klug, kunstbegeistert – und unglücklich verheiratet mit dem Sohn des mächtigen Bundesrats Emil Welti.

Hartmanns Roman erzählt, wie sich Lydia Welti-Escher unsterblich in den Berner Kunstmaler Karl Stauffer verliebte. Die beiden brannten 1889 nach Italien durch. Nun walzte Bundesrat Emil Welti mit seinem politischen Machtapparat das flüchtige Paar platt. Er setzte Beamte verschiedener Departemente in Trab. Diese organisierten in Rom einen Psychiatrieprofessor, der Lydia kurz und oberflächlich untersuchte. Er diagnostizierte bei der völlig normalen Frau pflichtschuldig «systematisierten Wahnsinn».

Sommarugas Parteikollege im Bundesrat heisst Alain Berset. Als dieser 2019 von einer Ex-Geliebten erpresst wurde, setzte er seinen politischen Machtapparat in Gang. Man fand einen Psychiater, der bei der namhaften Künstlerin mittels Ferndiagnose ohne Untersuchung eine «wahnhaftige Störung» und wenig später den Ausbruch einer «Schizophrenie» diagnostizierte. Damals wie heute erklären die Mächtigen rasch und gerne jene für verrückt, durchgedreht und durchgeknallt, die ihnen unbequem werden. Dabei beweist doch die Affäre Berset: Das Normalsein ist schon verrückt genug. Oder mit Joachim Ringelnatz: «Jeder spinnt auf seine Weise/Der eine laut, der andere leise.»

Christoph Mörgeli

Fakten aus der Intensiv-Pflege

Spitaldaten zeigen: Bei jungen Gesunden ist ein schwerer Corona-Verlauf sehr unwahrscheinlich. Und: Die Impfung wirkt.

Von Alex Baur

Gemäss den aktuellen Daten des BAG ist das mittlere Alter der an oder mit Sars-CoV-2 Verstorbenen leicht gesunken, von 86 auf 82 Jahre, wobei 96 Prozent an mindestens einer schweren Vorerkrankung litten. Gesunken ist auch das mittlere Alter der Hospitalisierten, von über 70 auf 56 Jahre, wobei 86 Prozent an einer einschlägigen Vorerkrankung (Herzbeschwerden, Diabetes, Adipositas etc.) litten.

Der Schluss, dass Corona nun auch zunehmend junge Gesunde trifft, ist trotzdem falsch. Denn für die Statistik der Spitaleinweisungen gibt ein positiver PCR-Test den Ausschlag, und dieser besagt nichts über die Schwere der Erkrankung. Entscheidend ist der Aufenthalt auf einer Intensiv-Pflege-Station (IPS) nach Alter und Dauer. Doch dazu werden keine aktuellen Zahlen veröffentlicht.

Dabei wären die Daten vorhanden. Im Rahmen des Projektes CH-SUR werden die Covid-Verläufe auf den 21 wichtigsten Schweizer Intensivstationen erfasst. Diese betreuten rund 57 Prozent der Patienten im Land. Eine erste Auswertung vom letzten Februar zeigte, dass im ersten Corona-Jahr 90 Prozent von insgesamt 1444 IPS-Patienten über fünfzig Jahre alt waren. 6 Prozent waren zwischen dreissig und vierzig, die restlichen 4 Prozent jünger.

Mit dem Alter steigt die Gefahr

Entscheidend ist aber auch der Krankheitsverlauf in der Intensivpflege. Während die über Vierzigjährigen im Mittel zwischen 12 und 16 Tagen auf der IPS lagen, waren es bei den Jüngeren 1 bis 5 Tage. Bei den insgesamt 67 IPS-Patienten unter vierzig wurden über die ganze Zeit lediglich acht Todesfälle verzeichnet. Mit zunehmendem Alter sanken die Überlebenschancen dramatisch.

Auf Ersuchen der *Weltwoche* hat das BAG die Daten für das laufende Jahr (bis 5. September) ausgewertet. Sie zeigen ein ähnliches Bild. Bei den unter Zwanzigjährigen wurden überhaupt keine Todesfälle mehr registriert, bei den unter Vierzigjährigen deren sechs. Zwar ist der Anteil der über Fünfzigjährigen an allen 1146 IPS-Pa-

tienten leicht zurückgegangen, nämlich auf 82 Prozent. Doch alles andere wäre verwunderlich gewesen: Mit zunehmendem Alter steigt die Impfquote markant.

Und die Impfung schützt, wie dieselbe Statistik eindrücklich zeigt: Von den insgesamt 1146 IPS-Patienten waren 76 Prozent nicht und 3 Prozent erst teilweise geimpft. Lediglich sieben vollständig Geimpfte starben auf der Intensivstation. Noch besser schützt eine frühere Ansteckung (ein einziger Todesfall).

Mittlerweile räumt auch das BAG ein, dass sich früher oder später voraussichtlich alle mit Sars-CoV-2 anstecken werden und dass eine Ansteckung nach dem Stand der Forschung den nachhaltigsten Schutz bietet. Ein schwerer Verlauf ist auch bei jungen Gesunden nie ganz auszuschliessen, aber doch sehr unwahrscheinlich. Wenn es je zu einer Überlastung des Systems kommen sollte, läge es sicher nicht an den ungeimpften Gesunden unter vierzig.



Fredy setzt auf Atomkrokodil

Stromabkommen mit der EU: Statt Alternativen eine Restensuppe vom Mann, der bei Alpiq versagt hat.



Hans E. Schweickardt hat die Alpiq fast in den Boden gerammt. Für Kompass/Europa von Fredy Gantner hat er ein gänzlich unbrauchbares Energiepapier verfasst.

Schweickardt 1: Ein Übergangsabkommen mit der EU soll im Strombereich weiterhelfen. Wir werden mehr bezahlen müssen und weniger bekommen als bei dem für die Schweiz äusserst vorteilhaften Rahmenabkommen.

Schweickardt 2: Wir sollen unsere überalterten und deshalb nicht versicherbaren Atomkraftwerke weitere zehn Jahre laufen lassen. In die gleiche Richtung geht Simonetta Sommaruga. Deshalb lobt Gantner Sommaruga. Ein gemischtes Doppel ohne Sachverstand.

Schweickardt 3: Der gescheiterte Alpiq-Chef will den Strom zusätzlich verteuern, um uns Gaskraftwerke aufs Auge zu drücken. Gaskraftwerke sind sinnlos, weil wir gar keine nennenswerten Gasspeicher haben. Und uns die EU im Krisenfall nicht nur keinen Strom liefert, sondern auch den Gashahn zudreht.

Der Zufall will es, dass ausgerechnet Hans E. Schweickardt federführend versucht hat, die Privataktionäre der Wasserkraftgesellschaft Energie Electrique du Simplon (EES) mittels eines «Squeeze-out» zu enteignen. Auf Wikipedia lesen wir: «Bei einem Squeeze-out werden die Anteile kleinerer Aktionäre von einem Hauptaktionär aufgekauft und die kleineren Aktionäre somit aus dem Unternehmen hinausgedrängt.»

Ich gehörte seinerzeit zu den drei aktivistischen Kleinaktionären, die dies verhindert haben. Genau wie die Umwandlung der EES

zu einem Partnerwerk. Deshalb bezahlt unsere Kraftwerksgesellschaft, die pro Jahr immerhin 250 Millionen Kilowattstunden Strom produziert, nicht nur Wasserzinsen, sondern in guten Zeiten – wie sie jetzt wieder anbrechen – auch hohe Dividenden an die Aktionäre und somit hohe Gewinnsteuern in die Kassen von Gemeinde, Kanton und Bund.

Denn die Strompreise steigen steil an. Und dies wird in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren so bleiben. Eigentlich müssten die Wasserzinsen verdoppelt werden. Leider verhindert dies mit andern der ehemalige SVP-Präsident Albert Rösti. Der Schlaumeier ist neu für feste Wasserzinse bis 2030.

Kehren wir zurück nach Gondo. In diesem ehemaligen Schmugglernest leben nur mehr 75 Menschen. Auf dem Papier. Hier steht kurz vor der Schweizer Grenze die wichtigste Zentrale unserer Energie Electrique du Simplon, die eben wieder zu einer Gelddruckmaschine mutiert.

In Gondo gibt es – wie übrigens auch im Urnerland des Bernhard Russi – Spitzenanlagen für die Produktion von alpinem Solarstrom. Dank bifazialen Zellen fallen in Höhenlagen über 2000 Meter über Meer pro Kilowatt installierter Leistung 2000 Kilowattstunden Strom an. Davon die Hälfte im Winter.

Das für den Bau von Solarzellen geeignete Land gehört in Gondo nur wenigen Bodenbesitzern, deren verwegene Vorfahren einst vorab mit dem Zigarettenschmuggel gutes Geld verdienten. Die Parzelle des grössten Bodenbesitzers weist zwei Millionen Quadratmeter auf.

Die Privaten in Gondo sind bereit, mit Dritten Anlagen erstellen zu lassen, die allein im Gebiet Alpiq pro Jahr 340 Millionen Kilowattstunden Strom produzieren würden. Davon die Hälfte Winterstrom. Und dies weit unter den Preisen des Spotmarkts.

Im Gegensatz zu Schweickardt müsste Gantner mit all seinen Analysten eigentlich längst begriffen haben, dass in Gondo ein neues Goldzeitalter beginnt. Ständerat Beat Rieder war da schneller als der Zuger. Er hat vor zehn Tagen faktisch die Weichen für mehr alpinen Winterstrom gestellt.

Gantner müsste zusammen mit Bernhard Russi und Kurt Aeschbacher in den nächsten sieben Monaten alle zwei Wochen mit einem Air-Zermatt-Heli jenes sonnige Alpiq besuchen, das einst ganzjährig bewohnt war. Um sich von Jürg Rohrer, Dozent für erneuerbare Energien, erklären zu lassen, wie bifaziale, alpine Freiflächenanlagen funktionieren.

Auf dem Rückflug könnten unsere drei Kompass-Tellensöhne dem Landschaftsschützer Hans Weiss, der im nahen Ossolatal eine schöne Zweitwohnungs-Liegenschaft besitzt, einen Besuch abstatten. Um den Glücklichen, der öffentlich Wasser predigt und heimlich Wein trinkt, milde zu stimmen.

Fazit: Mit etwas Solar-Grütze in der Birne lässt sich das Stromloch im Winter stopfen. Mein Tipp: Tu den Rohrer in den Tank.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Letzte Bastion

Alle Schweizer Städte sind links. Alle? Nein. Im Tessin hält sich standhaft gegen den Zeitgeist eine der schönsten urbanen Oasen unseres Landes. Was läuft in Lugano besser?

Hubert Mooser



Swissness und Italianità: Lugano.

Montagabend im Palazzo Municipale von Lugano, die Stunde der Entscheidung naht. Es geht darum, wer Nachfolger des unerwartet verstorbenen Stadtpräsidenten Marco Borradori wird. Im Innenhof erinnert ein Bild mit Kerzen und Blumen an den beliebten Politiker, der seit 2013 die grösste Tessiner Stadt lenkte. Bis 18 Uhr konnten Bewerber ihre Kandidatur hinterlegen.

Wie erwartet hat ausser Vizepräsident Michele Foletti niemand sonst Interesse angemeldet. Damit ist der 55-jährige Politiker in stiller Wahl zum neuen Sindaco gewählt, und die Stadt bleibt in den Händen der Lega.

Hunderte Jobs verloren

Lugano ist die letzte bürgerliche Bastion unter den grösseren Schweizer Städten. Die Lega und die SVP, die hier bei Wahlen mit einer gemeinsamen Liste antreten, kontrollieren mit den Freisinnigen das politische Terrain. Die Linken haben in Lugano nichts zu bestellen. Vielleicht ist eine Erklärung dafür auch die konsequente Eingemeindung der umliegenden Dörfer, wie SVP-Präsident Marco Chiesa meint, den einflussreiche Kreise bereits als künftigen Sindaco handeln. «Das Verhältnis zwischen Luganos Stadt- und Landbevölkerung ist etwa gleich stark», erklärt Chiesa. Für Linke und Grüne sei es hier,

verglichen mit anderen Städten, darum auch etwas schwieriger, sich durchzusetzen.

Die Kaskade an Eingemeindungen hat aber auch dazu geführt, dass Lugano heute nach allen Seiten ausfranst. Am deutlichsten sichtbar ist dies am Monte Bré. Nur das oberste Viertel des Hausbergs ist noch dicht mit Wald bedeckt. Die Eingemeindungen haben der Stadtverwaltung zudem eine unverhältnismässig hohe Zahl an Personal beschert, das man von den einverleibten Kommunen übernehmen musste. Diese aufgeblähte Verwaltung belastet den Haushalt.

So, wie man das Emmental mit Käse verbindet, so bringt man Lugano zuerst mit Banken in Verbindung. Es ist der drittgrösste Schweizer Finanzplatz, der jedoch in den letzten Jahren durch die Finanzkrise von 2008 und dann durch den Informationsaustausch in Steuersachen arg gelitten hat. Viele Italiener, die ihre Vermögen im Tessin deponiert hatten, sind nun weg. Das spürte man in der Stadtkasse. Als Folge davon mussten die Steuern erhöht werden. Hunderte von Jobs gingen verloren.

Ein Meilenstein auch für Lugano war dagegen die Eröffnung des Ceneri-Basistunnels im letzten Jahr. Dadurch rücken Sopraceneri und Sottoceneri enger aneinander. Die Bahnfahrt Lugano–Bellinzona dauert bloss noch zwölf Minuten. Der Ceneri-Riegel markiert

eine unsichtbare Grenze zwischen dem ärmeren Norden mit der Kantonshauptstadt Bellinzona und dem wirtschaftlich starken Süden mit dem Bankenplatz Lugano sowie dem Flughafen Agno. Die Rivalität zwischen den beiden Kantonsteilen entlädt sich an den Spielen zwischen dem HC Lugano und dem HC Ambri-Piotta. Wenn sie aufeinandertreffen, herrscht Ausnahmezustand.

Es gab deshalb auch viel zu reden, als sich der Präsident des HC Ambri-Piotta, der frühere Ständerat Filippo Lombardi (Mittepartei), im Frühjahr in die Stadtexekutive von Lugano wählen liess, wo alle für den HC Lugano trommeln. Ein anderer bekannter Politiker, der in der Lokalpolitik sein Comeback gibt, ist der frühere Präsident der FDP Schweiz, Fulvio Pelli. Er liess sich ins Stadtparlament wählen. Sein Vater war von 1968 bis 1984 Stadtpräsident, nach ihm ist sogar eine Strasse benannt.

Andere kehren Lugano den Rücken. Die Stadt hat in den letzten Jahren gegen 2200 Einwohner verloren. Der Ausländeranteil beträgt rund 40 Prozent. Dass Lugano als Arbeitsort aber weiterhin attraktiv ist, erleben die Einheimischen jeden Tag, wenn die 73 000 Grenzgänger aus der Lombardei über das Tessin hereinbrechen und gut 20 000 davon nach Lugano drängen. Die Grenzgänger sind ein zent-

rales Thema der Lega. Sie würden den Luganesi die Jobs wegnehmen und das Lohngefälle drücken, sagt die Partei.

Die Nähe zu Italien und der Millionenstadt Mailand ist aber nicht bloss Fluch. Viele Italiener verbringen in Lugano ihre Ferien. Die Stadt mit ihrem malerischen See hat touristisch einiges zu bieten, auch wenn die Orte Ascona und Locarno am Lago Maggiore in dieser Sparte die Nase vorn haben. Eine Hauptattraktion am Seeufer sind die Schwäne, die nicht im Wasser schwimmen, sondern der Uferpromenade entlangwatscheln. Viele Schweizer Touristen, für die das Tessin früher in Ascona oder Locarno endete, entdecken erst jetzt die Region Lugano. Während der Pandemie hat man in der Stadt mehr Schweizer Touristen registriert als auch schon.

Lugano hat ja auch einen nicht unbedeutenden klimatischen Vorteil. Wenn es in vielen Regionen der Schweiz regnet, scheint hier meistens die Sonne. Kaum ist man aus dem Zug, hat man den Eindruck, in einer anderen Welt zu sein. Das liegt auch an dem im südländischen Rotton gehaltenen Bahnhofsgebäude. Über Treppen und rote Pflastersteine führt der Weg steil hinunter in die Altstadt. Auf halbem Weg kommt man an der Cattedrale San Lorenzo mit ihrem markanten Turm vorbei. Sie thront auf einer Terrasse.

Im Zentrum empfängt einen eine Mischung aus Swissness und Italianità. Wo vielerorts graue und weisse Gebäude das Stadtbild prägen, erfreut Lugano seine Betrachter mit anmutenden Farben wie Terrakottarot, Lachsorange oder Pastellgelb. Das gibt dem Ort das bei Touristen geschätzte mediterrane Flair. Aber nicht alles ist eine Augenweide. Die grössten Bausünden wurden in den 1970er Jahren begangen. Stararchitekt Mario Botta, der hier mit seinem Schaffen begann, kritisierte schon vor Jahren die Bauplanung. In der Stadt Lugano habe man immer mehr Hotels

«Das Verhältnis zwischen Luganos Stadt- und Landbevölkerung ist etwa gleich stark.»

zu «Residenzen» umfunktioniert. Diese Überbauungen führten zu gespenstig wirkenden Stadtteilen ohne Leben. Auch Botta selber hat nicht bloss Perlen gebaut, obwohl heute Architekten aus aller Welt anreisen, um einzelne seiner Überbauungen zu bestaunen.

Das politische Herz der Stadt schlägt an der Piazza della Riforma, wo der Palazzo Municipale

steht. Lugano ist das Mekka der Lega dei Ticinesi. Von hier startete der damalige Unternehmer Giuliano Bignasca seinen Siegeszug. Mit der Zeitung *Il Mattino della domenica* fing es Anfang der 1990er Jahre an. Ein Jahr später gründete er die Lega dei Ticinesi, die aus dem Stand zwei Nationalrats- und einen Ständeratssitz schaffte. Viele der Lega-Gründer sind frühzeitig verstorben: Giuliano Bignasca, sein Bruder Attilio Bignasca, Flavio Maspoli, Michele Barra und nun Marco Borradori.

Abriss des alten Schlachthofs

Lugano ist aber auch die Stadt der Familienclans wie der Giudicis. Der frühere Stadtpräsident und gelernte Architekt Giorgio Giudici regierte den Ort fast dreissig Jahre lang, bevor ihn Borradori 2013 aus dem Amt verdrängte. Eine andere einflussreiche Familie sind die Masonis. FDP-Politikerin Marina Masoni war Tessiner Finanzministerin, stolperte dann aber über eine Familienstiftung in Liechtenstein. Ihre Schwester sass in der Exekutive von Lugano. Auch die Pellis gehören zum Luganeser Politadel. Dann gibt es noch die Familie Mantegazza, der der HC Lugano gehört und von der es heisst, an ihr komme in der Region niemand vorbei.

Zwei Dossiers sorgen für Dauerzoff: Das eine betrifft den alten Schlachthof, eine Art Pendant zur Reithalle in Bern. Er wurde jahrelang von Autonomen besetzt. Vor einigen Monaten fasste man sich ein Herz und riss den besetzten Teil der Gebäude in einer Nacht- und Nebelaktion ab. Da keine Abrissbewilligung vorlag, läuft jetzt

aber ein gerichtliches Verfahren gegen die Stadträte.

Der andere Aufreger ist das geplante Sportzentrum inklusive eines neuen Wohnquartiers im Norden von Lugano, wo das neue Fussballstadion entstehen soll. Die Kosten betragen über 200 Millionen Franken, die Gemeinde will 170 Millionen Franken einschiessen. In der Kritik steht das Projekt, weil es sich die klamme Gemeinde nicht leisten kann, mit der übergrossen Kelle anzurichten. Zu den Gegnern gehört auch Pelli – weil er offenbar befürchtet, dass seine Wohnungen in der Stadt danach leer stehen. Der neue Stadtpräsident Foletti war aus finanziellen Abwägungen auch dagegen. Inzwischen redet er aber anders und hofft darauf, dass die Investition in Lugano zu einer Art Aufbruchstimmung führt. Einen Schub könnte die Stadt dringend gebrauchen. Zuerst muss aber noch darüber abgestimmt werden.



SVP-Präsident
Marco Chiesa.



Sindaco
Michele Foletti.



INSIDE WASHINGTON

Lüftchen beim Kapitol

Es ist schwer zu sagen, wer über den Flop der Demo von Trump-Anhängern am Wochenende in Washington mehr enttäuscht war: die wütende Horde von Marodeuren auf dem Capitol Hill oder das hysterische Washingtoner Pressekorps, dem der Beweis verwehrt wurde, dass Fans des Ex-Präsidenten gestörte Subversive sind, die man am besten einsperrt oder in ein künstliches Koma versetzt.

Am Samstagnachmittag versammelte sich eine bunt zusammengewürfelte Gruppe von «Make America Great Again»-Anhängern auf der Washington Mall, um sich mit den inhaftierten Randalierern zu solidarisieren, die seit achteinhalb langen Monaten immer noch hinter Gittern sitzen und auf ihren Prozess wegen ihrer Beteiligung an der Erstürmung des US-Kapitols am 6. Januar warten.

Die Kabelnachrichten scharrrten schon mit den Hufen, um endlich durchgeknallte Trumpisten mit Schaum vor dem Mund zeigen zu können. Ernüchert bekamen sie stattdessen das zu sehen, was ein Reporter des *Vice* als «einen Haufen Kumpels» beschrieb. Pfefferspray blieb im Halfter, Wikingerhelme blieben daheim in der Garage, und die Türen des Kapitols blieben verschlossen und unbehelligt.

Die Organisatoren der Veranstaltung rechneten mit einer bescheidenen Zahl von 700 Teilnehmern. Die *New York Times* und der konservative *Washington Examiner* schätzten die tatsächliche Anzahl einhellig auf eher zehn Dutzend. Wie der Twitter-Account der *Times* atemlos im Minutentakt berichtete, waren Polizei und Reporter bei der Kundgebung «Gerechtigkeit für J6» zahlenmässig weit überlegen.

Aber in den kalten Herzen der Polit-Presse keimt die Hoffnung immer wieder auf. Jason Stanley, Autor des Buchs «How Fascism Works», erklärte dem *Slate*: «Der Ku-Klux-Klan war die erste funktional faschistische Organisation.» Trump, versicherte er, sei immer noch «am Gewinnen».

Amy Holmes

Megans Schnellfeuerwaffe

Megan Fox und Machine Gun Kelly sind das Prominentenpaar der Stunde. Sie erlag seinem reinen Geist.

Benjamin Bögli

Die eine der beiden berühmten Megs, Meghan Markle, heiratete einen Edelmann, Harry. Die andere, Megan Fox, liebt eine *machine gun*, Kelly. Überraschenderweise kiff Machine Gun Kelly (MGK) jeden Tag. Dass er eine schwere Kindheit hatte, auch sonst allerlei Drogen ausprobiert hat, durchtätowiert ist und als Teenager bereits Vater wurde, verwundert indes nicht.

Die Schauspielerin Megan Fox («Transformers») nannte ihn trotzdem ihren «zukünftigen Baby-Daddy». Und das vor einem Millionenpublikum an den MTV Video Music Awards, wo das Paar am Sonntag vor einer Woche allen die Show stahl. Sie mit einem durchsichtigen Kleid, er mit seiner Grösse – 1,92 Meter –, seinem Namen und seiner rechten Hand, die er lässig über ihren Hintern gleiten liess.

In einem solchen Moment fragt man sich vielleicht, was die Schöne zum Freak hinzog. Megan Fox ist eine der umwerfendsten Frauen Hollywoods. Selbst «Transformers»-Regisseur Michael Bay, den sie öffentlich mit Hitler verglich, hat ihr verziehen. In Los Angeles nannte man sie das «erste echte Sexsymbol des 21. Jahrhunderts». Fox ist verheiratet und hat drei Kinder.

Und jetzt also Machine Gun Kelly. Wer ist das überhaupt?

In einem Satz: Kelly ist ein Rapper, der Rocker wurde. Mit beiden Stilen ist er sehr erfolgreich. Eigentlich heisst er Colson Baker und war ein verschupfter Bub – bis er aus seinem Unbehagen eine rhetorische Waffe formte. Seit er fünfzehn ist, nennt man ihn Machine Gun Kelly – wegen seines rappenden Mundwerks, das an eine Schnellfeuerwaffe erinnert, und in Anlehnung an den legendären Alkoholschmuggler.

Wie ein durchgedrehter Chorknabe

Der sanfte Missionarsson aus Houston unternahm von da an alles, um seinem Spitznamen gerecht zu werden. Heute schaut er aus wie ein durchgedrehter Chorknabe. MGK ist bei Bad Boy Records unter Vertrag. Seine Durchbruch-Single von 2012 heisst «Wild Boy» (fea-



Dritte Dimension:
Schauspielerin Fox, Rocker Kelly.

turing Waka Flocka Flame). Weitere Titel seiner Alben und Songs tragen Namen wie «Bad Things», «Bullets with Names», «Hollywood Whore» oder «Hotel Diablo». Er legte sich mit Eminem an und hat ein Café namens «The 27 Club». Der «27 Club» steht für Rockidole wie Jimi Hendrix oder Kurt Cobain, die mit 27 gestorben sind. Machine Gun Kelly ist bereits 31. Im Netflix-Film über die Heavy-Metal-Band Mötley Crüe, «The Dirt», spielt er den Schlagzeuger Tommy Lee, den Bad Boy schlechthin.

Womit wir bei Kellys dritter Dimension wären: Er ist auch Schauspieler. Sean Combs – manchmal «Puff Daddy» oder «P. Diddy» genannt –, einer der ganz Grossen im Entertainment-Geschäft, nannte MGK einen, der möglicherweise «EGOT» zu seinem Namen hinzufügen werde, so vielseitig begabt sei er. «EGOT» steht für den Gewinn eines Emmys, eines Grammys, eines Oscars und eines Tony-Awards.

Bei Dreharbeiten begegnete er vor gut einem Jahr dann auch der vier Jahre älteren Schauspielerin Megan Fox, die ebenfalls streng reli-

giös aufgewachsen war. Sie blickte in die Augen von Machine Gun Kelly. «Ich fühlte den makellosesten, sanftesten und reinsten Geist. Mein Herz zersprang, und ich wusste, dass ich verloren war», erzählte sie dem Magazin *Nylon*. Man kann sich vorstellen, dass dieses Gefühl gegenseitig war. Fox hat die unwiderstehlichsten blauen Augen in Hollywood.

Kurz zuvor hatte sie sich von ihrem Mann und dem Vater ihrer Kinder, Brian Austin Green (David aus «Beverly Hills, 90210»), getrennt. Neben ihrem Schulschatz wäre das der einzige Mann gewesen, mit dem sie intim wurde, sagte sie vor ein paar Jahren. Fox wollte damit ihr Image als Sexsymbol entschärfen. Sie äusserte wiederholt ihre Abneigung gegenüber Männern und wies in einer bizarren Aussage auf ihre eigene «heuchlerische» Bisexualität hin: «Ich würde aber nie eine Frau daten, die bisexuell ist. Das würde ja bedeuten, dass sie auch mit Männern schläft, und Männer sind so schmutzig, dass ich nie mit einer Frau schlafen würde, die mit einem Mann geschlafen hat.»

«Mythisches Ausmass»

Machine Gun Kelly scheint ihren Reinlichkeitsansprüchen zu genügen, und sie hat ihn bislang im Griff. Die Verbindung mit ihm sei von «mythischem Ausmass», sagte Fox. Er geht jetzt sogar in eine Psychotherapie. «Das war das erste Mal überhaupt, dass ich dachte: Hey, ich muss diese beiden Personen trennen – Machine Gun Kelly und Colson Baker. Der Gegensatz ist einfach zu heftig für mich», reflektierte MGK.

Der Auftritt bei den MTV Awards in New York lief allerdings um ein Haar aus dem Ruder. Auf dem roten Teppich gerieten Machine Gun Kelly und der irische Mixed-Martial-Arts-Kampfhahn Conor McGregor kurz aneinander. Auf Bildern sieht man, wie Megan Fox sich schützend vor ihren neuen Freund stellt. Einen Abend später dann, beim Empfang der Met-Gala ein paar Kilometer westlich, erschien Megan Fox zunächst alleine. Machine Gun Kelly tauchte erst später auf. Vermutlich hatte er erst mal die grosse Zerlegung machen müssen.

Ausgedient am Hindukusch? Nicht so schnell

Die Schweizer Entwicklungshilfe in Afghanistan steht am Pranger. Zu Unrecht. Und woran sollte man sich in Zukunft orientieren?

Manuel Sager

Mit dem Abschluss der Evakuierung der Angestellten des Kooperationsbüros der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) in Kabul am 24. August nahm das langjährige Engagement der Schweiz in Afghanistan ein zumindest vorläufiges Ende.

Man kann davon ausgehen, dass dieser Entscheid in Bern nicht leichtfertig getroffen wurde. Der erzwungene Rückzug aus einem Land, in dem die Menschen nach wie vor unter Armut und Not, schlechter Gesundheitsversorgung und schwachen staatlichen Institutionen leiden, ist für Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfer professionell unbefriedigend und menschlich schmerzvoll.

Messbare Ziele

Entwicklungspolitisch bedeutet der Abbruch einen beklemmenden Sprung ins Ungewisse. Was bleibt vom Einsatz der Schweiz zurück? Unter welchen Voraussetzungen wäre an einen Neustart zu denken? Beginnt die Arbeit dann von vorne? Welche Abstriche an ethischen und gesellschaftspolitischen Werten wären nötig, um überhaupt wieder vor Ort arbeiten zu können? Dabei betreffen diese Fragen des «Ob und wie weiter» nur die Entwicklungszusammenarbeit selbst. Als wichtiger Aspekt käme im Fall von Afghanistan sicher auch die Migrationspolitik dazu.

Diese Diskussion dürfte die Schweizer Öffentlichkeit und Politik spalten, wenn auch in etablierte Lager. Die Fundamentalkritiker der Entwicklungszusammenarbeit werden den Rückzug der meisten westlichen Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen aus Afghanistan als ein Scheitern von deren Bemühungen in den letzten zwanzig Jahren schlechthin betrachten. Sie werden sich darin bestätigt sehen, dass für das Schicksal eines Landes andere, durch die Entwicklungszusammenarbeit nur beschränkt beeinflussbare Faktoren entscheidend seien. Für dieses Lager gibt es auf obige Fragen nur eine Antwort: Lieber ein Ende mit Schrecken ... und sicher kein Zurück.

Andere werden argumentieren, die Entwicklungszusammenarbeit schaffe finanzielle Abhängigkeiten, erhalte leistungsunfähige

Systeme künstlich am Leben und stütze inkompetente, gleichgültige und korrupte Regierungen im Interesse kurzfristiger Stabilität oder kurzfristiger Bündnispolitik. Zwar könne dies vermieden werden, indem staatliche Akteure durch direkte Hilfe an Bedürftige umgangen würden. Das schwäche jedoch die staatlichen Institutionen zusätzlich und führe zu einem Teufelskreis von unterfinanzierten Leistungserbringern und unterversorgten Steuerzahlern.

Mehrheitsfähig dürfte in der Schweiz jedoch folgende Haltung sein: Die Argumente der Kritiker sind zwar ernst zu nehmen. Jedoch ist eine internationale Zusammenarbeit, die auch eine wirtschaftlich, sozial und ökologisch nachhaltige Entwicklung verfolgt, sehr wohl in der Lage, messbar zum Wohlstand und zu dessen gerechter Verteilung beizutragen. Die Verfechter dieser Meinung bestehen darauf, dass Finanzhilfen an ihren Zielen gemessen werden, nicht an ihrer Etikette. Das, was nicht in erster Linie Armut vermindern und Not lindern soll, kann dazu auch nichts beitragen. Anders gesagt: Wenn «Entwicklungszusammenarbeit» den Machterhalt einer Regierung bezweckt und diese an der Macht bleibt, so wurde das Ziel erfüllt, auch wenn dadurch kein Kind besser lesen lernt.

Auf Afghanistan bezogen, würde meine kurzatmige Vermutung lauten: Das, was von den Dutzenden Milliarden an ausländischer Hilfe direkt dem Wohlergehen der Bevölkerung und der Verbesserung der Lebensbedingungen benachteiligter Gruppen diene, dürfte im Rahmen realistischer Erwartungen erfolgreich gewesen

sein. Das, was die nachhaltige Stärkung staatlicher Institutionen zum Ziel hatte, muss wohl als weitgehend gescheitert betrachtet werden. Dafür ist die Machtergreifung durch die Taliban nicht Ursache, sondern Symptom.

Barmherzigkeit statt Grundsätze

Die Schweizer Entwicklungszusammenarbeit in Afghanistan verfolgte zwar auch systemische Ziele, so etwa die Einhaltung der Menschenrechte oder den gerechteren Zugang zur Gerichtsbarkeit. Ihre Hauptaktivitäten wirkten aber unmittelbar: Unterstützung von Kleinbauern in abgelegenen Gebieten, schonender Umgang mit Wasser oder Verbesserung der Grundausbildung, insbesondere für Mädchen. Ein Vorteil solcher direkter Hilfe ist ihre einfachere Messbarkeit. Welche Aktivitäten im Fall einer Rückkehr der Deza an den Hindukusch sinnvoll und möglich wären, muss die weitere Entwicklung zeigen.

Unverändert dürften hingegen die drei Grundkriterien der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit gelten: der Bedarf vor Ort, die Interessen der Schweiz und der Mehrwert ihres Engagements. Dass Armut, Not und Entrechtung weiterhin den Alltag vieler Menschen in Afghanistan beherrschen werden, steht ausser Frage. Auch dass dort die Schweiz, zwar in Nischen, aber wirkungsvoll und ohne Verdacht auf geopolitischen Ehrgeiz selbst unter veränderten Bedingungen arbeiten könnte, darf aus den bisherigen Resultaten abgeleitet werden. Hingegen sind die Interessen und ihre Gewichtung immer eine Mischrechnung: Ist die Verlässlichkeit als Partner wichtiger als die Sicherheit des eigenen Personals? Die Stabilität des Landes wichtiger als die Regierungsform? Der Dialog wichtiger als unsere Ideale?

Albert Camus soll gesagt haben: «Seine Grundsätze soll man für die wenigen Augenblicke im Leben aufsparen, in denen es auf Grundsätze ankommt. Für das meiste genügt ein wenig Barmherzigkeit.» Das soll kein Wegweiser sein – höchstens ein Kompass.

Manuel Sager leitete von 2014 bis 2020 die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza). Davor war er Schweizer Botschafter in den USA.



Herzogin gegen Tod und Teufel

In Deutschland ist es faktisch verboten, mit der AfD zu reden. Die Partei wird aufs Massivste ausgegrenzt und angefeindet. Wie lebt es sich damit? Ein Hausbesuch bei Beatrix von Storch.

Wolfgang Koydl

Berlin

Wer dieser Frau Übles antun will, muss erst einmal lange suchen. Kein Schild und kein Plakat deuten darauf hin, dass in diesem Altbau in Berlin-Mitte Deutschlands umstrittenste Politikerin ihren Wahlkampf managt. Nur das Polizeiaufgebot vor dem Haus fällt aus dem Alltagsrahmen: zwei Streifenwagen und sechs Beamte. Zu ihrem Schutz.

«Sieben Tage, 24 Stunden – das ganze Programm», sagt Beatrix von Storch mit einer Mischung aus Resignation und Sarkasmus. «Es ist, wie's ist.» Seit 2015 braucht sie Personenschutz. Damals, als Deutschland im Taumel der Willkommenskultur den Verstand zu verlieren drohte, wurde sie vollends zum Feindbild der Wohlmeinenden und Schlechthandelnden.

Lieber draussen mit den Jungs

Seitdem ist es nicht besser geworden. Es gab nicht nur Drohungen, sondern auch Angriffe – auf die Wohnung, auf das Auto, auf ihren Mann, auf sie persönlich. «Man wird geschubst und gerempelt, bespuckt und beschmissen», sagt sie und fügt lapidar hinzu: «Ist nicht so toll.»

Der Schutz musste immer weiter verstärkt werden. Einkäufe im Supermarkt, Shopping-Trips im Kaufhaus, Spaziergänge oder Restaurantbesuche – alles schon lange nicht mehr möglich. «Man macht bestimmte Dinge nicht mehr und hat mehr mit der Polizei zu tun, als einem lieb ist.»

Eigentlich erweckt die neben Spitzenkandidatin Alice Weidel zweite Frontfrau der Alternative für Deutschland (AfD) nicht den Eindruck, dass sie sich leicht ins Bockshorn jagen lässt. Daraus, wie sie so dasitzt mit Tweed-Jackett, altrosa Bluse, kaum geschminkt und mit einem Paar schlichter Ohrringe als einzigem Schmuck, lässt sich wohl erahnen, dass sie auch als kleines Mädchen nicht Prinzessin Siebenschön spielte, sondern ein Wildfang war, ein Tomboy, der lieber draussen mit den Jungs herumtollte.

Diese Einstellung hat sie sich offensichtlich erhalten. Neben der stets eher betont kühl und distanziert auftretenden Weidel hat die bur-



Gretchenfrage für die Union: Politikerin von Storch.

schikose von Storch keine Hemmungen, sich in der politischen Schlammschlacht auch mal schmutzig zu machen. Sie steckt viel ein, aber sie teilt auch ebenso gerne aus.

Es ist ein Vergnügen, sie bei Bundestagsdebatten zu beobachten. Sie daddelt nicht gelangweilt auf dem Handy herum wie viele Kollegen, sondern sie nimmt geradezu physisch Anteil an den Reden. Unruhig rutscht sie auf dem Sitz hin und her, sichtbar kocht und brodelnd es in ihr; sie reckt den Kopf kämpferisch nach vorn, mit beiden Händen gestikulierend, mit dem Finger an die Schläfe tippend: «Es ist so unerträglich, was man sich da anhören muss, da platzt einem der Kragen.»

Und sie bleibt nicht still, sie sprudelt Kommentare und Zwischenrufe nur so heraus. Für Letztere handelt sie sich eine rekordverdächtige Menge an Ordnungsrufen ein. Ob

sie schon den legendären Zwischenrufer Herbert Wehner eingeholt habe? «Da müssen Sie meine Schwester fragen», lacht sie. «Die notiert so was.»

Gastsemester in Lausanne

Wie viele andere führende AfD-Politiker hätte wohl auch Beatrix von Storch nie daran gedacht, dass sie einmal eine politische, eine polarisierende Figur sein würde – gehasst von den einen, verehrt von anderen.

Die Fünzigjährige wuchs in einem bürgerlichen Haushalt in Deutschlands nördlichem Bundesland, Schleswig-Holstein, auf. Ihr Vater war Bauingenieur, aber auch Sohn des letzten Erbgrossherzogs von Oldenburg, der nach dem Ersten Weltkrieg abdanken musste.

Nach dem Abitur machte die junge Herzogin Beatrix eine Ausbildung zur Bankkauffrau und

studierte dann Jura. Mit einem Gastsemester in Lausanne verknüpft sie angenehme Erinnerungen an die Schweiz und an den Genfersee. Später kam Hochachtung für das politische System der Schweiz hinzu: Die Forderung nach direkter Demokratie, Föderalismus und Selbstverantwortung ist heute fester Bestandteil des AfD-Programms. «Denn das Volk ist nicht dumm», wie von Storch bekräftigt.

Politisch waren ihr Elternhaus und dessen Bekannten- und Freundeskreis «klassisch-christlich konservativ», erinnert sie sich. Mit anderen Worten: Man wählte die CDU. «Wer FDP oder gar die SPD wählte, war namentlich bekannt», grinst sie spitzbübisch. Als sie mit achtzehn zum ersten Mal wählen durfte, stimmte denn auch sie für die Union.

Gerechtigkeit und Fairness

Es war das erste und das letzte Mal, denn ausgerechnet Helmut Kohl war es, der sie zutiefst enttäuschte. «Ich war empört über seine Entscheidung, vom SED-Regime nach Gründung der DDR enteignete Grundbesitzer nicht zu

«Für die ist man ja schon rechts, wenn man Familie als Vater, Mutter, Kind definiert.»

entschädigen», erregt sie sich. Gemeinsam mit ihrem späteren Ehemann Sven von Storch gründete sie die Allianz für den Rechtsstaat, die Proteste und Veranstaltungen organisierte.

Das Engagement ihres Ehemannes mag auch persönliche Gründe gehabt haben – dessen Vater gehörte zu den Enteigneten –, doch ihr ging es immer um mehr, um Gerechtigkeit und Fairness: Recht muss Recht, Unrecht darf nicht Unrecht bleiben. Verständlich, dass diese zierliche Frau für den linken Mainstream wegen ihrer Haltung wie aus der Zeit gefallen wirkt – zudem sie obendrein durch christliche Moralvorstellungen ergänzt wird. «Für die ist man ja schon rechts, wenn man Familie als Vater, Mutter, Kind definiert», grollt von Storch und verdreht die Augen.

Bezeichnend sei jedoch, dass weder sie noch ihre Partei von der etablierten Mainstream-Politik je inhaltlich gestellt würden. «Sie diffamieren und verteufeln uns, sie hetzen den linken Mob auf uns, der dann eine physische Gefahr für uns darstellt. Sie heizen die Attacken an mit ihren Äußerungen.» Von Storch spricht es zwar nicht aus, aber es ist klar, wo sie die Anstifter physischer Gewalt verortet: in Parteien, Parlamenten und Redaktionsstuben.

Dennoch sei es nicht gelungen, die AfD zu vernichten. Die Aussage des CDU-Kanzlerkandidaten Armin Laschet, «solche Leute» gehörten nicht in die Parlamente, entlockt ihr nur den Kommentar, dass dies «demokratieverachtend» sei. «Wir sind in allen Parlamenten

vertreten, wir sind überall wiedergewählt worden, und es gibt nicht die geringsten Zweifel, dass wir auch im nächsten Bundestag vertreten sein werden», zählt sie kühl auf.

Dabei brauchte man die AfD gar nicht zu verteufeln und den Verfassungsschutz zu instrumentalisieren, um sie zu bekämpfen. «Die CDU könnte uns plattmachen, wenn sie wollte», sagt von Storch: «Sie müsste nur wieder eine christlich-konservativ-liberale Partei werden.» Derzeit stehen die Chancen dafür eher schlecht.

Die Gretchenfrage werde sich für die Union stellen, falls sie nach der Wahl am kommenden Sonntag gemeinsam mit den Freien Demokraten und der AfD in die Opposition gegen eine dezidiert links-grüne Regierung gehen müsste. Von Storch ist überzeugt: «Dann wird es der CDU nicht mehr gelingen, sich inhaltlich von uns abzusetzen.»

Und wie sieht es mit Koalitionen aus, vielleicht sogar mit einer Regierungsbeteiligung, die von der Union mit der Inbrunst eines Vampirs, dem man eine Knoblauchzehe präsentiert, abgelehnt wird? Von Storchs Vorbild ist Dänemark, wo die verwandte Dänische Volkspartei jahrelang Minderheitsregierungen parlamentarisch tolerierte, ohne selbst mit am Kabinetts-tisch zu sitzen. «Wir würden vernünftige Vorschläge unterstützen, und wenn sie Quatsch macht, müsste sich die Regierung eben andere Mehrheiten suchen», fasst sie die Strategie zusammen.

Falscher Name

Als Ironie des Schicksals muss wohl gelten, dass ausgerechnet Björn Höcke, Enfant terrible und *bête noire* der AfD, die Theorie in Praxis verwandelte, als seine Fraktion den FDP-Mann Thomas Kemmerich zum Ministerpräsidenten des Landes Thüringen wählte. Ausgerechnet Höcke, der ansonsten eher predigt, dass die Partei so lange Fundamentalopposition betreiben müsse, bis sie die absolute Mehrheit erringe.

Trotz Hass, Hetze und Anfeindungen – Beatrix von Storch blickt zuversichtlich in die Zukunft. Es scheint, als könne sie nichts mehr erschüttern. Doch die Vorsicht ist ihr inzwischen in Fleisch und Blut übergegangen. Als sie dem Gast ein Taxi ruft, nennt sie einen falschen Namen. Sicher ist sicher.



Schatz, ich bin schwanger

Das Emoji der schwangeren Frau gibt es schon. Dieses soll jetzt ergänzt werden. Durch einen schwangeren Mann. Und eine geschlechtsneutrale schwangere Person. Da macht nicht einmal der Wahn Sinn. Erfunden und lanciert wurde das neue Emoji vom Unicode-Konsortium. Es wird vom Google-Mann Mark Davis präsiert.

Es gibt das Phänomen der Co-Schwangerschaft. Männer nehmen aus Solidarität mit ihren schwangeren Frauen mehrere Kilos zu. Kann ein Mann schwanger werden? Viele mögen die US-Filmkomödie «Junior» (1994) mit Arnold Schwarzenegger und Danny DeVito.

Es kommt vor, dass Filme Wirklichkeit werden. Der amerikanische Transgender-Aktivist Thomas Beatie liess 2002 eine geschlechtsangleichende Operation vornehmen und wurde sechs Jahre später als erster schwangerer Mann weltberühmt.

Weltweit arbeiten Wissenschaftler seit langem daran, Männern durch eine funktionsfähige Gebärmutter Schwangerschaften zu ermöglichen. Haben Sie künftig ein Auge darauf, welche Emojis Sie von männlichen Kollegen bekommen. Und wundern Sie sich nicht, wenn einer im Umstandskleid bei der Arbeit erscheint. Oder sein Hemd neuerdings über der Hose trägt. Heute ist alles möglich. Ich persönlich mache mir als Mann einzig darüber Gedanken, dass mir die Verkäuferin am Strandkiosk kein Bier mehr verkaufen könnte – weil sie mich für schwanger hält.

Ich verschicke keine Symbole und Gefühlszeichen. Ich bin nicht zu faul zum Schreiben. Wer übrigens in der beruflichen Kommunikation auf Emoticons setzt, ist weniger intelligent und kompetent. Das ergab eine Studie der Universität Amsterdam.

Es gibt Dating-Plattformen, auf denen sich Liebesuchende weitestgehend nur noch mit Emojis anmachen. Auch davon halte ich nichts. Meine erste Freundin hatte ich noch ganz traditionell beim Jassen gewonnen.

René Hildbrand

Wie von einem anderen Stern

Der Physiker Roberto Cingolani verkörpert vielleicht die Zukunft der Umweltpolitik. Als parteiloser Minister treibt er den ökologischen Umbau Italiens voran – mit Kernkraft.

Matthias Rüb

Italiens Umweltminister Roberto Cingolani hat ein Sakrileg begangen. Er hat über die Atomkraft gesprochen. Und zwar nicht im Tonfall des Erschauerns vor dem Teufelsfeuer, sondern mit der rationalen Abwägung des eminenten Forschers. Nach dem Willen radikaler Umweltaktivisten soll Cingolani dafür ans Kreuz geschlagen werden, wo Gotteslästerer bekanntlich hingehören. Tatsächlich hat Cingolani Morddrohungen erhalten. Dem Minister wurden zusätzliche Leibwächter zugeteilt.

«Wo liegt das Problem?»

Ort und Tag der Schandtat Cingolanis: die politische Sommerschule, die der frühere Ministerpräsident Matteo Renzi jedes Jahr veranstaltet. Dort sagte Cingolani am 2. September: «In einigen Ländern wird die Technologie für eine vierte Generation von Atomreaktoren erforscht. Die kommen ohne angereichertes Uran und Schwerwasser aus. Diese Technologie ist heute noch nicht produktionsreif, wird es aber bald sein. Wenn sich eines Tages herausstellt, dass bei dieser Technologie nur ein paar Kilo radioaktiver Müll anfallen, dass diese Anlagen zudem sicher und die Kosten niedrig sind, dann wäre es aberwitzig, diese Technologie nicht in Betracht zu ziehen.»

Applaus der Zuhörer. Cingolani fuhr fort: «Im Interesse unserer Kinder dürfen wir nicht zulassen, dass irgendeine Technologie mit einem ideologischen Bann belegt wird. Überall laufen sie herum, diese schicken Umweltschützer und ideologischen Extremisten. Diese Leute sind schlimmer als die Klimakatastrophe, auf die wir zusteuern, wenn wir nichts unternehmen.» Stehende Ovationen.

Die politische Debatte, die sich an Cingolanis Tabubruch anschloss, folgte eingeübten Reflexen. Aus der linkspopulistischen Fünf-Sterne-Bewegung, formal die stärkste Kraft in

Rom

der breiten Regierungskoalition von Ministerpräsident Mario Draghi, kamen sogleich Rücktrittsforderungen. Fünf-Sterne-Chef Giuseppe Conte eilte zu einem Gespräch mit Cingolani in dessen Ministerium, um diesem persönlich und hernach der Öffentlichkeit mitzuteilen: «Die Italiener sind gegen die Atomkraft.» Das trifft insofern zu, als die Italiener nach der Katastrophe von Tschernobyl vom April 1986



«Im Politbetrieb ein Ausserirdischer»: Politiker und Forscher Cingolani.

bei einer Volksabstimmung im November 1987 das Ende der Kernenergie verfügt hatten. Die vier Reaktoren des Landes, seit den sechziger Jahren in Betrieb, wurden 1990 abgeschaltet. Der Bau einer fünften Anlage wurde eingestellt.

Berlin folgte, dem Druck einer erstarkenden Umweltbewegung nachgebend, dem Beispiel Roms: Im Jahr 2000 beschloss die rot-grüne Regierung unter Gerhard Schröder den Atomausstieg, der nach dem Erdbeben und dem Atomunfall von Fukushima im März 2011 von der grossen Koalition unter Kanzlerin Angela Merkel beschleunigt wurde. Doch anders als Deutschland und Italien halten die meisten

Industriestaaten an der Kernenergie fest. Daran erinnerte nun Matteo Salvini, Chef der rechtsextremistischen Lega, der zweitstärksten Partei in der Koalition Draghi. «In Greta Thunbergs Heimat Schweden gibt es acht Kernkraftwerke», sagte Salvini und schloss die Frage an: «Wo liegt das Problem, wenn wir in der Lombardei ein Atomkraftwerk bauen und damit die Stromkosten senken?»

Cingolani wurde 1961 in Mailand geboren, wuchs aber in Bari in Apulien auf, wo er auch sein Physikstudium absolvierte. Er wirkte unter anderem am Stuttgarter Max-Planck-Institut für Festkörperforschung bei Nobelpreisträger Klaus von Klitzing. Als Professor lehrte Cingolani in Italien, in den USA sowie in Japan. 2005 wurde er zum Direktor des italienischen Technologieinstituts in Genua berufen, wo er sich mit interdisziplinärer Nanotechnologie befasste. 2019 wechselte er in die Wirtschaft, als Leiter der Innovationsabteilung beim Raumfahrt- und Rüstungskonzern Leonardo.

Über Hundert Patente

Das war kein Kulturschock für Cingolani, der in der Grundlagenforschung und im Management ebenso zu Hause ist wie im öffentlichen Diskurs. Neben mehr als tausend Publi-

kationen tragen gut hundert Patente seinen Namen. Der Vater dreier Kinder, die ebenso wie seine Ehefrau alle Naturwissenschaftler sind, ist parteilos. Die Physikerin Merkel hat sich nach ihrem Wechsel in die Politik einzig noch mit der Mechanik der Macht befasst.

Der Physiker Cingolani sagt, er werde im politischen Betrieb immer ein Ausserirdischer bleiben. Wenn er gemäss dem Auftrag von Regierungschef Draghi den Anstoss zum ideologiefreien ökologischen Umbau der italienischen Wirtschaft und Gesellschaft gegeben habe, werde er der Politik «ciao!» sagen, versichert Cingolani. Man darf ihm das glauben.

Vom Kiosk zum Klick

Der Kioskverkauf war mal das Mass für publikumsnahen Journalismus. Es bleibt nur der Abgesang.



Nehmen wir die Story um die Frauengeschichten von SP-Bundesrat Alain Berset. Die Story der letzten Woche, über Sex, Liebesfahrten, Erpressung und Amtswillkür, wäre für jede Boulevardzeitung ein gefundenes Fressen.

Und was titelte der *Blick*, als die Story losging, auf Seite eins? Es ging um die Finanzlage einer Gewerkschaft. Berset war auf der Titelseite nur eine Randnotiz.

Zu Erklärung gehen wir 35 Jahre zurück. Im Jahr 1986 stand der *Blick* auf seinem historischen Höhepunkt, die Auflage erreichte 380 000 Exemplare. Davon wurden gegen 200 000 Stück am Kiosk und über Zeitungsboxen verkauft.

Wer jeden Tag die Käufer neu überzeugen muss, der braucht Storys und Schlagzeilen, die sitzen. Man stelle sich einmal vor, was der damalige *Blick*-Chefredaktor Peter Uebersax aus den Frauengeschichten von Bundesrat Berset gemacht hätte. Er hätte diesen tagelang durch den Fleischwolf gedreht. Und der Kioskverkauf hätte es ihm mit Rekordzahlen gedankt.

Inzwischen spielt das keine Rolle mehr. Beim *Blick* ist es inzwischen egal, was als Schlagzeile auf Seite eins steht. Auf den Verkauf des Blatts hat der Journalismus keinen Einfluss mehr. Die täglichen Schwankungen liegen bei zufälligen ein paar hundert Stück.

Der *Blick* verkauft heute im Schnitt noch gut 11 000 Exemplare am Tag, primär am Kiosk und an Tankstellenshops. Am Samstag sind es etwas mehr. Selbst das ist noch erstaunlich, wenn man bedenkt, dass es das Blatt im Internet gratis gibt.

Bei den klassischen Tageszeitungen, weil online kostenpflichtig, ist der Kioskverkauf etwas

weniger stark eingebrochen. Zu seinen besten Zeiten verkaufte der *Tages-Anzeiger* um die 15 000 Exemplare via Kiosk und Boxen. Bei der *NZZ* waren es um die 8000 Stück. Heute setzen beide Verlage noch um die dreitausend Zeitungen im Einzelverkauf ab.

Bis in die späten neunziger Jahre war der Kioskverkauf der einzige Indikator, der einer Redaktion signalisierte, ob sie ihre Leser erreichte oder an ihnen vorbeischiebte. Jeweils gegen Abend schickte die damalige Kiosk AG ein Fax an die Redaktionen, das den Kioskver-

Im Netz liefen die Storys hervorragend. Gedruckt schaffte es Berset dennoch nie als Aufmacher auf die Titelseite.

kauf vom Vortag grob schätzte. Es war damals unser einziger Hinweis auf die Vorlieben und Interessen des Publikums.

Beim *Blick* stürzten sie sich jeweils auf das Fax. Bei den klassischen Tageszeitungen nahm jeweils die Chefredaktion den Kioskverkauf ernst, beim Fussvolk der Journalisten hingegen galt die Analyse der Verkaufszahlen meist als übler Populismus.

Heute hat das gewaltig geändert. Heute müssen Redaktionen nicht mehr lange warten, bis sie die Reaktionen auf ihre Storys kennen. Sie wissen es nach kürzester Zeit, und sie wissen es millimetergenau. Die Klickzahlen nach einem Artikel sind die schnellste und unbestechlichste Kennzahl für publizistische Resonanz, die es jemals in den Medien gab, viel präziser noch als die Einschaltquoten am TV.

Als Folge davon sind die Zeitungsjournalisten zu derartigen Populisten geworden, wie wir uns das zu unseren alten Kioskzeiten nie hätten vorstellen können. Im Minutentakt wird die Resonanz der Storys erfasst, im Newsroom für alle sichtbar auf dem Display. Was gutgeklickt läuft, bekommt auf den Websites weit oben einen prominenten Sendeplatz, was schlechtgeklickt läuft, verschwindet weit unten in den Dunkelkammern der Scroll-Architektur.

Nun möchten Journalisten von ihrer Selbstwahrnehmung her aber nicht opportunistische Populisten sein. Sie möchten distanzierte Aufklärer sein.

Journalisten haben sich darum ein Refugium bewahrt. Das Refugium sind die gedruckten Blätter. Auf Papier machen sie oft noch eine Publizistik, die sich um Kundenreaktionen fouziert. Im Gegensatz zur digitalen Welt, in der sie den Klicks fiebrig hinterherrennen, können sie im Print noch etwas den kühlen Feingeist markieren.

Am Fall von Alain Bersets Frauengeschichten kann man das gut zeigen. Im Netz liefen die Storys natürlich hervorragend. Gedruckt schaffte es Berset dennoch nie als Aufmacher auf die Titelseite, nicht einmal im *Blick*.

In den gedruckten Blättern haben sich die Redaktionen noch eine Spielwiese bewahrt, auf der die Einschaltquote beim Publikum weniger zählt. Das ist umso risikoloser, als die Papierzeitungen, im Vergleich zum digitalen Angebot, ohnehin nur noch Zweitware sind.

Im Internet hingegen gibt es kein Pardon. Der Kiosk von heute ist der Klick.

«Die Gewerkschaften dürfen stolz auf ihr Vermögen sein»

Pierre-Yves Maillard ist der mächtigste Arbeiterführer der Schweiz. Hier spricht er über Erfolge der Linken und Irrtümer der Bürgerlichen.

Erik Ebneter

Lausanne

Selten sind die Schweizer Gewerkschaften so präsent wie in diesen Tagen. Am Samstag demonstrierten sie in Bern gegen die Erhöhung des Rentenalters für Frauen. Gleichzeitig trommeln sie für die 99-Prozent-Initiative. Unterdessen berichteten *Tages-Anzeiger* und *Blick* vom sagenhaften Vermögen der Unia (mindestens eine halbe Milliarde Franken). Dazu kommentierte Peter Grünenfelder von *Avenir Suisse*, der «gewerkschaftliche Augiasstall» sei endlich auszumisten.

SP-Nationalrat Pierre-Yves Maillard leitet seit 2019 den Schweizerischen Gewerkschaftsbund. Er ist damit der mächtigste Arbeiterführer des Landes. Wie schätzt er die Lage ein? Was entgegnet er den Kritikern? Welchen Einfluss misst er den Gewerkschaften bei?

Wir haben ihn in seiner Heimatstadt Lausanne zum Gespräch getroffen.

Weltwoche: Herr Maillard, Sie gelten als linker Pragmatiker, als Dealmaker, der mit den Bürgerlichen gut zurechtkommt. Jetzt unterstützen Sie die 99-Prozent-Initiative, die sogar manchen Sozialdemokraten zu weit geht. Was ist passiert?

Pierre-Yves Maillard: Die Initiative kommt von den Juso. Wir reden seit Jahrzehnten immer nur von Steuersenkungen, und zwar von Steuersenkungen für Reiche. Doch irgendwie müssen die staatlichen Leistungen bezahlt werden. Wenn die Reichen weniger dazu beitragen, werden die Leute mit normalen und geringen Einkommen stärker belastet. Da braucht es Gegensteuer.

Weltwoche: Sie betonen, die Initiative komme von den Juso. Heisst das, Sie hätten die Initiative anders aufgezogen?

Maillard: Das ist eine hypothetische Frage. Die Juso wollen etwas gegen die wachsende Ungleichheit tun. Darum machen sie diesen grundsätzlichen Vorschlag. Ich arbeite im Parlament an kleinen Veränderungen. Das ist meine Leidenschaft. Ich möchte aber betonen: Ich bewundere die Juso von heute.

Weltwoche: Warum?

Maillard: Dass eine Jungpartei initiativfähig ist, hält man inzwischen für selbstverständlich. Das ist es nicht. Ich war auch ein paar Jahre bei den Juso. Nie hätten wir daran gedacht, eine Initiative zu lancieren. Was die Juso heute leisten, ist fantastisch.

Weltwoche: Die 99-Prozent-Initiative richtet sich gegen Reiche und Superreiche. Die Gewerkschaft Unia besitzt ein Vermögen von mindestens einer halben Milliarde Franken, wie dieser Tage bekanntgeworden ist. Damit zählt sie selber zu diesen Superreichen. Sind die Gewerkschaften das Problem, das sie zu bekämpfen vorgeben?

Maillard: Nein. Das Vermögen der Unia gehört ihren Mitgliedern. Es ist das Resultat von hundert Jahren Engagement. Man darf stolz darauf sein. Wenn die Gewerkschaften arm wären,

«Streiks sind eine ernste Sache. Es geht um Existenzen, nicht um Revolutionsromantik.»

müsste man sich fragen, was schiefgelaufen ist. Dann hätte man die Mitgliederbeiträge von Generationen verschleudert, statt sie sinnvoll anzulegen und so die gewerkschaftliche Unabhängigkeit zu sichern.

Weltwoche: Nun wird gefordert, die Gewerkschaften müssten ihre Finanzen offenlegen. Was sagen Sie dazu?

Maillard: Von mir aus – wenn das für alle privaten Organisationen gilt, also auch für Unternehmen, Verbände und Parteien.

Weltwoche: Wofür braucht eine Gewerkschaft so viel Geld?

Maillard: Im Streikfall sichern Gewerkschaften den Lohn der Streikenden. Dafür ist eine eiserne Reserve notwendig.

Weltwoche: In der Schweiz gibt es weniger Streiks als im Ausland. Warum ist das so? Wie würden Sie die Schweizer Gewerkschaftskultur beschreiben?

Maillard: Der wichtigste Unterschied zum Ausland ist die direkte Demokratie. Die Franzosen müssen öfters streiken, um ein bestimmtes



«Jahrhundertprojekt»:

Gesetz zu kippen. Wir können in solchen Fällen ein Referendum ergreifen.

Weltwoche: Wie stehen Sie zu Streiks?

Maillard: Sie sind ein legitimes Mittel, um die Interessen der Arbeiterklasse durchzusetzen. Vielfach braucht es Streiks, damit die Gegenseite überhaupt an den Verhandlungstisch kommt. Aber Streiks sind kein Sonntags-spaziergang, sondern eine ernste Sache. Es geht um Existenzen, um Anerkennung, Respekt, nicht um Revolutionsromantik.



SP-Nationalrat Maillard.

Weltwoche: Unter welchen Bedingungen halten Sie Streiks für legitim?

Maillard: Jeder Fall ist anders. Allgemein formuliert: wenn auf Kosten der Menschen die Gewinne maximiert werden sollen. Und wenn es keine andere Möglichkeit gibt. Seit den neunziger Jahren ist es öfters nötig geworden, zum Beispiel in der Industrie.

Weltwoche: Was passierte damals?

Maillard: Eine neue Managementkultur entstand. Betriebsökonomien ersetzen Inge-

nieure. Man folgte nur noch einer finanziellen Logik. Das Schlagwort hiess Shareholder-Value. Es kam zu Massenentlassungen, die früher undenkbar gewesen wären.

Weltwoche: Wie erleben Sie die Arbeitgeber heute?

Maillard: Leider dominiert dieses Shareholder-Value-Denken immer noch. Aber die gewerkschaftliche Arbeit führte auch zu Verbesserungen. Inzwischen sind 50 Prozent der Angestellten im Privatsektor durch Gesamt-

arbeitsverträge geschützt. Und diese Verträge sind erst noch besser geworden. Ein Mindestlohn ist heute die Regel.

Weltwoche: Gleichzeitig werden die Gewerkschaften kleiner.

Maillard: Das ist richtig. Wir haben mehr Einfluss auf Löhne und Arbeitsbedingungen, haben aber weniger Mitglieder.

Weltwoche: Warum ist das so?

Maillard: Branchen, in denen die Gewerkschaften traditionell stark sind, schrumpften,

vor allem im Industriesektor. Dagegen hat der Dienstleistungssektor einen immer höheren Anteil an der Volkswirtschaft. Dort sind wir weniger verankert.

Weltwoche: Haben die Gewerkschaften ein Imageproblem? Sie entstanden im 19. Jahrhundert und blühten im 20. Jahrhundert. Heute wirken sie aus der Zeit gefallen.

Maillard: Das sehe ich anders. Wir gewinnen Mitglieder im Dienstleistungssektor, nur leider weniger, als wir im Industriesektor ver-

«Die Gewerkschaften halfen der Sozialdemokratie, ihre Identität zu bewahren.»

lieren. Wir haben ein Trittbrettfahrerproblem: Alle profitieren von den besseren Arbeitsbedingungen und höheren Löhnen, die wir aushandeln – ob Gewerkschaftsmitglied oder nicht. Aber nur die Mitglieder machen diese Fortschritte mit ihrem Beitrag möglich.

Weltwoche: Verglichen mit früher, sind die Arbeitsverhältnisse heute paradiesisch. Haben die Gewerkschaften ihren Auftrag erfüllt? Geht es nur noch um Besitzstandswahrung?

Maillard: «Paradiesisch» ist das ganz falsche Wort. Es gibt nach wie vor viele Missstände: Niedriglöhne, unsägliche Arbeitsbedingungen.

Weltwoche: Wo genau?

Maillard: Zum Beispiel im Verkauf, in der Gastronomie, in der Pflege. Dort sind die Löhne niedrig und die Arbeitszeiten lang. Und es fehlt die Planbarkeit. Die Leute müssen oftmals auf Abruf bereit sein. Das schränkt das Privatleben ein und verringert die Lebensqualität. Ein anderes Thema sind die Lebenshaltungskosten.

Weltwoche: Was ist damit?

Maillard: Früher konnte man von einem Lohn leben. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie. Wir waren drei Kinder. Ein Lohn reichte, um die fünfköpfige Familie durchzubringen. Die Kaufkraft war höher. Immerhin: Weil heute auch die Frauen arbeiten, konnten Familien diesen Kaufkraftverlust kompensieren. Und die Gewerkschaften vermochten das schweizerische Lohnniveau zu verteidigen. Wenn es der Schweiz heute gutgeht, ist das auch ein Verdienst der Gewerkschaften.

Weltwoche: Könnten Sie das ein wenig ausführen? Wie genau zeigt sich der Einfluss der Gewerkschaften auf die Schweizer Politik, sagen wir, im 21. Jahrhundert?

Maillard: Um das Jahr 2000 gab es bei den Schweizer Linken eine Richtungsdebatte: Die einen nahmen sich Tony Blair und Gerhard Schröder zum Vorbild. Sie wollten die sozialen Leistungen kürzen, die Staatsbetriebe privatisieren, Märkte liberalisieren und die Sozialdemokratie von den Gewerkschaften abgrenzen. Die anderen hielten an den bewährten Positionen fest. Am deutlichsten zeig-

te sich das 2002 bei der Abstimmung über die Strommarktliberalisierung. Tonangebende Sozialdemokraten waren dafür. Wir Gewerkschafter stellten uns dagegen. Am Ende gewannen wir. Das war eine richtungsweisende Abstimmung.

Weltwoche: Warum soll die Schweiz davon profitiert haben?

Maillard: Unsere Nachbarn privatisierten viele Bereiche, zum Beispiel die Bahn und den Strom. Dagegen konnte die Schweiz den Service public erhalten. Das gibt uns heute mehr Spielraum. Nehmen wir die Klimapolitik: Wenn wir uns CO₂-unabhängig machen wollen, sind diese Sektoren strategisch wichtig.

Weltwoche: Abgesehen vom Service public: Wie prägten Gewerkschaften die Politik? Was sind für Sie die grössten Leistungen?

Maillard: Wir konnten Sozialstaatsreformen à la Hartz IV verhindern und das Rentenalter verteidigen. Unser Einfluss auf die Lohnverhandlungen ist gestiegen. Und das Beste ist: Die Schweiz hatte in den vergangenen zwanzig Jahren ein stärkeres Wirtschaftswachstum als Frankreich und Deutschland. Das ist für mich eine ganz entscheidende Feststellung.

Weltwoche: Was schliessen Sie daraus?

Maillard: Die neoliberale Behauptung, Privatisierungen und Deregulierungen seien an sich wirtschaftsfördernd, ist widerlegt. Das ist die Erfolgsgeschichte der Schweizer Linken im 21. Jahrhundert: Die Gewerkschaften halfen der Sozialdemokratie, ihre Identität zu bewahren, und leisteten dem Land damit einen grossen Dienst.

Weltwoche: Sie sind beides: Gewerkschafter und Sozialdemokrat. Was ist Ihnen wichtiger: der Verband oder die Partei?

Maillard: Das ist unmöglich zu sagen.

Weltwoche: Wie ist Ihr Verhältnis zu den neuen SP-Chefs Matteo Meyer und Cédric Wermuth?

Maillard: Ich bewundere diese junge Generation. Mit Matteo sitze ich in derselben Parlamentskommission. Sie arbeitet hart, ist klug und fähig, Kompromisse auszuhandeln. Gerade in der Corona-Krise hat sie viel gemacht.

Weltwoche: Und Cédric Wermuth?

Maillard: Er ist sehr talentiert, ein brillanter Redner, politisch auf der klassischen SP-Schiene.



Weltwoche: Es gibt also keine Entfremdung zwischen Partei und Gewerkschaften?

Maillard: Nein.

Weltwoche: Die Frage drängt sich auf, weil in der Debatte um das Rahmenabkommen der Eindruck entstand, Sie als Gewerkschaftschef hätten den Kurs der Partei geprägt.

Maillard: Der Eindruck ist falsch. SP und Gewerkschaften hatten dieselbe Position: Die Schweiz soll die Frage des Lohnschutzes selber regeln. Am Ende gab es unterschiedliche Auffassungen, ob man die Verhandlungen abbrechen oder weiterführen sollte.

Weltwoche: War es so harmlos? Sie sprachen plötzlich von «fremden Richtern», ganz wie die SVP. Da ging es doch um mehr, um einen eigentlichen Richtungsentscheid.

Maillard: Nein. Ich bin für einen Menschengerichtshof in Strassburg. Bei den Menschenrechten gibt es keine Differenzen zwischen der Schweiz und ihren Nachbarn. Bei Lohnfragen und dem Service public ist das anders. Da müssen wir die Kontrolle behalten, auch weil beim Europäischen Gerichtshof in Luxemburg zuletzt fast immer die Marktlogik obsiegt hat.

Weltwoche: Wie soll es nun weitergehen im Verhältnis mit der EU?

Maillard: Wir sollten der EU zeigen, dass wir zu einem sozialen Europa beitragen wollen. Ein paar Probleme können wir selber lösen. Wenn uns Forschungsgelder aus der EU fehlen, müssen wir diese bereitstellen.

Weltwoche: Was ist mit der institutionellen Frage?

Maillard: Die ist schwer zu lösen. Das haben auch die Europapolitiker in der SP erkannt.

«Die Schweiz entstand 1848. Aber vollendet wurde sie erst 1948, mit der Einführung der AHV.»

Darum ist der Beitritt wieder ins Gespräch gekommen. Diese Position ist an sich schlüssig: Wenn man das EU-Recht anwenden will, soll man auch darüber bestimmen können.

Weltwoche: Heisst das, Sie unterstützen einen EU-Beitritt?

Maillard: Die Frage ist, was man darunter versteht. Hätten wir dann noch den Schweizer Franken, die direkte Demokratie, den Service public? Ich müsste zuerst das Ergebnis der Beitrittsverhandlungen sehen.

Weltwoche: Der Kanzlerkandidat der SPD, Olaf Scholz, fordert eine europäische Arbeitslosenversicherung. Wie stehen Sie dazu?

Maillard: Das ist ein kluger Vorschlag. Wenn man verhindern will, dass Deutschland regelmässig schwächere Länder retten muss, braucht es Ausgleichsmassnahmen. Das kennen wir aus der Schweiz.

Weltwoche: Gibt es nicht einen entscheidenden Unterschied? Appenzeller und

Genfer fühlen sich beide als Schweizer. Darum akzeptieren sie eine Schweizer Arbeitslosenversicherung. Finnen und Griechen fehlt eine gemeinsame Identität.

Maillard: Sie haben recht: Ein solches Gemeinschaftsgefühl zu schaffen, braucht Zeit. Es ist ein Jahrhundertprojekt. Die Schweiz ist das beste Beispiel dafür. Sie entstand 1848. Aber vollendet wurde sie erst hundert Jahre später, 1948, mit der Einführung der AHV.

Weltwoche: Wie kommen Sie darauf?

Maillard: Die Bundesstaatsgründung von 1848 war eine rein institutionelle Sache. Selbst der 1. August ist eine Erfindung des späten 19. Jahrhunderts. Ein Feiertag sollte das Nationalgefühl stärken. Das gelang mehr schlecht als recht. Noch im Ersten Weltkrieg war das Land gespalten. Die eine Hälfte unterstützte die Deutschen, die andere die Franzosen. Dann folgte der Landesstreik. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg fühlten sich die Schweizer wirklich als Schweizer. Das liegt auch an der AHV, am Versprechen von 1948.

Weltwoche: Wie lautet dieses Versprechen?

Maillard: Wir garantieren den Menschen in diesem Land ein würdiges Alter. Die Bürgerlichen haben das Gefühl, die AHV-Debatte sei ein Generationenkonflikt. Das ist ihr grösster Irrtum. *Un vieux est un ancien jeune.* Jeder ist betroffen. Alles, was man einem Jungen wünschen kann, ist, alt zu werden. Darum geht es. Wir stehen jetzt vor einer epochalen Diskussion. Die Bürgerlichen greifen die AHV an und schicken dafür die Jungfreisinnigen mit einer verrückten Initiative vor.

Weltwoche: Die Jungfreisinnigen argumentieren, wenn die Bevölkerung älter werde, müsse das Rentenalter steigen, sonst gehe die AHV bankrott. Was ist daran verrückt?

Maillard: Das demografische Problem bestand schon in den sechziger und siebziger Jahren. Was machte man damals? Man verdoppelte die Rente in zwei Schritten. Wissen Sie, warum?

Weltwoche: Nein.

Maillard: Die Politiker hatten richtigerweise nur eine Frage im Kopf: Genügen die Renten, um im Alter vernünftig zu leben? Sie verneinten die Frage, weil die Inflation zu stark angestiegen war. Auch die Bürgerlichen unterstützten diese Reformen – trotz alternder Bevölkerung. Sie wussten um ihr Versprechen. Heute sagen die Bürgerlichen, wenn man älter werde, arbeite man auch länger. Das ist eine oberflächliche Analyse der Realität.

Weltwoche: Warum ist das oberflächlich?

Maillard: Der Mensch auf der Strasse weiss, man findet kaum einen neuen Job mehr ab einem gewissen Alter. Die Unternehmer können in ganz Europa rekrutieren. Der Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt ist härter geworden.

Weltwoche: Dann müssten Sie gegen die Personenfreizügigkeit sein.

Maillard: Das war tatsächlich eine schwierige Frage für uns Gewerkschaften. Aus zwei Gründen waren wir dafür. Erstens: Wenn wir wollen, dass die Schweiz im europäischen Markt eine Chance hat, braucht es die Personenfreizügigkeit. Zweitens: Mit der Kontingentslösung, die vorher galt, hatten die ausländischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer weniger Rechte. Sie konnten sich weniger gut gegen Missbräuche wehren. Das hatte Auswirkungen auf den gesamten Arbeitsmarkt.

Weltwoche: Ist der Arbeitsmarkt heute so viel besser geschützt?

Maillard: Die flankierenden Massnahmen sind ein klarer Fortschritt. Sie stärken auch inländische Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Wer heute in die Schweiz kommt, arbeitet zu denselben Bedingungen wie jene, die schon da sind.

Weltwoche: Sie sagten, früher habe man mit einem Arbeiterlohn eine Familie ernähren können.

Bestechende Druckmittel überzeugen...



SHELLENBERGGRUPPE
Das innovative Familienunternehmen für Printmedien und digitale Kommunikationslösungen – schweizweit vertreten.
+41 44 953 1111
schellenberggruppe.ch

nen. Die Zuwanderung, getrieben durch die Personenfreizügigkeit, hat in gewissen Regionen die Mieten stark ansteigen lassen. Sehen Sie da keinen Zusammenhang?

Maillard: Wir brauchen eine gewisse Zuwanderung, um die gute Wirtschaftsentwicklung zu halten. Die Integration funktioniert. Ich wohne in Renens. Dort haben wir einen Ausländeranteil von 55 oder 60 Prozent. Meine Kinder sind vierzehn und zwölf Jahre alt. In ihren Schulklassen hat es Kinder verschiedener Herkunft. Das geht ohne Probleme. Wir sind befreundet mit kosovarischen Familien. Die sagen mir, das grösste Fest im Kosovo sei der 1. August. Bars und Restaurants sind geschmückt mit Schweizer und Kosovo-Fahnen.

Die Schweiz vermag solche Identitäten innerhalb weniger Jahrzehnte zu schaffen. Das ist eine grosse Stärke des Landes.

Weltwoche: Was ist das Geheimnis der Integrationsmaschine Schweiz?

Maillard: Demokratie, und zwar in einem umfassenden Sinn. In den Waadtländer Gemeinden dürfen auch Ausländer wählen und abstimmen. Und mit einem speziellen Pro-

«Der Mensch auf der Strasse weiss, man findet kaum mehr einen Job ab einem gewissen Alter.»

gramm haben wir 6500 Ausländern in den letzten zehn Jahren einen Ausbildungsplatz verschafft. Das ist ein grosser Erfolg.

Weltwoche: Wo sehen Sie die grössten Probleme der Schweiz?

Maillard: Ein Problem, das wir dringend lösen müssen, sind die stetig steigenden Krankenkassenprämien. Das ist faktisch eine jährliche Steuererhöhung, ohne dass die Bürgerlichen ausrufen. Um den arbeitenden Familien zu helfen, sollte man die Krankenkassenprämien deckeln, wie man es in der Waadt getan hat. Und das AHV-Rentenalter dort belassen, wo es ist. Das wäre besonders für junge Familien sinnvoll.

Weltwoche: Warum?

Maillard: Was macht man mit den Kindern, wenn beide Eltern arbeiten? Es gibt Krippen, aber nicht genug. Die Grosseltern sind bis jetzt die Lösung. Sie machen das Zweiverdienermodell erst möglich. Meine Frau und ich haben das erlebt. Ohne die Unterstützung meiner pensionierten Mutter weiss ich nicht, wie wir Kinder und Beruf hätten vereinbaren sollen.

Weltwoche: Wirklich?

Maillard: Ja. Und das ist für die meisten Familien so. Diese Gratisarbeit der Grosseltern ist acht Milliarden Franken pro Jahr wert. Mit einem höheren Rentenalter verlieren fast alle Familien einen Teil dieser Ressourcen.

Weltwoche: Wenn Sie es jetzt zum Schluss nochmals zusammenfassen: Was ist Ihre Aufgabe als Gewerkschafter und SP-Nationalrat? Wie verstehen Sie Ihre Rolle?

Maillard: Ich sage immer, wir müssen mindestens so gut zuhören wie reden können. Ich gehe gerne raus, treffe Leute und höre, was sie in ihrem Alltag beschäftigt. Die Welt ändert sich ständig ein wenig. Wenn man nur im politischen Betrieb ist, verliert man das Gefühl für die Sorgen und Nöte der Menschen. Wie oft hört man im Fernsehen einen einfachen Arbeiter, eine einfache Arbeiterin ohne Universitätsabschluss reden? Diese Leute sind aus den Medien fast verschwunden. Ich will ihnen eine Stimme geben. Das ist meine Aufgabe und auch die Aufgabe der Gewerkschaften.

Meine Begegnung mit Gunnar Kaiser

Erst war ich skeptisch: wieder so ein bebrillter, milde lächelnder Youtube-Guru. Stattdessen lernte ich einen faszinierenden Intellektuellen kennen.

Giuseppe Gracia

Gunnar Kaiser? Den Namen hatte ich schon gehört. Ein Deutscher. Kritiker der Regierung. Kein Linker, was heute so viel heisst wie: ein Rechter, ein Gefährder. Ich hatte gehört, der Mann sei ein Verfechter der Meinungsfreiheit, ein Kritiker der Corona-Politik. Ganz kurzfristig nahm ich den Auftrag eines anderen Mediums an, Gunnar zu treffen und mit ihm einen Video-Talk zu drehen. Als Vorbereitung schaute ich mir einige seiner Auftritte im Netz an und las seine Texte. Ich war skeptisch. Wieder so ein bebrillter, milde lächelnder Youtube-Guru, der gescheitert ist als der Rest von uns und seine Belehrungen über die postmodernen Bedrohungen der Freiheit verbreitet. Ein «Free Speech»-Apostel, der im digitalen Lärm des Netzes sein Widerstandsnest gebaut hat, um sich als Held gegen die «Systemmedien» und die bösen Globalisten zu inszenieren.

Gutgelaunt, naturnah

Mit gemischten Gefühlen ging ich an das vereinbarte Treffen (abgelegenes Ferienhaus in der Schweiz, wunderbare Gegend) und sah als Erstes Gunnars Kinder (wenn es seine Kinder waren) und seine Frau oder Lebenspartnerin sowie die Verwandten oder Freunde (keine Zeit, genauer nachzufragen, wer all diese Leute waren). Jedenfalls wirkte die Truppe, die uns empfing, gutgelaunt und naturnah – zum Teil barfuss, die Haare lang, die Kinder anständig. Sie hatte das Ferienhaus offenbar gemietet, um Gunnar auf seiner «Schweizer Tour» zu begleiten. Gunnar hatte einige Vorträge, Auftritte und Interviews in der Schweiz zu absolvieren.

Auch er trug keine Schuhe, als wir uns zum Interview auf die Couch setzten und warteten, bis der Kameramann so weit war. 1976 in Köln geboren, studierte Kaiser Philosophie, Germanistik und Romanistik. Seit 2016 betreibt er den Kanal Kaiser TV. Mit Hunderttausenden von Klicks gehört er zu den erfolgreichsten Youtubern im deutschsprachigen Raum. Sein Erstlingsroman «Unter der Haut» (Piper, 2018) wurde in mehrere Sprachen übersetzt.

Während des Interviews wurde er mir sympathisch. Man sah es in seinen Augen, an der Bläse

seines Gesichts: Er war müde. Er gab alles. Hinter jedem Satz spürte man die Suche nach einem weiteren Satz, einem weiteren Gedanken, der vielleicht helfen könnte, eine Frage zu beantworten, ein Problem anzugehen. Gunnar ist der Typ, der mit feiner Klinge argumentiert. Er ist der Typ, der geistig dauernd online zu sein scheint. Und er ist belesen.

Wir sprachen über den gegenwärtigen Zustand der Freiheit in Europa, über den Staat als



Jedenfalls kein Feigling:
Philosoph Kaiser.

Krankenschwester, über Medienschaffende als links-grüne Aktivisten und Volkserzieher, über westeuropäische Intellektuelle als Erfüllungsgehilfen neosozialistischer Programme zur «Einhegung» der Bürgerinnen und Bürger. Zur Zähmung «neoliberaler» Freiheiten, welche unsere Gesellschaft angeblich ungerecht und das Klima immer wärmer machen, die Natur immer verschmutzter.

Ja, ich mochte Gunnars Müdigkeit, weil ich wusste, was sie bedeutet. Ein echter Guru erschöpft sich nicht. Er weiss die Energie seiner Bewunderer aufzusaugen und damit immer ein paar Zentimeter über dem Boden zu schweben. Ein Freigeist aber, der sich mit der politischen Klasse anlegt, für eine offene Gesellschaft aus selbstverantwortlichen Individuen, verbraucht

sich in diesem Kampf. Er kann sich erschöpfen, leerlaufen.

Noch sympathischer wurde mir Gunnar, als ich merkte, dass auch er über vieles ratlos war, was seit Beginn der Corona-Politik mit den Menschen in unserem direkten Umfeld geschah. Über den Erfolg der Angstmache und das stasimässige Verhalten der Leute, die sich nun gegenseitig überwachten, weil sie sich offenbar nur dann wieder wohl fühlten, wenn wirklich alle, auch der renitente Nachbar, sich doch noch zu den maskierten, zertifizierten Schäfchen gesellten. Wenn möglichst alle brav und folgsam wurden. Wenn alle der Regierung vertrauten und man die Schuld für das Fortdauern der Pandemie den Ungeimpften geben konnte (statt etwa der Regierung, den Konzernen oder den chinesischen Biowaffen-Technikern, die das Virus vielleicht design hatten).

Er leistet Widerstand

Was nehme ich aus der Begegnung mit Gunnar mit? Ich glaube, er ist ein Intellektueller, der mit diesem Status noch die Verpflichtung verbindet, die Macht zu hinterfragen. Die Verpflichtung, sich auch gegen einen angepassten, staatsfrommen Mainstream zu stellen. Er ist jedenfalls kein Feigling, nicht wie im Moment so viele andere: Professoren, Forscher, Kulturschaffende, Ethiker, Juristen, Mediengrößen, die entweder mitmachen oder schweigen, um ihre Karriere nicht zu gefährden. Gunnar mag seine Fehler und Schwächen haben, wie wir alle, aber er leistet Widerstand. Und auf meine Schlussfrage zum Covid-19-Zertifikat sagte er: «Das führt zu einer Zweiklassengesellschaft. Dann werden Gruppen aufeinandergehetzt, weil jeder den anderen verdächtigen muss [die Pandemie zu verlängern]. Das spaltet die Gesellschaft und kann von der Regierung dann wieder ausgenutzt werden. Eine gesplattene Gesellschaft kann leicht regiert werden. Die Schweizer können hier als Einzige in Europa ein Zeichen für die Freiheit setzen. Sie können darüber abstimmen.»

Giuseppe Gracia, 54, ist Schriftsteller, Publizist und Kommunikationsberater. Eben ist sein neuer Roman erschienen: *Glorias Finale*. Nagel & Kimche. 144 S., Fr. 27.90.

HERODOT



Eine welkende Diva mag es nicht, wenn sie daran erinnert wird, dass sie ihre beste Zeit hinter sich hat. Reagiert sie jedoch wie ein kleines Kind, dem man ein Spielzeug verweigert oder das man nicht zum Mitspielen im Sandkasten einlädt, ist es zum Fremdschämen. Frankreich wurde – trotz seiner kolonialen Restposten im Pazifik – von den drei angelsächsischen Mächten nicht zum Mitmachen in ihrer neuen pazifischen Zusammenarbeit eingeladen, in deren Rahmen Australien als erste Nicht-atommacht amerikanische Atom-U-Boote erwirbt statt der zunächst ins Auge gefassten konventionellen französischen. Selbst US-Diplomaten räumen im Vertrauen ein, dass zumindest die Kommunikation nicht optimal war. Doch das öffentliche Schimpfen und Jammern von Aussenminister Le Drian und die Abberufung der Botschafter in Washington und Canberra liessen jegliche Eleganz und Grandeur vermissen, die man an der Seine gerne für sich reklamiert. Deutschschweizer würden solches Verhalten als *täupele* bezeichnen! Damit ruft man bestenfalls Mitleid hervor, aber sicher keinen Respekt. Diplomatie und Staatskunst kennen andere Wege, Verärgerung auszudrücken. In der Öffentlichkeit sollte man Contenance wahren.

In Peking, Moskau, Teheran und anderswo wird man sich ob des westlichen Familienkrachs die Hände reiben. Angesichts der mannigfachen Herausforderungen, denen sich der Westen gegenüber sieht, wäre es dringend angesagt, zumindest gegen aussen die Reihen zu schliessen. Auch dann gäbe es noch genügend Grund zur Sorge. Westliches Eingreifen in Afghanistan, dem Irak,

Syrien und Libyen endete im Debakel. In Syrien und Libyen wurde es massgeblich von Frankreich betrieben, aber die Verantwortung blieb vor allem an den USA hängen. Nun ist Washington jegliche Lust auf militärisches Eingreifen vergangen. Sein strategisches Augenmerk gilt dem Containment Chinas zusammen mit Australien, Japan und Indien. Anderswo droht, wie nach Vietnam, ein Jahrzehnt der amerikanischen Passivität. Washington verweist darauf, dass die EU fast eineinhalbmal so viele Einwohner hat wie die USA, und er-

In Peking, Moskau und Teheran wird man sich ob des westlichen Familienkrachs die Hände reiben.

wartet auch nach Trump, dass sie in erster Linie selbst für ihre Sicherheit sorgt und sich gegenüber dem globalen Engagement der USA solidarisch zeigt. Beiden Anliegen ist das exaltierte Verhalten Frankreichs nicht förderlich.

Seit die EU unter französischer Führung und deutscher Passivität die Briten hinausgeekelt hat, ist die Grande Nation militärisch die sprichwörtliche Einäugige unter Blinden. Die meisten Europäer scheinen nicht mehr bereit, notfalls für ihre Freiheit zu kämpfen. Nach den USA hat heute die Türkei die schlagkräftigste Nato-Armee. Doch statt in den letzten zwanzig Jahren positiv auf türkisches Werben um Annäherung zu reagieren, hat man sich hochnässig und nachhaltig verkracht. Auf massgebliches Betreiben Frankreichs hat die EU mehrfach türkisches Wohlverhalten wortbrüchig nicht honoriert und legitime türkische Interessen geringgeschätzt und ignoriert. In der Folge hat sich Ankara umorientiert. Sollten die

40 000 türkischen Soldaten auf Zypern nun im Spaziergang den griechischen Süden mit dem türkischen Norden der Insel «wiedervereinigen» oder sollte Russland das Baltikum «heimholen» wollen, könnte die EU ausser verbalem Protest und ein paar Sanktionchen wenig ausrichten. Auf den Einsatz der atomaren Force de Frappe würde man wohl verzichten, und darüber hinaus hat die EU kurzfristig militärisch wenig aufzubieten. In beiden Fällen wäre sie völlig auf die ungeliebten USA angewiesen. Dessen ist man sich in Ost- und Südosteuropa bewusst. Die jüngeren EU-Mitglieder werden sich deshalb zusammen mit den traditionell atlantisch gesinnten Iren, Dänen und Niederländern einer von Frankreich betriebenen EU-Militärallianz verweigern, solange es Anzeichen gibt, dass man sich damit von den USA entfernt. So leistete Frankreichs Poltern auch diesem Anliegen einen Bärendienst.

Die Schweiz hat einen Grund mehr, froh zu sein, dass sie sich nicht noch enger an das schlingernde EU-Schiff gekettet hat und die Neutralität so weiterhin glaubwürdig bleibt. Mit der eigenen Verteidigungsbereitschaft steht es zwar auch nicht viel besser als im übrigen Europa, aber wenigstens ist die Gefahr geringer, dass sie bald auf die Probe gestellt wird. Trotzdem ist die jüngere Entwicklung auch für uns besorgniserregend.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Sesseltänze im Wolkenkuckucksheim

Die Kanzler-Kandidaten-Shows zeigen deutsches Biedermeier in seiner schönsten Pracht. Scholz, Baerbock und Laschet wirken wie einem Gemälde von Carl Spitzweg entstieg.

Wolfram Knorr

W^eiss man natürlich: Politiker aller Couleur sülzen, wenn sie a) nichts zu sagen haben, b) nicht sagen wollen, was sie denken, und c) ihren Verlautbarungsquark, den sie immer vorrätig haben, zum x-ten Mal für die Öffentlichkeit und die Medien zum Besten geben. Das Substantiv «Herausforderung» («Es ist für mich eine Herausforderung» oder «Ich werde mich der Herausforderung stellen») gehört dabei zum beliebtesten aller Gauklersocken aus der Wahlkampf-schönrednersprache, so was wie eine Doppelsprech-Bestie orwellischer Art: nutzbar mal als Provokation, mal als simpler Ansporn. Je nachdem, ob der eine dem anderen den Fehdehandschuh um die Ohren hauen oder auf eigene Leistungen und Erfolge aufmerksam machen will. Das Letztere macht SPD-Kanzler-Aspirant Olaf Scholz besonders gerne: «Ich jedenfalls werde ein Kabinett zusammenstellen, das zur Hälfte aus Männern und Frauen besteht, aus lauter Männern und Frauen, die die Sache auch gut können und die zueinander passen und eine gute Regierung für unser Land zustande bringen wollen.» Welche Sache? Egal. Hauptsache, Männer und Frauen, die sich verstehen.

Schlumpfige Verschmitztheit

Armin Laschet von der CDU hält das natürlich für blasse «Schönrednerei» (er muss es schliesslich wissen) und wirft Rivale Scholz alle nur denkbaren Unterlassungen und Aufsichtspflichtverletzungen vor. Beim «Triell»-Showgeharke entstanden dabei unfreiwillig komische Kameraeinstellungen – Scholz und Laschet, bis zur Brust im Bild und sich dabei anblickend –, die auf herrlich lächerliche Weise an Loriots berühmte Männer Doktor Klöbner und Müller-Lüdenscheidt erinnerten. Jene bürgerlich situierten Herren, die sich in derselben Hotel-Badewanne treffen, weil sich Klöbner in der Zimmernummer irrte. Darauf folgt ein Dialog, der in seiner Absurdität dem inhaltsleeren Verlautbarungsschaum von Scholz und Laschet durchaus ähnlich ist:

Müller-Lüdenscheidt: «Aber jetzt wissen Sie, dass Sie in einer Fremdwanne sitzen, und baden trotzdem weiter.»



Abschirmung gegen Welt und Zeit:
Spitzwegs Kaktus-Liebhaber, 1856.

Klöbner: «Von Baden kann keine Rede sein. Es ist ja kein Wasser in der Wanne.»

Müller-Lüdenscheidt: «Als ich das Bad betrat, sassen Sie im warmen Wasser.»

Klöbner: «Aber Sie haben es ja wieder abgelassen.»

Müller-Lüdenscheidt: «Weil Sie es eingelassen haben, Herr Doktor Klöbner. In meiner Badewanne pflege ich das Wasser selbst einzulassen.»

Klöbner: «Na, dann lassen Sie es doch wieder ein.»

Müller-Lüdenscheidt: «Mein Badewasser lasse ich mir ein, wenn ich es für richtig halte.»

Die Bundestagswahl 2021 gehört durchs Ensemble-Spiel Scholz gegen Laschet gegen Baerbock und umgekehrt zu den ulkigsten der deutschen Nachkriegsgeschichte, weil das possierliche Gerangel um den Platz von

Angela Merkel abläuft wie das Kinderspiel «Sesseltanz» (immer ein Stuhl weniger als Teilnehmer). Es geht nicht um Programme, Inhalte, nur um Fixheit und Durchtriebenheit, den Stuhl zu ergattern. Scholz nimmt sich mit schlumpfiger Verschmitztheit Zeit und schiebt geschmeidig alles von sich, was ihm bei den Runden im Wege stehen könnte. Auf Kritik reagiert er, als handle es sich um etwas ganz von alleine Geschehenes, auf keinen Fall um etwas Selbstgemachtes, was wiederum Laschet dazu veranlasst, gleich mit beiden Händen in der moralischen Verantwortungskiste der Werteverwertung zu wühlen («Wenn der Finanzminister in meinem Kabinett so etwas ...»). Auch das ist Tanztaktik um den Stuhl. Seine Äusserungen über «Vertrauensverlust», «Glaubwürdigkeit», «Bestürzung» und «Empörung» spiegelt sein Gesicht, stark zusammengequengelt.

«Möchten Sie gerne ein Nashorn sein?»

Der Stuhl könnte für ihn trotzdem schnell unerreichbar werden, schliesslich pfeift ihm auch noch der glashart-gestochene Unanfechtbarkeitssound Annalena Baerbocks durch die Ohren: «Ich kämpfe mit voller Leidenschaft für einen echten Aufbruch, weil der ansteht. Ein Aufbruch geht nur mit starkem Grün!» Das kann zum Tinnitus ausarten, diese geforderte Totalrevision, weil es kurz vor zwölf, nein, schon darüber ist. Allerdings nicht beim wohligh sich selbst kandierte Scholz. Den mag das vielleicht an die Königin der Nacht («Der Hölle Rache kocht in meinem Herzen») erinnern, aber bleibt halt Theater. Wonach alle eifrig greifen, sind «Klimaziele»; und weil sie unterschiedlich hoch hängen, werden sie zum Ausstopfwort, mit dem Löcher zugegipst werden, Löcher wie Energiewende, Inflation, Digitalisierung, Schule, Mietpreise et cetera. Im Moment wird eifrig gegipst, ganze Mauern.

In vielen Bildern von Carl Spitzweg, dem prominentesten Repräsentanten der Biedermeier-Epoche, fallen immer wieder hohe Mauern, Wände oder dichtes Gebüsch auf, die den Weg nach aussen versperren, gegen Welt und Zeit

abschirmen. Und so redet auch die Kandidatengruppe, als profiliere sie sich für ein neues Biedermeier, diese durch und durch deutsche Kreation, die einst mit der Restauration entstand und einen Rückzug in bürgerliche Idylle bedeutete; den Elan mal ruhen lassen. Historiker sprechen von einer Erschöpfung der Willenskräfte und einer «Flucht nach innen». Zwischen Mauern und dichten Büschen behaglich verspiessern. Oder wie es in Eugène Ionescos Stück «Die Nashörner» heisst: «Möchten Sie gerne ein Nashorn sein?» – «Warum nicht? Ich habe nicht Ihre Vorurteile.» Dass Deutschland, und allen voran seine Bundeskanzler-Kandidaten und seine -Kandidatin, wieder biedermeierliche Ruhe sucht, von der Klimakrise über Europa bis zur nicht enden wollenden Corona-Pandemie gebeutelt, verhindert leider das Polit-Trio Scholz-Laschet-Baerbock nicht. Dabei wäre das ihre Aufgabe.



Erinnerungen an Lorient: Laschet.

Verbalvergipung des Vizekanzlers

Biedermeier geht auf die Witzfigur Gottlieb Biedermaier zurück, eine Erfindung des Schriftstellers Ludwig Eichrodt und des Arztes Adolf Kussmaul. Auf Illustrationen ähnelt er zuweilen Armin Laschet, und für die Münchner *Fliegenden Blätter* entstanden zahlreiche Spottgedichte: «Schau, dort spaziert Herr Biedermeier / und seine Frau, den Sohn am Arm; / sein Tritt ist sachte wie auf Eier, / sein Wahlspruch: Weder kalt noch warm.» Die Wahlsprüche von Scholz und Laschet klingen ähnlich. Das Biedermeier als deutsches Weltkulturerbe.

Fangen wir bei Olaf Scholz an, über den sich fast alle einig sind, dass er praktisch nichts verkehrt macht. Wo immer er auftritt, sein Sparskassenlächeln vergibt, antwortet er auf jede Frage so, dass der Fragesteller durch den vortragenen Insiderkram sich wie eingemauert

Aus der Eidechse wird selbst dann kein Saurier, wenn Laschet ihm alle möglichen Versäumnisse vorhält.

fühlt und nur noch dankbar nickt, weil ihn der Vizekanzler bei seiner Verbalvergipung dabei vertrauensvoll ansieht. Geräuschlos huscht Scholz wie eine wendige Eidechse von einem Publikumssonnenplatz zum anderen, ohne warm dabei zu werden. Charisma ist ihm völlig fremd. Aus der Eidechse wird selbst dann kein Saurier, wenn Laschet ihm alle möglichen Versäumnisse vorhält. Er huscht und huscht und lobt lieber den «ganz grossen demokratischen Moment», wenn die Bürgerinnen und Bürger am 26. September ihre Entscheidungen treffen (für ihn und seine Partei). Olaf Scholz ist

eine verschneckte Mischung aus Schlumpf und Sphinx, allen Zugriffen entschlüpfend.

Armin Laschet, der dem Familienvater aus Carl Spitzwegs «Sonntagsspaziergang» ein wenig entspricht, nicht durchs Äussere, sondern durch sein Gemütsmenschentum, ist auch eine Mischung: aus Mops und Karnevalsprinz. Der gebürtige Aachener ist eine Frohnatur, mit der starken emotionalen Hingabe zu Jux und Tollerei. Ist das schlecht für einen Politiker mit Kanzler-Ambitionen? Eigentlich nicht. Helmut Kohl ist Kronzeuge, dass Hedonismus und Besinnungslust für höchste Regierungsgämter alles andere als verkehrt sind. Aber anders als Kohl kuschelt Laschet vor den strengen Argusaugen der Medien, fühlt sich von ihnen verfolgt wie Richard Kimble und neigt in seinem öffentlichen Verhalten zu Trotz-Schwermut, die, verkniffen und sauertöpfisch, seine Mimikry

verquält. Natürlich ist auch er ein Gipser, reisst aber lieber ein, was sein Widersacher aufrichtet. Und so steht er vor dem Dilemma, das Brecht so beschrieb: «Die Mühen der Gebirge haben wir hinter uns, doch vor uns liegen die Mühen der Ebenen.»

Wählerverführung sieht anders aus

Was hat er gekämpft, um zu erreichen, was er erreicht hat, bis zum Parteichef; aber jetzt kommt die Hauptsache, und ein Weihespiel wird das nicht, auch wenn Laschet das immer gleiche Bekenntnis runterbetet, dass er später, wenn er Kanzler sei, noch Zeit genug habe, sich Gedanken über die Zukunft zu machen. Wählerverführung sieht anders aus. Annalena Baerbock hat sich – was angesichts des Biedermeier-Duos Scholz/Laschet nicht so schwierig ist – in eisige Polithöhen geschraubt und fordert aus fast schon entrückter Distanz den grossen grundsätzlichen Umbau. Klar, auch ihr bleibt der realpolitische Sesseltanz erspart, aber sie versucht sich von oben wie Black Widow auf den Stuhl zu stürzen und Scholz' matt glänzende Gediegenheit und Laschets mopsiges Geklaffe weit hinter sich zu lassen.

Bleiben die Matadore des Fernsehens, die mit kalter Zucht im Blick Abend für Abend einen oder gleich alle drei Kandidaten vor die Kamera nötigen, auf dass diese gestehen, was sie denn, von nun an im grellen Lichte stehend, vorhaben zu tun, was sie aus ihrer Vergangenheit gelernt haben und in Zukunft besser machen wollen. Da stehen die Frager an ihren Pulten wie jakobinische Wächter der Demokratie und befördern geradezu die Neigung zur Rückzieherei, sich lieber in biedermeierliche Wolkenkuckucksheime abzusetzen und jenseits kommenden Koalitionsgezänks der Sehnsucht nach stillem Glück nachzugehen.

Tirade von der Ombudsfrau

Ein SRF-Konsument hat sich bei der Ombudsstelle beschwert, dass das Schweizer Radio und Fernsehen so gut wie nichts über die Erpressungsaffäre von Bundesrat Alain Berset (SP) berichtet habe. Immerhin seien durch die veröffentlichten Auszüge aus der Strafsakte neue Vorwürfe gegenüber dem Gesundheitsminister bekanntgeworden, die News-Charakter hätten.

Nun prüft die Schlichtungsstelle die Kritik von Zuschauern und Zuhörern und gibt eine Beurteilung ab. Die SRG-Zwangsgebührenezahler gehen davon aus, dass sie neutral agiert und Bemängelungen vorbehaltlos prüft.



Freipass für Berset: Esther Girsberger.

Doch statt sachlich zu antworten, putzten die Co-Leiter Esther Girsberger und Kurt Schöbi (SP) den Beschwerdeführer ab: «Die Programmfreiheit zwingt SRF nicht zu Berichterstattungen. Erst recht nicht, wenn es sich nicht um eine

staatstragende Affäre handelt.»

Sehr wohl eine staatstragende Affäre war aber für SRF das Trychler-Hemd von Bundesrat Ueli Maurer (SVP), mit dem die Sendung «Arena» eingeleitet und angeheizt wurde. Überhaupt sind wohl die allerwenigsten SRF-Beiträge von staatstragender Bedeutung, nicht einmal «Happy Day», «Darf ich bitten?» oder «Der Bergdokter».

Doch dann steigert sich das Ombuds-Duo Girsberger & Schöbi in eine eigentliche Schimpftirade: «Wie Sie der NZZ von heute entnehmen können, hat die *Weltwoche* wesentliche Punkte unterschlagen bzw. bewusst falsch berichtet.»

Unklar bleibt, was an dem auf den Strafsakten beruhenden Artikel unvollständig oder vorsätzlich falsch sein soll. Glasklar aber ist, dass die SRF-Ombudsstelle die Zwangsgebührenezahler mit eindeutig kreditschädigenden Aussagen über offenbar missliebige, weil kritische Presseerzeugnisse abfertigt. Und wenn die NZZ schon Referenzgrösse sein soll, liess die NZZ am Sonntag die beiden wild gewordenen Ombudsleute alt aussehen: Sie berichtete ausgiebig über Berset's ausserehelichen Liebesurlaub im Schwarzwald – inklusive staatstragende Bundesratslimousine.

Marcel Odermatt

Wenn Forschung zum Krimi wird

Intrigen, Enttäuschungen, «intellektuelle Vergewaltigung»:
Die Dramen hinter der Entwicklung der bahnbrechenden mRNA-Technologie.

Pierre Heumann

Am 31. Dezember 2019 meldeten die Gesundheitsbehörden von Wuhan eine beunruhigende Häufung von Langzeitentzündungen und identifizierten ein neuartiges Virus. Nach weniger als zwei Wochen veröffentlichte China die genetische Sequenz von Covid-19. Dann ging es Schlag auf Schlag: Im Januar begannen in Deutschland die Forscher der Firma Biontech mit der Herstellung eines genetischen Moleküls namens Boten-RNA (mRNA). Es enthält genetische Anweisungen für den Aufbau eines Coronavirus-Proteins, das als Spike bekannt ist.

Im März 2020 – die Weltgesundheitsbehörde (WHO) sprach bereits von einer Pandemie – startete in den USA das junge Unternehmen Moderna erste klinische Studien mit einem mRNA-Impfstoff, und schon Ende Juli begann die Testphase drei mit 30 000 Freiwilligen. Dass weniger als ein Jahr nach Ausbruch der Pandemie ein Mittel verfügbar war, das, so versprachen Wissenschaftler, Schutz vor Corona bietet, schien vielen wie ein Wunder. Sonst vergehen von den vorklinischen Versuchen bis zur behördlichen Zulassung eines Impfstoffes durchschnittlich zehn Jahre.

Entdeckung eines US-Studenten

Doch das Tempo hat nichts mit einem Mirakel zu tun. Denn seit Jahrzehnten haben Hunderte von Wissenschaftlern in ihren Labors das Vakzin mRNA erforscht und getestet. Angetrieben wurden sie durch die Hoffnung, Mittel gegen Krebs, multiple Sklerose, Psoriasis oder Rheuma zu finden. Mit dem Ausbruch der Pandemie erhielt die mRNA-Technologie, die zuvor auf wenig Interesse gestossen war, eine neue Relevanz.

Jetzt streiten sich mehrere Wissenschaftler darüber, wem der Titel «Erfinder von mRNA» gebührt. Dabei geht es nicht nur um den Ehrgeiz, in der Fachliteratur und unter Kollegen zu glänzen oder Anfang Oktober den Nobelpreis für Physiologie oder Medizin zu erhalten. Das weltweite Verkaufsvolumen wird von Statista, dem Online-Portal für Statistik, für das laufende Jahr auf über fünfzig Milliarden Dollar ge-



schätzt. Beim Impfstoff handelt es sich um eines der wichtigsten, aber auch um eines der profitabelsten Vakzine, schreibt der Wissenschaftsjournalist Elie Dolgin in *Nature*.

Robert Malone, ein amerikanischer Virologe und Immunologe, ist überzeugt: Ohne seine Forschung vor 34 Jahren gäbe es den Impfstoff nicht, der auf der innovativen Formel mRNA beruht, was für «messenger ribonucleic acid» oder Boten-Ribonukleinsäure steht. Auf seinem Twitter-Account bezeichnet er sich als «Erfinder» der mRNA-Vakzine. Malone hatte vor mehr als drei Jahrzehnten die Hoffnung geweckt, dass mRNA das Potenzial einer neuen Arzneimittelklasse haben könnte. Er erbrachte in den 1980er Jahren den Nachweis, dass mRNA in Zellen transportiert werden und dort Proteine produzieren können, die als Medikament wirken. Damals arbeitete er als junger Student am Salk Institute for Biological Studies in Kalifornien.

Malones spätere wissenschaftliche Karriere war indes wenig erfolgreich. Er sei, behauptet er, Opfer von Intrigen geworden. Sein wissenschaftlicher Beitrag werde unterdrückt, was er als «intellektuelle Vergewaltigung» bezeichnet. Dass das Salk Institute die Leistungen des jun-

gen Mannes damals totgeschwiegen habe, sei nicht nur «schockierend», sondern auch «kriminell», zürnt seine Ehefrau Jill in einem offenen Brief. Andere würden die Früchte seiner Erkenntnisse usurpieren.

Als wollte er sich an seinen erfolgreicherer Kollegen rächen, stellt Malone in Talkshows die Sicherheit des Impfstoffes in Frage und prangert den Impf-Hype an, der seiner Meinung nach nur durch die Zensur Andersdenkender möglich geworden sei.

Kündigung oder Zurückstufung

Zahlreiche Forscher haben entscheidende Hürden für die Entwicklung der mRNA-Impfstoffe überwunden, zum Beispiel die gebürtige Ungarin Katalin Karikó. Die 66-jährige Biochemikerin, die im September 2021 mit der Reichstein-Medaille der Schweizerischen Akademie der Pharmazeutischen Wissenschaften ausgezeichnet wurde, musste während Jahrzehnten um ihre Anerkennung kämpfen. Mehrere Gesuche um Forschungsbeiträge wurden abgelehnt, und beim Versuch, Wagniskapitalisten für ihre Ideen zu überzeugen, scheiterte sie. Ihren Vorgesetzten an der University of Pennsylvania riss deshalb in den 1990er Jahren der Guldtsfaden. Sie stellten die junge Anwärtlerin

Viele Firmen stiegen aus der Forschung aus, weil sie die Aussichten auf Erfolg als gering erachteten.

auf eine Professur vor die Alternative: Kündigung oder Zurückstufung. Die Einwanderin entschied sich, die Erniedrigung und die Lohnbusse hinzunehmen, um in ihrem Labor weiterforschen zu können.

Karikó liess nicht locker und spannte mit ihrem Kollegen Drew Weissman zusammen, einem angesehenen Immunologen, der ihre Experimente finanzieren konnte. Im Jahr 2005 publizierten sie gemeinsam einen wissenschaftlichen Artikel, in dem sie nachwiesen, dass die RNA von Bakterien Immunzellen dazu anregt,

die Zerstörung eindringender Krankheitserreger zu organisieren. Die beiden Forscher meldeten ein Patent an, gründeten eine Firma – nur um festzustellen, dass sich niemand dafür interessierte.

Was sie nicht wussten: An der Stanford University las Derrick Rossi, ein Postdoc-Forscher, die Arbeit des Duos – und war fasziniert davon. Fünf Jahre später beteiligte er sich an der Gründung einer Firma namens Moderna, zusammen mit Harvard- und MIT-Professoren. Ihr Ziel: Vakzine herstellen. Dass sie dabei auf mRNA zurückgreifen wollten, reflektiert der Name ihres Start-ups. Später konnten auch Karikó und Weissman ihre Forschung kommerzialisieren. Sie vergaben ihre Technologie in Lizenz an Biontech. Im Jahr 2017 ging das kleine Unternehmen eine Partnerschaft mit Pfizer ein, um einen mRNA-Impfstoff gegen die Grippe zu entwickeln. 2019 nahm Karikó den ihr offerierten Posten als Senior Vice President bei Biontech an.

Inzwischen prasseln die Anerkennungen nur so auf sie nieder. Das Nachrichtenmagazin *Time* zählt sie für das laufende Jahr zu den hundert einflussreichsten Personen, und soeben erhielt sie, zusammen mit Weissman, den hochdotierten Breakthrough Prize in Life Sciences.

In Deutschland versuchte sich seit dem Jahr 2000 eine weitere Biotech-Firma mit Forschungsprojekten auf dem Gebiet von mRNA. Ingmar Hoerr, Mitbegründer des Start-ups Curevac, hatte zunächst versucht, seinen RNA-Ansatz auf den Gebieten Immunität und Protein-Therapien anzuwenden, stiess aber mit seinen Ideen bei der Pharmaindustrie auf Ablehnung. Viele Big-Pharma-Firmen stiegen vor einigen Jahren aus der mRNA-Technologie-Forschung aus, weil sie die Aussichten auf Erfolg als relativ gering erachteten.

Neue Einsatzgebiete

Aber Hoerr führte seine Forschungen fort, weil er sich sicher war, dass er am Ende Arzneien entwickeln würde, neuerdings auch gegen Covid-19. Im Juli gab es indessen für die in Tübingen beheimatete Firma einen herben Rückschlag. Der Impfstoff, teilte das Unternehmen mit, habe «nur eine Schutzwirkung von 48 Prozent gegen Covid-19-Erkrankungen jeden Schweregrads in allen Altersgruppen erzielt».

Nachdem Covid-19 das Interesse an mRNA-Technologien neu geweckt hat, ist deren Einsatz auf weiteren Gebieten zu erwarten: zunächst vor allem bei Krankheiten, die sich über das Immunsystem beeinflussen lassen. Es sei aufregend, zu sehen, dass all die Dinge, von denen Forscher einst geträumt hatten, jetzt Realität würden, meint Philip Felgner, der das Impfstoff-Forschungszentrum an der Universität von Kalifornien, Irvine, leitet. Doch wer ist der Erfinder? Jeder habe dazu schrittweise etwas beigetragen, lässt sich Karikó zitieren – «mich eingeschlossen».

Auf Tauchstation

Joe Bidens überraschender U-Boot-Deal mit Australien zeigt, wie heillos zerstritten die Europäer sind.

Francis Pike

In der vergangenen Woche haben wir von den Australiern ein neues Wort gelernt: «Aukus». Hört sich an wie eines dieser merkwürdigen Beuteltiere, die in diesem riesengrossen Land heimisch sind.

Weit gefehlt, «Aukus» ist die Abkürzung für Australien, United Kingdom und USA. Man fragt sich, wie viele Stunden schwieriger Verhandlungen nötig waren, bis dieser traurige Name für ein Militärbündnis gefunden war, das ein Kommentator lustigerweise als die wichtigste geopolitische Allianz seit dem Zweiten Weltkrieg bezeichnet hat.

«Dieser Typ aus Down Under»

Mit Aukus haben wir jetzt eine verwirrende Palette von Bündnissen, die dem chinesischen Expansionismus im Indopazifik Einhalt gebieten wollen – Quad (eine strategische Allianz von Amerika, Japan, Australien und Indien) und Five Eyes, eine Allianz der Geheimdienste von Australien, Kanada, Neuseeland, Grossbritannien und den Vereinigten Staaten.

Die Pressekonferenz, auf der Aukus bekanntgegeben wurde, war eine peinliche Veranstaltung. Präsident Joe Biden konnte sich nicht mehr an den Namen seines «Freundes», des australischen Ministerpräsidenten Scott

Morrison, erinnern und bezeichnete ihn als «diesen Typ aus Down Under».

Aukus sorgt für einige Unruhe unter den Westalliierten. Die Nato, Deutschland, Frankreich, die EU und so weiter waren nicht eingeweiht. Offenbar ging es bei diesem Projekt vor allem darum, Frankreich zu düpieren, das mit Australien die Lieferung von konventionell betriebenen U-Booten im Wert von 48 Milliarden Dollar vereinbart hatte. Die einseitige Aufkündigung dieses lukrativen Vertrags und die Entscheidung der Australier, sich von Amerika die Technologie für atomgetriebene U-Boote liefern zu lassen, musste für Unmut sorgen.

Alle sind verstimmt. China ist pro forma verärgert. Die Franzosen fühlen sich hintergangen. Präsident Emmanuel Macron und sein Aussenminister sind stinksauer. Paris hat seine Botschafter aus Amerika und Australien zurückgerufen, nicht aber aus Grossbritannien, das die Franzosen trocken als überflüssiges fünftes Rad an diesem Wagen bezeichnet haben.

Demütigung der Franzosen

Auch in Deutschland ist man besorgt. Man befürchtet, die Demütigung der Franzosen könnte dazu führen, dass Macron nun umso nachdrücklicher die Aufstellung einer europäischen Armee fordern wird. Die Strategie der Deutschen besteht darin, dass man die Nato und den Westen schwächt, indem man Nordstream II baut, um russisches Erdgas zu importieren, und mit China Handelsabkommen schliesst. Anders als Grossbritannien und Frankreich dürfte Deutschland kein Interesse daran haben, zum Schutz des Welthandels eine Flotte in den Indopazifik zu entsenden.

Nach dem Afghanistan-Debakel hätte der Westen ein neuerliches aussenpolitisches Fiasko unbedingt vermeiden müssen. Stattdessen sind die Staaten, die den chinesischen Expansionismus eindämmen wollen, heillos zerstritten. Um Laurel und Hardy zu zitieren: «Schöner Schlamassel, in den du uns mal wieder gebracht hast.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Nichts an ihm war echt

Das Attentat von Zug veränderte vor zwanzig Jahren die politische Kultur der Schweiz. Eine Rekonstruktion zeigt: Friedrich Leibacher hatte das Massaker von langer Hand geplant.

Alex Baur

Der 27. September 2001 gehört zu jenen Tagen, die sich bei fast jedem Schweizer in die Erinnerung eingebrannt haben. Es war der Tag, an dem der IV-Rentner Friedrich Leibacher, 57, schwerbewaffnet das Zuger Rathaus stürmte und ein fürchterliches Blutbad anrichtete. Innerhalb von 2 Minuten und 34 Sekunden feuerte er 91 Schüsse aus seinem Sturmgewehr wahllos auf die anwesenden Politiker und Reporter ab, bevor er sich selbst die Kugel gab. 14 Menschen starben, 18 wurden schwer verletzt.

Schock, Abscheu und Trauer über dieses in der Schweizer Geschichte einzigartige Verbrechen waren überwältigend. Der Horror im Zuger Ratssaal hat nicht nur bei den Überlebenden und Angehörigen Wunden hinterlassen, die bei vielen wohl nie ganz verheilen werden. Er hat die Sicherheitskultur und damit das Verhältnis der Bürger zum Staat nachhaltig verändert. Ein Prinzip des grundsätzlichen Vertrauens kippte um in ein prinzipielles Misstrauen.

Spuren in der Karibik

Nach dem Zuger Attentat wurden innerhalb weniger Monate bei fast allen Gerichten, Rathäusern und Verwaltungsbauten Sicherheitschleusen eingebaut. Wo man früher von Angesicht zu Angesicht mit den Beamten verhandelt hatte, kommunizierte man nun plötzlich via Gegensprechanlage durch dickes Panzerglas. Selbst bei Gerichts- und Ratsverhandlungen, die öffentlich und für jedermann zugänglich sind, gehörten Ausweiskontrollen von da an zur Tagesordnung.

Wer mit dem Staat und seinen Institutionen nur sporadisch zu tun hat, mag diesen Wandel kaum bemerkt haben. Als Journalist, der seit Jahren fast täglich in den Amtsstuben ein- und ausging, waren für mich diese ständigen Kontrollen vorweg ein befremdendes Gefühl. Dass man über Nacht vom vertrauten Mitbürger zum potenziellen Terroristen mutierte, war gewöhnungsbedürftig. Doch mir schwante bald, dass es um mehr ging als bloss eine Befindlichkeit.

Ein derartiger Paradigmenwechsel verändert das Verhältnis zwischen Bürger und Staat zwangsläufig, auch wenn sich das objektiv nicht messen lässt. Der Staat hat an jenem 27. September ein für uns selbstverständliches, weltweit stets bewundertes Urvertrauen in seine Bürger zumindest teilweise aufgekündigt. Und seither frage ich mich: Hätte man die Gefahr früher erkennen können? Und wenn ja: Wäre Leibacher aufzuhalten gewesen?

Für meine Recherchen wandte ich sehr viel Zeit und Energie auf. Wochenlang streifte ich auf den Spuren des Massenmörders durch die Dominikanische Republik, wo er entscheidende Jahre verbracht hatte und wo ich seine drei ehemaligen Ehefrauen aufstöberte. Ich sprach mit Dutzenden von Zeugen – Freun-

Auffällig war sein Hang zum Exhibitionismus, der ihn sein Leben lang begleitete.

den, Feinden, Verwandten und Bekannten im In- und Ausland. Und mit etwas Glück konnte ich mir entscheidende Gerichts- und Untersuchungsakten beschaffen.

Über Wochen und Monate, gleich einem Puzzle, verdichteten sich die einzelnen Elemente zu einem schlüssigen Bild. Da Friedrich Leibacher seit seiner Kindheit immer wieder mit der Polizei, den Behörden und der Psychiatrie in Konflikt geraten war, liessen sich sein Werdegang und sein Psychogramm erstaunlich präzise rekonstruieren. Meine Recherchen wurden von der Expertise bestätigt, die der renommierte Forensiker Frank Urbaniok später aufgrund der umfangreichen Untersuchungsakten erstellte. Sein Fazit war ernüchternd: Einen Psychopathen von der Kategorie Leibachers rechtzeitig zu erkennen, ist sehr schwierig – ihn dann auch noch zu stoppen, fast unmöglich.

Knast in der Türkei

Die kriminelle Karriere des Friedrich Leibacher begann in seinem 13. Lebensjahr. Nachdem der Bursche mit einem Flobert-Gewehr in der

Nachbarschaft herumgeballert und seine eigene Mutter mit dem Tod bedroht hatte, wuchs er in verschiedenen Anstalten auf. Zahlreiche kleinere Delikte sind aktenkundig, Leibacher wurde mehrmals begutachtet. Neben den ausgeprägten Merkmalen eines Psychopathen und diversen Persönlichkeitsstörungen wurden früh Anzeichen einer latenten Schizophrenie erkannt. Dumm war der Bursche jedoch nicht, und es fehlte ihm auch nicht an Chancen. Nach einer Anlehre im Service schafft Leibacher die Matura auf dem zweiten Bildungsweg und studiert sogar ein Semester Jurisprudenz an der Universität Zürich.

Seine akademische Karriere wurde durch einen mehrmonatigen Knastaufenthalt in der Türkei wegen Schmuggels beendet. Eine Reihe von Verkehrs- und Vermögensdelikten führte 1970 auch in seiner Heimat Zug zu einer unbedingten Freiheitsstrafe. Schwere Verbrechen gegen Leib und Leben konnte man ihm zumindest nicht nachweisen. Auffällig war sein Hang zum Exhibitionismus, der ihn sein Leben lang begleitete. Und noch ein Muster zeichnete sich sehr früh ab: Leibacher stritt prinzipiell jeden Vorwurf ab, auch bei glasklarer Beweislage. Es schien ihm richtig Spass zu bereiten, anderen seine eigenen Untaten anzudichten. Selber präsentierte er sich partout als Opfer von behördlicher Willkür.

1970 schrammt Leibacher im Alter von 26 Jahren knapp an einer psychiatrischen Zwangseinweisung vorbei. Danach verliert ihn die Psychiatrie aus den Augen. Mehrere Verfahren wegen Verdachts auf Betrug, Waffenschiebereien und





Meister der Manipulation: Psychopath Leibacher mit der Mordwaffe in Seelisberg, 1999.

Brandstiftung werden mangels Beweisen eingestellt. Leibacher arbeitet nie, doch er lässt bei seinen kriminellen Aktivitäten grosse Vorsicht walten. Sein letztes Strafurteil in der Schweiz (mehrfache Körperverletzung) datiert von 1985. In jenem Jahr setzt sich Leibacher in die Dominikanische Republik ab.

Brutale Übergriffe

Dreimal heiratet Leibacher auf der Karibikinsel. Seine erste Frau Carmen ist 28 Jahre jung, ihre Nachfolgerinnen sind beide gerade mal 16. Das Muster ist immer dasselbe: Die Ehen dauern jeweils nur wenige Monate und sind gezeichnet von brutalen physischen Übergriffen; doch es reicht bei allen, um ein Kind zu zeugen, bei dessen Geburt die Frauen längst vor ihm geflüchtet sind. Jedes Mal versucht Leibacher, seine Ex-Partnerinnen zu bestrafen, indem er ihnen das gemeinsame Kind mit juristischen Mitteln zu entreissen versucht. Im Falle seiner ersten Tochter gelingt ihm das Manöver 1990 – offensichtlich ist Korruption im Spiel.

1994 wird Leibacher in der Dominikanischen Republik verhaftet, nachdem er seine dritte Frau brutal verprügelt hat. Durch Bestechung kommt er frei und kehrt mit seiner Tochter in die Schweiz zurück. In Seelisberg UR bezieht er ein Chalet, das er schon früher gekauft hatte. 1995 ergattert er zudem eine IV-Rente wegen eines angeblichen Tinnitus. Zwei Jahre später kauft er sich das Sturmgewehr, welches er beim Massaker in Zug verwenden wird, mit Waffenschein. Seine Vorstrafen sind gelöscht.

In der Dominikanischen Republik habe ich bei einem ehemaligen Polizisten ein Foto aus jener Zeit aufgestöbert, auf dem Leibacher mit

der späteren Mordwaffe posiert. Auf der Rückseite des Bildes findet sich ein handschriftlicher Satz, der nicht mehr zu entziffern ist. Doch die Worte «ich werde zurückkehren» und «Rache» sind noch erkennbar. Leibacher muss die Fotografie mindestens ein Jahr vor dem Blutbad an seinen dominikanischen Freund geschickt haben. Es ist einer von vielen Hinweisen darauf, dass das Massaker von langer Hand geplant war.

Auf einem Bekenner schreiben mit dem Titel «Tag des Zorns für die Zuger Mafia» stellt sich Friedrich Leibacher als Opfer der Zuger Behörden dar. Sie sollen ihn mit Gerichtsverfahren, die er notabene selber losgetreten hatte, ruiniert haben. Der Streit drehte sich um einen Zuger Buschauffeur, den Leibacher zu Unrecht als Alkoholiker diffamiert hatte. Nach dem Attentat fand man in seiner Wohnung ungeöffnete Couverts mit den letzten Gerichtsurteilen. Einiges weist darauf hin, dass die absurden Attacken gegen die «Zuger Mafia» eine Inszenierung waren, mit denen Leibacher sich selber aufbaute und die seine mörderischen Fantasien legitimieren sollten.

Spätestens ab dem Sommer 2000, als Friedrich Leibacher seine Tochter nach Australien in ein Internat schickt – er habe sie «aus der Feuerlinie nehmen wollen», schreibt er später in einem Brief an die Schulleiterin – steuert sein ganzes Handeln auf das Attentat hin: Leibacher verkauft sein Auto und sein Haus, er beschafft sich zusätzliche Waffen, auf einer letzten Reise durch die Dominikanische Republik versucht er, seinen Nachlass zu regeln. Sogar seine Bestattung – er will seine Asche auf dem Meer verstreuen lassen – plant er bis

ins letzte Detail, die Rechnung begleicht er im Voraus.

Am 11. September 2001, zwei Wochen vor dem Attentat in Zug, rasen zwei Flugzeuge in die Twin Towers von Manhattan. Gegenüber einer Krankenschwester, zu der er ein kollegiales Verhältnis pflegt, gibt sich Leibacher tief erschüttert. Ein Jugendfreund dagegen erzählt, Leibacher sei von den Attentaten «richtig angeturnt» gewesen und habe «zur Feier des Tages» eine Flasche Champagner geöffnet. In sein Tagebuch schreibt er: «Osama bin Laden. Er hat es ihnen wirklich hart gegeben. [...] Sind solche Attentäter feige? Ich glaube nicht. Um sich in ein Gefecht einzulassen, wenn man weiss, dass der eigene Tod die Konsequenz ist, braucht man Hoden.»

Brav wie ein Lamm

Die widersprüchlichen Äusserungen und Wahrnehmungen zu 9/11 sind typisch für einen Psychopathen: Leibacher war ein Meister der Manipulation, nichts an ihm war echt. Das Schockieren und Betrügen schien ihm nachgerade Spass zu bereiten, handkehrum konnte er bei Bedarf eine sehr gewinnende Seite an den Tag legen. Im Rückblick lässt sich rekonstruieren, wie er Schritt um Schritt auf das Massaker zusteuerte – doch selbst für seine engsten Vertrauten war es damals unmöglich und jenseits jeder Vorstellung, auch nur zu erahnen, was er plante.

In der Dominikanischen Republik, wo mit den Repräsentanten des Staates nicht zu spassen ist, gab sich Leibacher stets brav wie ein Lamm. Es fällt auf, dass er die freundschaftliche Nähe zu Polizisten sogar richtiggehend suchte. Nur in den eigenen vier Wänden gegenüber den ihm unterlegenen Frauen lebte er seinen Sadismus hemmungslos aus. Es ist wohl auch kein Zufall, dass er sich für das Attentat in Zug eine uniformähnliche Kleidung mit der Aufschrift «Polizei» schneiderte.

Gutachter Urbaniok hat zahlreiche Merkmale gefunden, die auf einen brandgefährlichen Psychopathen hinweisen. Doch der Umkehrschluss, dass man Leibacher hätte stoppen können, hätte man diese Hinweise rechtzeitig entdeckt, ist leider ein Kurzschluss. Tausende von Querulanten weisen dieselben Charaktereigenschaften auf, ohne dass sie zu Massenmördern werden.

Selbst wenn man jeden Querulanten einbuchten würde, wäre keineswegs garantiert, dass es auch Leibacher getroffen hätte. Je näher die Tat rückte, desto ruhiger wurde der Massenmörder. Es gab auch keinerlei Drohungen von ihm. Und wäre der Zugang zum Zuger Rathaus damals bewacht gewesen, wären mutmasslich noch mehr Menschen gestorben. Das Einzige, was uns vor Psychopathen seines Schlages wirklich schützt, ist die Tatsache, dass sie sehr selten sind.

Er vereinigte sogar Korea

Der Freiburger René Fasel ist vielleicht der erfolgreichste Sport-Diplomat der Welt. Jetzt tritt er als Präsident des Eishockey-Weltverbands zurück. Seine Zukunft liegt in Russland.

Thomas Renggli

Wie lassen sich 27 Jahre in ein paar Umzugskisten verpacken? Diese Frage stellt sich momentan René Fasel in der Villa Freigut an der Zürcher Brandschenkestrasse. Am Sitz des internationalen Eishockeyverbandes (IIHF) steht die grosse Wachtablösung bevor. Der gelernte Zahnarzt Fasel eröffnete am Mittwoch in St. Petersburg zum letzten Mal einen Kongress. Am Samstag wird sein Nachfolger gewählt – und die Stabsübergabe eingeleitet. Fasel spricht von einem «normalen Prozess» und sagt: «Wenn der neue Präsident nach Zürich kommt, werde ich meine letzten Sachen zusammenräumen und ihm das Büro überlassen.» Gleichzeitig weiss er genau, dass der freiwillige Abgang in der Sportpolitik keine Selbstverständlichkeit ist. Sepp Blatter beispielsweise, der langjährige Patron der Fifa, konnte nicht einmal seinen Reisepass aus dem Safe holen, bevor zum letzten Mal die Türe zu seinem Büro hinter ihm geschlossen wurde.

Befreundet mit Putin

Die IIHF ist nicht die Fifa – und Eishockey ist nicht Fussball: «Es macht die Situation sicher einfacher, dass in Afrika und Südamerika nicht Eishockey gespielt wird», sagt Fasel und bezieht diese Aussage auf die oft unübersichtlichen Seilschaften und Geldflüsse in der schier unendlichen Welt des Fussballs. Doch auch im Eishockey funktioniert der Machterhalt nicht ohne einflussreiche Freunde. Fasel fand sie unter anderem im Kreml. Kaum ein anderer Schweizer besitzt einen direkteren Zugang zu Wladimir Putin, kaum einer verteidigt die russische Politik leidenschaftlicher als Fasel. Wenn Putin in Moskau zum freundschaftlichen Eishockeymatch lädt, spielt Fasel den Schiedsrichter. Die Neutralität ist dabei sekundär. Am Schluss gewinnt immer der Kreml-Chef.

Er habe durch den Sport Menschen treffen können, die er sonst wohl nie getroffen hätte – und er habe im persönlichen Kontakt Seiten von ihnen kennengelernt, die andere nicht kennen, sagt Fasel. Auf Putin bezogen, heisst das: «Er ist sicher nicht der Mann, als der er hier im Westen beschrieben wird – angefangen bei der Sprache.



Volksnähe, Bauernschläue, Grosszügigkeit: Sportfunktionär Fasel.

Er spricht sehr gut Deutsch. Und das ist im Umgang mit ihm ein grosser Vorteil.»

Fasel und Putin verstehen sich. Auch deshalb tappte der Schweizer im vergangenen Januar für einmal in eine politische Falle. Bei einem Besuch in Minsk liess er sich von Diktator Alexander Lukaschenko vor laufenden Fernsehkameras innig umarmen. «Eine Schande fürs Hockey, eine Schande für die Schweiz», kommentierten danach die Zeitungen von TA-Media. Dass die IIHF nur Wochen später Weissrussland als Gastgeber der WM 2021 kippte, konnte den Schaden nicht beheben.

Die Szene ist symbolhaft für das glatte Eis, auf dem sich führende Sportfunktionäre bewegen. So sehr es heisst, dass man Politik und Sport trennen müsse, so wenig ist dies in der Praxis umsetzbar. Seinem politischen und diplomatischen Gespür verdankt Fasel einige seiner grössten Erfolge. An den Olympischen Winterspielen 1998 in Nagano gelang ihm das Kunststück, erstmals die NHL, die beste Liga der Welt, für den olympischen Gedanken zu begeistern. Und an den Winterspielen 2018 in Pyeongchang schaffte er es, dass im Frauenturnier eine vereinigte koreanische Equipe antrat.

René Fasel ist ein gewiefter Taktiker und Stratege. Aber er ist auch ein Mann mit Charme und Gespür für die Basis des Spiels. Bezeichnend ist eine Szene, die sich an der WM 2008 in Québec abspielte. Im Endspiel kam es zum epischen Duell zwischen Kanada und Russland. Das Interesse an der Partie war riesig. Das Colisée de Québec hätte wohl fünfmal gefüllt werden können. Zwei Schweizer Fans, die nach dem Viertelfinal-Out ihrer Mannschaft in Kanada ausgeharrt hatten und sich nach Tickets für das Spiel erkundigten, hätten auf dem Schwarzmarkt tief in die Taschen greifen müssen. Als Fasel dies erfuhr, zögerte er keinen Moment – und schenkte den beiden je einen VIP-Eintritt.

«Kerngesundes Unternehmen»

Es ist diese Mischung aus Volksnähe, Bauernschläue und Grosszügigkeit, die Fasel fast drei Jahrzehnte lang im Amt hielt – verbunden mit seinem höchst respektablen Leistungsausweis. Als er 1994 das Präsidentenbüro der IIHF bezog, hauste der Verband in einer kleinen Wohnung an der Tödistrasse in Zürich. Vier Mitarbeiter teilten sich die Arbeit. Heute sind 35 Vollangestellte beschäftigt. Das Budget stieg von 10 auf 40 Millionen Franken. Und die Zukunft sieht rosig aus. Durch den neuen Vertrag mit Vermarktungspartner Infront ist der Verband bis 2033 gesichert. Die IIHF kann in den nächsten zwölf Jahren allein aus diesem Deal mit Einnahmen von einer halben Milliarde Franken rechnen: «Ich übergebe meinem Nachfolger ein kerngesundes Unternehmen», sagt Fasel.

Und wie sieht er seine eigene Zukunft – schliesslich ist er mit 71 Jahren als Sportfunktionär im besten Alter? Er habe diverse Angebote, aber entschieden sei noch nichts. Vermutlich zieht es ihn ostwärts – nach Russland. Er wolle endlich die russische Sprache richtig lernen, und dann könne er sich vorstellen, in einer beratenden Funktion tätig zu sein: etwa für die russische olympische Universität in Sotchi oder die Kontinental Hockey League, das osteuropäische Pendant zur NHL. Es wäre ein logischer Anfang für die nächste Karriere des Schweizer Eishockey-Diplomaten.

«Kastration aller Männer»

Macron-Herausforderer Eric Zemmour hat dem Sender CNews höchste Einschaltquoten beschert. Jetzt wird der Journalist und Bestseller-Autor vom Bildschirm verbannt.

Jürg Altwegg

Man kann sie gar nicht alle aufzählen: Rund zehn Milliarden sind im Besitz der französischen Medien. Bei den Zeitungen kontrollieren sie 90 Prozent der Auflage. Im Bereich von Radio und Fernsehen übersteigt ihr Anteil 50 Prozent. Keiner hat sein Vermögen mit Medien erworben. Die meisten sind von Staatsaufträgen abhängig. Bouygues – mit Europas grösstem Privatsender TF1 – baut Autobahnen. Dassault – *Le Figaro* – Flugzeuge und Waffensysteme.

François Pinault und Bernard Arnault sind die reichsten Männer des Landes. Pinault kaufte das Magazin *Le Point*, um seinem Freund Jacques Chirac Schützenhilfe zu leisten. Arnault erwarb das Boulevardblatt *Le Parisien*, um Nicolas Sarkozys Wahlkampf zu unterstützen.

Die Wahl Macrons zum Präsidenten war eine stille Koproduktion der Medienmilliardäre. Keines ihrer Organe hat Eric Stemmelen «Opération Macron» erwähnt, in dem die «Chronologie eines friedlichen Staatsstreichs» beschrieben wird. Unter Macron hat sich der Aufstieg eines neuen Tycoons beschleunigt: Vincent Bolloré. Aus dem Nichts baute er sein Medien- und Unterhaltungsimperium auf. Er regiert über den Konzern Vivendi, zu dem der Bezahlsender Canal+ gehört.

Weisser Ritter

In diesen Tagen holt Vincent Bolloré zu seinem grössten Coup aus: Er will *Paris Match*, das *Journal du Dimanche*, den Buch- und Magazinverlag Hachette sowie den Radiosender Europe 1 übernehmen. Alle vom Groupe Lagardère. Dessen überforderter Sohn holte Bolloré, um das traditionsreiche Unternehmen vor Bernard Arnault zu retten. Ein Friedensabkommen wurde geschlossen, fünf Jahre sollte es dauern. Nach drei Monaten ist der weisse Ritter im Begriff, seinen Schützling zu fressen.

Er hat im Gegensatz zu Pinault und Arnault keine Kunstsammlung und kein Museum. Mit dem Establishment steht der Selfmademan auf Kriegsfuss. Sarkozy nennt Bolloré ein unternehmerisches «Genie» – und versuchte erfolglos, ihn mit Macron zu versöhnen.

Journalisten, die über seine Geschäfte in Afrika berichten, deckt er mit Klagen und Schadenersatzforderungen ein. Nach seinem Einstieg bei Europe 1 streikte die Redaktion. Dutzende von Journalisten gingen – nicht nur freiwillig. Bolloré ist bekannt dafür, dass er sehr stark in die Programme eingreift. Er rühmt sich, die Frontseite seiner Gratiszeitung persönlich gestaltet zu haben. Bei Canal+ setzte er die beliebte tägliche

Statements beschränkt bleibt – mit einer sehr gelassenen schwarzen Moderatorin.

Zemmours Sendungen sind eine Art Volkshochschule in Geschichte und Politik. Er ist belesen, kultiviert, rhetorisch begabt – und schreckt vor keiner Provokation zurück. Zemmour ist fähig, eine Stunde lang über die Armee, die Revolution, Napoleon oder die Einwanderung zu dozieren. Unter Macron habe die Immigration um zwei Millionen zugenommen, behauptete er jüngst.

Sabotage einer Kandidatur

Doch nun herrscht Sendepause. Im *Figaro* erscheinen keine Kolumnen mehr. Zemmour wurde, so die Begründung, für die Lancierung seines neuen Buchs freigestellt. Mit dem wiederum, so wird seit Wochen spekuliert, der Journalist seine Kandidatur für die Präsidentschaft lancieren werde. Obwohl er sie noch gar nicht bekanntgegeben hat, befand die staatliche Medienaufsicht, dass seine Sendezeiten mit der Wahlkampagne verrechnet werden müssten. Das liess den Verantwortlichen keine Wahl.

Frankreich fantasiert von einem Drehbuch à la Trump, mit Bolloré in der Rolle des Milliardärs und Eric Zemmour als zweitem Bösewicht und einzigem Politiker, der Macron im TV-Duell auf dem gleichen intellektuellen Niveau begegnen kann. Die Meinungsumfragen sehen ihn bei 10 Prozent – Tendenz rapide steigend. Das ist mehr als für Macron vor fünf Jahren.

Das Buch ist gerade erschienen: «La France n'a pas dit son dernier mot». Schon die Vorbestellungen katapultierten es auf Platz eins der Bestsellerlisten. 200 000 Exemplare wurden am ersten Tag verkauft.

Stellenweise liest es sich wie die Sabotage einer Kandidatur. Zemmour erinnert an Dominique Strauss-Kahn und deutet an, dass ihm ein gleiches Schicksal drohen könnte. Der grosse Favorit für 2012 wurde in Handschellen aus seinem Hotel in New York abgeführt – Anklage: Vergewaltigung. «Das war das Ende von tausend Jahren monarchistischer und patriarchaler französischer Kultur», schreibt Zemmour: «eine Kastration aller französischer Männer».



Zweiter Bösewicht:
Macron-Gegenspieler Zemmour.

Puppen-Satirensendung «Les Guignols de l'info» ab. Beim Nachrichtensender CNews dauerte der Streik gegen ihn einen Monat.

Längst wird CNews als «Fox News auf Französisch» verschrien. Unter den vier Nachrichtensendern war er das Schlusslicht. Immer öfter aber erreicht CNews inzwischen die höchsten Einschaltquoten. Der Journalist und Bestsellerautor Eric Zemmour, der als Schreiber beim *Figaro* angestellt ist, war der entscheidende Faktor des Aufstiegs. Von Bolloré bekam er eine tägliche Talkshow – sechzig Minuten zur besten Sendezeit. Ihm werden ein paar wechselnde Kommentatoren zur Seite gestellt, deren Rolle auf das Nicken, Einwerfen von Stichworten und kurzen

Unbequeme Tatsachen

E-Fahrzeuge verursachen nicht weniger CO₂ als Autos mit Verbrennungsmotoren. Die Umweltbilanz der Elektromobilität wird manipuliert.

Beat Gygi

Beim Start an der Ampel den Porsche abhängen, in Autobahn-Auffahrten den andern einfach davonfahren: Selbst im mittelprächtigen Elektroauto kann man so beschleunigen, dass man gewaltig in den Sitz gedrückt wird. Halt, falsch, man fährt nicht elektrisch, weil der Vortrieb so lustvoll ist, nein, man nutzt ein E-Fahrzeug, weil man die Umwelt schonen will. Verringerung der CO₂-Emissionen, das ist das grosse Klimaziel, das offiziell mit der E-Mobilität verbunden wird.

Mit diesem Argument hat die EU im Autobau den Schalter umgestellt: von fossil auf elektrisch, vom Verbrennungsmotor auf Batterieantrieb. Schrittweise senkt die EU-Kommission die Grenzwerte für CO₂-Emissionen pro Kilometer und Markenflotte, bis der Verbrennungsmotor diese nicht mehr erfüllen kann und die Verlagerung auf E-Autos unausweichlich wird. Nicht weil der Markt es will, sondern weil die Politik es erzwingt. Zu diesem Zweck wird auch die Rechnung manipuliert: Emissionen aus Batterie- und Fahrzeugherstellung sowie aus der Stromproduktion werden ausgeblendet, das E-Fahrzeug wird in der Umweltbilanz schöngerechnet. Die Schweiz macht mit. Zudem will die EU dem Verbrennungsmotor in Neuwagen ab 2035 die Luft abstellen.

Reicht der Strom?

Die Märkte reagieren. In der Schweiz hat sich der Anteil der Elektroautos in den vergangenen fünf Jahren vervierfacht. Allerdings macht er erst ein Prozent des Gesamtbestandes aus, da die grosse Menge der älteren Fahrzeuge das Bild prägt, aber in jüngster Zeit erreichten Elektroautos rund 10 Prozent der Neuwagenverkäufe. Branchenprognosen besagen, in Europa würden bis 2035 die Kunden fast zu 100 Prozent auf elektrische Autos umstellen.

Ist so etwas realistisch? Reicht der Strom dafür aus? Können die Netzkapazitäten eine derartige Elektrifizierung bewältigen? Und hilft das Ganze überhaupt dem Klima, der Umwelt? Wir haben mit einem führenden Energie- und Mobilitätsexperten, Christian Bach von der Forschungsanstalt Empa, über diese Fragen



Enorme Aufspaltungsenergie.

gesprachen, und die Antwort lautet ganz grob gesagt: So einfach geht das alles nicht.

Wenn die Energiestrategie der Schweiz mit dem Abschalten der Kernkraft und dem erhofften Ersatz durch Solarstrom umgesetzt wird, verändert sich die Energieversorgung erheblich. Bach verweist auf Studien, wonach sich

«Die entscheidende Frage ist, ob wir im Winter in Zukunft sauberen Strom importieren können.»

mit der geplanten Elektrifizierung der Mobilität und des Wärmesektors in der Schweiz zunehmend ein Winterstrom-Problem auftun werde. Für die Elektrifizierung der Mobilität ist das nicht nur eine Frage der Energiemenge, sondern auch der Qualität. Bach erklärt dazu:

«Die entscheidende Frage ist, ob wir im Winter in Zukunft sauberen oder schmutzigen Strom importieren können.» Davon wird auch abhängen, wie stark E-Autos CO₂-belastet sind.

Hinzu kommt die Frage nach den Netzkapazitäten, die Bach allerdings als weniger brisant ansieht: «Grundsätzlich kann man sagen, dass in den Schweizer Stromnetzen alles überdimensioniert und sehr gut dokumentiert ist», sagt er. Sollten sich Engpässe zeigen, sei ein Ausbau rasch möglich: Neue Trafos einbauen, die Spannung erhöhen, das funktioniert gut. Aber wer finanziert diesen Ausbau? «Die Schweiz hat mit den Netzabgaben einen Mechanismus, mit dem das finanziert werden kann», entgegnet Bach, via Stromrechnung bezahlen die Kunden Netznutzungsgebühren, die laufend den Ausbauerfordernissen angepasst werden könnten, heisst: Strompreiserhöhungen.

Dann aber Achtung, die Grundsatzfrage: «Was ist das Ziel der Elektromobilität?» Wenn das Ziel einfach die Elektrifizierung des Verkehrs sei, so Bach, dann werde das in der Schweiz mit entsprechendem Aufwand höchstwahrscheinlich erreichbar sein. Elektro-Fans mag das gefallen, aber Bach fügt sogleich an: «Wenn hingegen die Verringerung des CO₂-Ausstosses der Mobilität die wichtige Zielgrösse ist, und dies sollte unserer Ansicht nach der Fall sein, dann reicht das nicht.» Nur wenn E-Mobilität mithilfe, dass mehr erneuerbare Energie ins ganze System integriert werden könne, sei dem CO₂-Ziel gedient – etwa indem Elektroautos ihre Batterien als Pufferspeicher zur Verfügung stellten. Zudem brauche es Wasserstoff, um temporär überschüssige Elektrizität nutzbar zu machen, und synthetische Energieträger, die in Wüstenregionen hergestellt werden könnten, um den Winter zu dekarbonisieren. «Fehlt eines dieser Puzzlesteine, geht die Sache nicht auf.»



So einfach geht's nicht:
ETH-Forscher Bach.

Fehlende Ladeinfrastruktur

Heisst das also, dass es nicht sinnvoll ist, alles auf elektrisch umzupolen? Stimmt, sagt Bach, weil der Langstreckenverkehr auf der Strasse, dem Wasser und in der Luft, der hinsichtlich CO₂-Emissionen überdurchschnittlich relevant sei, sich dafür nicht eigne. Untersuchungen zeigten, dass die 30 Prozent der längsten Fahrten von Personenwagen rund 70 Prozent der Verkehrsleistung ausmachten. «Und dieser Teil der Mobilität ist nur sehr teuer elektrifizierbar», fügt Bach an.

Das grosse Problem im Langstreckenverkehr ist nach Bachs Einschätzung nicht die Reichweite der Elektroautos selber, also die Batteriekapazitäten, sondern die Infrastruktur zum Laden. Beim Umbau des ganzen Mobilitätssystems gebe es eben ganz unterschiedlich flexible Teile. «Die Software kann sich schlagartig anpassen, die Hardware in Form der Autos dagegen braucht schon etwas länger für Entwicklung und Investitionen, zumal auch Mehrkosten damit verbunden sind», sagt er: «Aber noch viel länger dauert das Errichten der ganzen Ladeinfrastruktur entlang den Verkehrswegen.»

Das sei der träge Teil der Transformation im Verkehrssystem, da werde es noch lange Zeit gravierende Schwächen und Lücken geben. Bach: «Stellen Sie sich den Osterverkehr vor, wenn alle mit dem Elektroauto in Nachbarländer reisen wollen. Das führt zu enormen Ansprüchen an die Ausstattung der Verkehrswege mit Ladeeinrichtungen, vor allem fürs

Schnellladen zu Spitzenzeiten», erklärt er. Und wenn diese Nachfrage nicht befriedigt werden könne, würden sich die Leute für Reisen in den Süden bald einmal vom Auto abwenden. Nahelegend sei es dann für viele, auf das Flugzeug umzusteigen, und damit sei für die Umwelt überhaupt nichts gewonnen. «Wenn eine Familie, die bisher ein Benzinfahrzeug hatte und einen Flug pro Jahr machte, neu auf ein Elektroauto umsteigt und zwei Flüge macht, ergibt das bei den Emissionen schon eine Steigerung. Diese Familie wäre aus CO₂-Betrachtung besser beim Benzinauto und einem Flug pro Jahr geblieben.»

Sein Schluss daraus: Die Langstreckenmobilität müsse so auf erneuerbare Energie umgestellt werden, dass der Engpass der Ladeinfrastruktur umgangen werden könne, und zwar ohne Rückgriff auf fossile Energie. Wie geht das? Bachs Antwort: «Wir müssen schauen, dass der Langstrecken-Strassenverkehr sauber wird, und als bestes Mittel dazu sehen wir die synthetischen Treibstoffe. Der Weg führt über chemische erneuerbare Energieformen.» Das heisst: Wasserstoff, Gas, Benzin oder Diesel aus erneuerbarer Elektrizität künstlich (synthetisch) hergestellt. Produziert werden diese synthetischen Treibstoffe, indem das Wassermolekül (H₂O) aufgespaltet wird in Wasserstoff (H) und Sauerstoff (O). Das läuft chemisch nicht von alleine, sondern braucht viel Energie, die aus erneuerbaren Quellen (Solar, Wind oder Wasserkraft)

stammen muss, damit es CO₂-mindernd wirkt. Diese steht laut Bach in der Schweiz nicht ausreichend zur Verfügung; viel mehr als genug gebe es aber in Wüstenregionen.

Treibstoffe mit hohem Energieinhalt

Der Wasserstoff kann dann entweder direkt als Antriebsmittel eingesetzt oder zu synthetischen Treibstoffen weiterverarbeitet werden, nach dem Muster: H-Atome werden verbunden mit Kohlenstoffatomen (C) von CO₂-Molekülen aus der Luft. Die Endprodukte sind Kohlen-

«Stellen Sie sich den Osterverkehr vor, wenn alle mit dem Elektroauto in Nachbarländer reisen wollen.»

wasserstoffverbindungen C-H, wie sie in Diesel, Benzin oder Gas anzutreffen sind – aber eben nicht aus fossilem Ursprung, sondern synthetisch zusammengesetzt. «Wie die Elektromobilität ist auch dieser Ansatz am Anfang teuer, aber das Ergebnis sind Treibstoffe mit hohem Energieinhalt, die sich so gut transportieren und speichern lassen wie Gas, Diesel und Benzin heute», erklärt Bach. Ein grosser Vorteil bestehe darin, dass die notwendige Infrastruktur, Logistik et cetera dafür bereits vorhanden sei, ebenfalls die zugehörigen Marktmechanismen.

Hat man damit ein Mittel gefunden, um den Verbrennungsmotor doch noch vor dem Untergang zu retten? Bach sieht es anders: «Die synthetischen Treibstoffe retten nicht den Verbrennungsmotor, sondern die synthetischen Treibstoffe brauchen wir, um das CO₂-Problem zu lösen, weil wir weltweit über eine Milliarde Verbrenner haben.»

«Eine selbstbestimmte Zukunft beginnt schon in der Gegenwart.»

Guido Bürgin
Leiter Anlagelösungen
und Hypotheken
zum selbstbestimmten Leben

Fröhliche Truppe unter Verdacht

Die Trickfilmserie «Paw Patrol» sei neoliberale Propaganda und gehöre verboten, fordern die Wächter über die richtige Gesinnung. Wie schon so oft haben sie nichts begriffen.

Wolfram Knorr

Ein Fischerboot droht zu sinken, an der Bordwand ein klaffender Riss. «Paaaw Patroool!», rufen die Fischer – und schon sind sie da, der zehnjährige Ryder mit seiner aufgestellten Brikettfrisur und seine sechs Welpen. Gerüstet mit aller modernen Technik und den dazugehörigen Gerätschaften, von LKW mit Kranzügen bis zu Helikoptern – nichts fehlt, um alles wieder, perfekt aufeinander eingespielt, ins Lot zu bringen.

Es ist eine kunterbunte Malkastenwelt mit pffiffigen, anthropomorphen Bellos, die mit kurligem Elan immer zur richtigen Zeit am richtigen Platz sind, um zu helfen und zu zeigen, wie wichtig dabei die Technik ist. «Paw Patrol», eine kanadische Trickfilmserie, gehört zu den erfolgreichsten der Gattung, in über 160 Ländern präsent, mit einer alles abdeckenden Verwertungskette, von Malbüchern über Spiele und Spielsachen bis zu Hörspielen und Sammelkarten. Die dramaturgischen Abläufe jeder Katastrophenverhinderungs-Episode mögen simpel sein, aber vielleicht sind die glorreichen Sieben gerade deshalb auch Spielfilmreif.

Berüchtigter Tex Avery

Und ausgerechnet dieser fröhlichen Spring-ins-Feld-Truppe werden Verfehlungen vorgeworfen? Die Serie müsste, heisst es aus linker Ecke, entfernt werden. Sie sei «autoritäre neoliberale Propaganda». Sie zeige keinen sozialen Hintergrund, keine staatlichen Institutionen wie Polizei oder Feuerwehr.

Bei kindgerechten Formaten sind derartig wahnhaft Korrektheitsmäkeleien nicht neu. Schon Wilhelm Busch blieben Vorwürfe nicht erspart, weil er Max und Moritz am Ende schrotten lässt. Und als in den 1930er und 1940er Jahren in Hollywood die Cartoon-Studios die Vorprogramme für Spielfilme lieferten, um die Stimmung anzuheizen, ging man – dem Zeitgeist entsprechend – ziemlich roh mit Minderheiten um. Berüchtigt dafür war Tex Avery, der

Salvador Dalí der Cartoonisten, der seine Einfälle in surreale Höhen trieb und die indigene Bevölkerung gnadenlos auf die Schippe nahm – aber eben nicht nur die. Alle bekamen ihr Fett ab. Als in den achtziger Jahren die Political Correctness das Zepter übernahm und bestimmte, was erlaubt ist, war es vorbei mit Averys Zeichentrick-Anarchie. Latenter Rassismus war unter den Vorwürfen noch der harmloseste. Die Ori-



Wahnhaft Korrektheitsmäkeleien:
Ryder und seine Welpen in «Paw Patrol».

ginale wurden verboten, «gereinigte» Versionen erlaubt – und die sind der reinste Verlogenheitshorror.

Ein Horror anderer Art passierte Ende der sechziger Jahre, auf dem Höhepunkt der Studenten-Demos («Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren»), als die CSU in Bayern scharf gegen «Micky Maus»-Hefte vorging, ein Verbot forderte und der Übersetzerin Erika Fuchs weitere Eindeutschungen untersagen wollte.

Was war geschehen? Die Panzerknacker AG, die seit je Dagobert Duck, dem bekanntlich reichsten Erpel der Welt, das Vermögen klauen wollte, aber letztlich immer zu dämlich dafür

war, besorgte sich einen «linken Ideologen», der ihr den «richtigen Weg der Enteignung» wies. Da schrillten die Alarmglocken bei der CSU. Hier werde der Versuch gemacht, «unseren Kleinen linkes Gedankengut» unterzujubeln. Den Spass an der Sache, die pure Ironie, erkannte die CSU nicht. Mit Micky Maus wusste sie sowieso nichts anzufangen.

Grotesker Gouvernantenstaat

Das geht leider vielen so, die sich berufen fühlen, wie die Maulwürfe Kinderliteratur auf unkorrektes Verhalten oder unpassende Wörter zu durchforsten, um das Gefundene sofort entfernen zu lassen. So hat es Pippi Langstrumpfs Vater erwischt, der mal ein «Negerkönig» war und zum «Südseekönig» umgeschrieben werden musste – weil die Kinder, denen man die Geschichten vorliest, Rassisten werden könnten? Im Land des «Südseekönigs» spricht man übrigens die «Taka-Tuka»-Sprache. Ist das nicht diskriminierend für einen Südseebewohner?

Die Moderatorin und Autorin Sarah Kuttner bekam Ärger, weil sie in einem Buch über Rassismus «Negerpuppe» erwähnte. Sie benutzte das Wort als Beispiel des Verwerflichen – und bekam trotzdem Ärger. Die Gouvernantenstaatlichkeit nimmt immer groteskere Formen an. Michael Endes Kinderbuchklassiker «Jim Knopf» ist nun auch in den Fokus des Rassismus geraten. Jim verfestigte Klischees und sei überhaupt so typisch als Schwarzer – was heute überhaupt nicht gehe.

Noch absonderlicher wird es, wenn es um Kinderlieder wie «Drei Chinesen auf dem Kontrabass» oder «Katzentanzentanz» geht. Nicht Rassismus lautet beim «Tanz» der Vorwurf der Pädagogin Christiane Kassama, sondern Diskriminierung. Es geht es um einen Igel, der stachelig ist, also anders. Die «Mehrheitsgesellschaft» (Kassama), die hier besungen werde, würdige den Igel herab. Er werde zum unerwünschten Aussenseiter. Alles hat aseptisch zu sein. Der Tugendterror kennt kein Halten.

BRIEF AUS SEVILLA

Lucas Albers



Wer in Sevilla ankommt, sollte sich nicht vom alten, etwas schäbigen Flughafen abschrecken lassen. Denn was danach folgt, ist pure Freude.

Sevilla war in der Renaissance eine Weltmacht, es wurde auch das neue Karthago genannt. Diese Pracht und Geschichte kann man heute noch überall sehen und spüren.

Nach über 700 Jahren Herrschaft der Mauren übernahmen Ende des 15. Jahrhunderts die Spanier die Macht. Geblieben sind gemeinsame architektonische Kunstwerke der islamischen und der christlichen Kultur.

Die verschmolzenen Überreste aus dieser Zeit sind am besten im wunderbaren Alcázar-Palast zu bewundern. In den geometrisch und mathematisch klar geordneten Mustern des grandiosen maurischen Mosaikhandwerks kann ich viele Parallelen zu Arbeiten der zeitgenössischen Kunst erkennen, die in der Sammlung meiner Mutter, in der Collection Albers-Honegger, vertreten sind. Ich spreche von Werken von Max Bill, Camille Graeser, Gottfried Honegger, Gerhard Richter oder Paul Richard Lohse.

Sevilla liegt nicht weit vom Meer, ein Katzensprung davon entfernt befindet sich die Hafenstadt Huelva. Von dort stach Christoph Kolumbus 1492, ein italienischer Seefahrer in kastilischen Diensten, getrieben von der Gier nach Gold und Reichtum, für seine erste Entdeckungs- und Eroberungsreise in See.

Eigentlich wollte er nach Indien, landete aber in Kuba. Der mächtige Sarkophag des Entdeckers ist nach diversen Umwegen via

Santo Domingo und Havanna wieder in der imposanten Kathedrale von Sevilla aufgebahrt. Ein Besuch lohnt sich.

Und natürlich ist Sevilla die Geburtsstadt des Maler-genies Diego Velázquez, eines Barockkünstlers Anfang des 17. Jahrhunderts.

Als er bei seinem Meister Francisco Pacheco das Malen erlernte, musste er zuerst Farben mischen, Leinwände aufziehen und sechs Jahre lang warten, bis er zum ersten Mal den eigenen Pinsel in die Hand nehmen durfte.

Er verdiente sich Kunst und Erfolg. Das lange Warten, Zuhören und Beobachten trug Früchte: Die Werke von Velázquez veränderten, wie

Die Werke von Velázquez veränderten, wie ich finde, den Blick auf die Welt.

ich finde, den Blick auf die Welt. Seine Porträtbilder sind Meisterwerke der Ästhetik. Und seine Landschaftsbilder wiesen 1650 den Weg in die Zukunft. Den beiden französischen Impressionisten Pierre-August Renoir und Claude Monet dienten sie als grosse Inspirationsquelle.

In einem kleinen Buchantiquariat in der berühmten Altstadt fand ich für wenig Geld eine wunderbare Monografie dieses grossartigen Künstlers.

Einen Abend verbrachte ich bei einer traditionellen Flamencoaufführung, einem absoluten Must für Sevilla-Besucher.

Als Tipp: Man sollte darauf achten, eine der kleinen, althergebrachten «Tablao»-Bühnen zu finden. Was dort geboten wird, ist schlicht überwältigend. Ein Spektakel an Tanz, Gesang und Rhythmus. Emotionen pur.

Für eine Stunde war ich Teil der andalusischen Seele, voller Freude, Leidenschaft, *carácter!* Ein Traum.

Auch die südspanische Gastronomie ist wunderbar. Herzliche Gastgeber empfangen mich überall. Die Preise für Speis und Trank sind fair.

Wer auf Nummer sicher gehen will, dem empfehle ich die traditionellen «Sevillane»-Restaurants, zum Beispiel das Casa Robles. Und für Nordeuropäer: Wer nicht alleine im Restaurant sitzen möchte, sollte in Sevilla auf keinen Fall vor 21.30 Uhr essen gehen. Um das Abendessen gediegen abzurunden, sollte man einen wunderbaren *vino de naranja* probieren.

Wer richtig elegant absteigen will, sollte das legendäre Luxushotel «Alfonso XIII» aufsuchen. Ich war im kleineren Hotel «Palacio Villapanés» in der Altstadt und würde dort sofort wieder nächtigen.

Noch gar nicht erwähnt habe ich das eigentliche Highlight in Sevilla: das weltberühmte Semana Santa. Dieses religiöse Volksfest findet jeweils während der Ostertage statt und dauert eine Woche. Darüber habe ich nur das Allerbeste gehört. Und wer weiss, vielleicht bin ich deshalb schon im nächsten Frühling wieder dort. Die Wahrscheinlichkeit ist zumindest hoch.

Lucas Albers ist ein Schweizer Kultur-Unternehmer. Er lebt in Zürich und Grasse.

Der gute Unternehmer

Worin besteht die soziale Verantwortung eines Unternehmers?

Die Antwort ist einfach und klar. Den Zeitgeist-Ethikern wird sie nicht passen.

Theo Müller

Als ich 1971 von meinem Vater eine kleine Landmolkerei mit vier Mitarbeitern übernahm, war die unternehmerische Aufgabe einfach zu definieren. Ich musste genug Ertrag erwirtschaften, um mir und meiner Familie das Auskommen zu sichern. Als dies sichergestellt war, ging es darum, den Betrieb durch Investitionen auszubauen, um ihn überlebensfähig zu machen. Zu diesem Zweck musste ich Gewinne erwirtschaften, und für die Erzielung dieser Gewinne waren die Grundlagen harte Arbeit, Fleiss, Disziplin, Lernfähigkeit, Ausdauer und Sparsamkeit.

Moralische Ansprüche

Ich erinnere mich noch gut, als, ebenfalls in den siebziger Jahren, der damalige deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt die vorgenannten Eigenschaften und Tugenden als unerlässlich, auch für die Führung des Gemeinwesens, bezeichnete. Er musste dann von seinem Parteikollegen Oskar Lafontaine eine sehr böse und verächtliche Bemerkung des Inhalts hinnehmen, dass dies Sekundärtugenden seien, mit denen sich notfalls auch ein KZ führen liesse. Was Lafontaine damit meinte, war wohl, dass es höhere Tugenden als diese gebe und dass diese höheren vorrangig zu beachten seien. Wo Sekundärtugenden sind, muss es schliesslich auch Primärtugenden geben, und diese sind wohl weiter oben anzusiedeln.

Ich möchte nicht sagen, dass diese Bemerkung Lafontaines der Auslöser für eine Entwicklung war, die ich als das Streben nach höheren Werten, die Orientierung an ethischen Positionen bezeichnen würde. Auf jeden Fall war sie aber symptomatisch dafür.

Mit dieser Entwicklung meine ich, dass immer mehr Teile der Gesellschaft eine starke Tendenz aufweisen, ihr Handeln an möglichst hochgesteckte ethische Ziele zu knüpfen. Darüber hinaus wird versucht, ein *common understanding* bezüglich dieser Ziele herbeizuführen, das heisst, es bildet sich ein zunehmend verbindlicher Wertekodex heraus, zu dessen Einhaltung man, wenn schon nicht rechtlich, so doch moralisch verpflichtet ist. Wer sich ausser-



Jeder dient der Allgemeinheit und sich selbst:
Firmengründer und Autor Müller.

halb dieses Mainstreams der Political Correctness stellt, muss unter Umständen mit gesellschaftlicher Ächtung rechnen.

Diese Entwicklung hat auch die Unternehmerschaft erreicht, wie sich an vielen Beispielen belegen lässt. Der gute Unternehmer von 2021 ist ein ganz anderer als derjenige des Jahres 1971, des Jahres 1950 oder gar des Jahres 1900. Der gute Unternehmer von heute unterliegt dem Anspruch, primär nicht für sich tätig zu sein, sondern für die Allgemeinheit. Das bedeutet im Einzelnen: Der gute Unternehmer

1. schafft möglichst viele Arbeitsplätze und versucht, sie auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten zu halten, selbst wenn das Unternehmen dadurch wirtschaftlich belastet wird.

2. gibt seinen Arbeitnehmern möglichst viel Freizeit, bezahlt sie möglichst gut und lässt ihnen möglichst viele sonstige Vergütungen zukommen.

3. kümmert sich um Gerechtigkeit und sozialen Ausgleich, nicht nur im eigenen Land, sondern möglichst global. Wenn er Rohstoffe kauft, achtet er darauf, dass sie aus einem Land stammen, das geordnete demokratische Verhältnisse

aufweist. Muss er sie in einem Land kaufen, auf das dies nicht zutrifft, so lässt er sich wenigstens in den Vertragsbedingungen zusichern, dass dort faire Löhne gezahlt werden, zum Beispiel keine Kinderarbeit geleistet und auch sonst nicht gegen humanitäre Grundsätze verstossen wird.

4. leistet einen aktiven Beitrag zu Umweltschutz und Nachhaltigkeit. Er achtet darauf, dass die CO₂-Emissionen in seinem Unternehmen möglichst gering sind, er verwendet in möglichst grossem Umfang erneuerbare Energien und sorgt dafür, dass im Drucker Recyclingpapier verwendet wird.

5. ist aktiv in seine Community eingebunden, also in die politische Gemeinde, in den Landkreis und in das Bundesland, in dem sein Unternehmen angesiedelt ist. Er setzt sich nachhaltig für die Belange dieser Community ein, fördert sie direkt und indirekt.

6. zahlt nicht unbedingt gerne Steuern, er sieht die Steuerzahlung jedoch als wichtige Aufgabe eines Unternehmers an und verwendet seine Energie im Zweifel lieber auf seinen Einsatz für die Allgemeinheit, statt seine Steuersituation zu optimieren.

7. denkt schliesslich auch an Pflanzen und Tiere. In meinem Fall als Molkereiunternehmer sorgt er zum Beispiel dafür, dass die Milchbauern, mit denen er in vertraglichen Beziehungen steht, eine artgerechte Tierhaltung betreiben, das heisst, die Kühe regelmässig melken, gesund halten, möglichst oft auf die Weide lassen und so weiter.

Heutiges Ideal

Der gute Unternehmer findet also die Erfüllung seiner unternehmerischen Aufgabe darin, dass die Allgemeinheit oder zumindest die Teile der Allgemeinheit, mit denen er zu tun hat, Lob über ihn äussern, seinen Einsatz und sein altruistisches Engagement auf allen möglichen Gebieten würdigen und anerkennen. Wenn sich alle Unternehmer so verhalten, sind alle glücklich: die Mitarbeiter, die Kunden, die Lieferanten, die Menschen in den Entwicklungsländern, der Bürgermeister, der Landrat, der Ministerpräsident, die Umweltbehörde, das Finanzamt,

die Pflanzen und Tiere und so weiter. Und wenn die alle glücklich sind, ist es auch der Unternehmer.

Sie haben an meinem teilweise ironischen Unterton und an mancher überspitzten Formulierung sicherlich bemerkt, dass das, was ich bisher vorgetragen habe, nicht unbedingt meinen Überzeugungen entspricht und ich diesem heutigen Unternehmerideal durchaus kritisch gegenüberstehe. Bevor ich nun darlege, was ich persönlich unter einem guten Unternehmer verstehe, möchte ich zur Vermeidung von Missverständnissen Folgendes festhalten:

Ich habe nichts gegen Arbeitsplätze, ich bin nicht für schlechte Arbeitsbedingungen und damit für die Ausbeutung von Mitarbeitern, mir ist die Umwelt nicht gleichgültig, schon gar nicht bin ich für einen Raubbau an der Umwelt zulasten künftiger Generationen, ebenso bin ich kein Freund von sozial unhaltbaren Zuständen in den Ländern der Dritten Welt (etwa Kinderarbeit), und schliesslich möchte ich auch nicht, dass Milchkühe krank sind und in verschmutzten Ställen stehen.

Die drei wichtigsten Ziele

Dessen ungeachtet lautet meine zentrale These, dass sich der gute Unternehmer aus meiner Sicht heraus wirklich nur um drei Dinge kümmern muss, nämlich erstens um Gewinn, zweitens um Ertrag und drittens um Profit. Da es sich hierbei um Synonyme handelt, wird wohl deutlich, dass ich meine, dass der Unternehmer einem einzigen Ziel verpflichtet ist, nämlich der Gewinnerzielung. Das klingt nun reichlich egoistisch, wenn nicht brutal, und man könnte meinen, dass dies die vorher genannten Werte und Ziele mit Füssen tritt. Dem ist jedoch keineswegs so. Im Gegenteil: Durch nichts trägt der Unternehmer so nachhaltig zur Erreichung dieser Ziele bei wie durch seine Gewinnorientierung.

Zwei Voraussetzungen müssen allerdings gegeben sein: Zum einen muss der Unternehmer über eine gewisse Grundklugheit verfügen, zum anderen muss seine unternehmerische Tätigkeit eingebettet sein in das Gerüst eines Rechtsstaats mit demokratischen Grundprinzipien. Darauf komme ich noch zurück.

Lassen Sie mich zunächst meinen Grundgedanken etwas weiter ausführen: Der am Gewinn orientierte Unternehmer braucht auch Mitarbeiter in ausreichender Zahl und ausreichender Qualität für einen störungsfreien Betrieb mit geringer Fehlerquote und geringen Ausfällen. Diese Mitarbeiter muss er zwangsläufig ordentlich behandeln und gut bezahlen.

Der am Gewinn orientierte Unternehmer hat grosses Interesse daran, möglichst wenig Geld etwa für Energie auszugeben. Deshalb setzt er auf moderne Energietechnologien und nicht umweltbelastende Energiequellen altergebrachter Art. Er sorgt durch seine Nachfrage nach moderner Energie für Forschung

und Entwicklung auf dem Gebiet der Energietechnologie. Der gewinnorientierte Molkereiu-nternehmer ist daran interessiert, Milch einwandfreier Qualität ohne Hemmstoffe von seinen Bauern geliefert zu bekommen, damit er sie zu hochwertigen Molkereiprodukten verarbeiten kann. Von daher wird er darauf achten, dass die Bauern hygienisch arbeiten und es damit auch den Kühen gut geht. Schliesslich sollte man bedenken, dass Besteuerungsgrundlage immer noch der Gewinn ist: Je höher der Gewinn, desto höher die Steuern. Von daher besteht ein direkter Bezug zwischen Gewinnorientierung und Allgemeinwohl.

Diese Beispiele machen deutlich, was ich meine. Durch weise Selbstbeschränkung auf das Wohlergehen und die Stabilität seines Unternehmens, also auf Gewinnerzielung, erzielt der Unternehmer nicht nur das Beste für sich, sondern er fügt sich auch auf bestmögliche Weise in die Gemeinschaft ein. Ein Bibelwort besagt:

Ohne den Staat, der die verbindlichen Normen liefert, an die sich alle zu halten haben, geht es nicht.

«Sucht zuerst das Reich Gottes, und alles andere wird euch hinzugegeben werden.» In freier Variation und vielleicht, wie ich zugebe, etwas blasphemischer Verfälschung, aber doch den Kern der Aussage treffend, möchte man dem Unternehmer zurufen: «Suche zuerst den Gewinn, und alles, was der Gemeinschaft dient, wird sich von selbst ergeben.»

Nun noch einige Worte zu den vorher angesprochenen Grundvoraussetzungen der Klugheit des Unternehmers und des Rechtsstaats. Diese sind in der Tat unabdingbar:

Einzig der kluge Unternehmer versteht, dass die Zahlung unzureichender Gehälter, die Verwendung minderwertiger Rohstoffe, das Arbeiten ohne Einhalten der staatlichen Genehmigungen beziehungsweise der Verstoss gegen geltende Gesetze und so weiter – also das, was wir das primitiv-egoistische Verhalten nennen – nur kurzfristig, wenn überhaupt, zum Erfolg führen. Langfristig wird er mit einer solchen Strategie scheitern.

Ebenso unerlässlich wie die Klugheit des Unternehmers ist das Vorhandensein des rechts-



staatlichen Gerüsts. Ohne den Staat, der die verbindlichen Normen liefert, an die sich alle zu halten haben, geht es nicht. Denn diese Normen sind nichts anderes als das kodifizierte Mindestethos einer Gesellschaft. Es ist völlig klar: Wenn es keine Gesetze zum Schutz der Umwelt gibt, hält sich auch keiner daran, und die Umwelt wird wirklich Schaden erleiden. Wenn es keine Steuergesetze und keinen Vollzug derselben gibt, wird das Gemeinwesen sehr schnell notleidend und siecht dahin. Das alles ist nicht im Sinne des guten Unternehmers.

Politiker Beethoven?

Zuallerletzt die entscheidende Frage, die sich quasi aufdrängt: Warum betone ich den primären Fokus auf der Gewinnorientierung und sehe alles andere, wie dargestellt, quasi nur als Folgeerscheinungen derselben an? Oder andersherum formuliert: Was ist eigentlich so schlimm daran, wenn der Unternehmer primär Ziele der Allgemeinheit verfolgt und sich nur sekundär um seinen Gewinn kümmert?

Die Antwort hierauf lautet: Jeder dient der Allgemeinheit und sich selbst (denn auch darauf kommt es an, will man ein erfülltes Leben haben) dadurch am besten, dass er genau das tut, von dem er am meisten versteht. Man darf sich nicht verzetteln. Der Pianist, der, statt zu üben, im Garten arbeitet und die Erde umgräbt, leistet vielleicht einen kleinen Beitrag für die Umwelt, er verfehlt aber seine eigentliche Berufung, indem er nicht ausreichend übt und seine Fingerbelastungen aussetzt, für die sie nicht vorgesehen sind. Oder stellen Sie sich vor, was passiert wäre, wenn sich Beethoven zusätzlich politisch engagiert hätte. Sein politischer Einsatz wäre längst verpufft und vergessen, aber wahrscheinlich hätte er aus Zeitmangel einige Meisterwerke weniger geschrieben.

Schliesslich ist noch zu bedenken, dass der Sprung auf die Metaebene der Ethik immer mit einem hohen Fehlbarkeitsrisiko verbunden ist. Ich habe eingangs davon gesprochen, dass unsere Gesellschaft danach bestrebt ist, einen verbindlichen Wertekodex aufzustellen, also einen Mainstream zu schaffen, an den sich jeder zu halten hat. Wir wissen aus der Geschichte, dass solche Wertekodizes fehleranfällig und vor allem einem ständigen Wandel unterworfen sind. Wer als Unternehmer zu sehr diesen Werten huldigt, statt sich auf seine eigentliche unternehmerische Tätigkeit zu besinnen, riskiert also nicht nur, dass er seine originäre Aufgabe vernachlässigt, sondern vor allem auch, dass er einem falschen Ideal hinterherläuft.

Theo Müller ist der Erbauer der Unternehmensgruppe Theo Müller mit 34 000 Mitarbeitern und fast 6 Milliarden Euro Jahresumsatz. Kürzlich wurde ihm der Verdienstorden des Freistaats Sachsen verliehen. Bei der Feier mit Ministerpräsident Michael Kretschmer in Zürich hielt er die hier abgedruckte Rede.

WELTWOCHEN

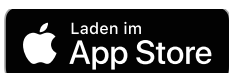
daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

Falsche Toleranz

Eine Muslimin nimmt an einer antisemitischen Kundgebung teil – kein Problem für den WDR.



Erinnern Sie sich an Hans Joachim Mendig, dem ein Foto mit Jörg Meuthen zum Verhängnis wurde? Weil der Leiter der hessischen Filmförderung mit dem AfD-Chef in einem Restaurant posierte, verlor er im September 2019 per sofort seinen Job.

Auch der Shitstorm im letzten Januar dürfte präsent sein: Bei einer Sendung des Westdeutschen Rundfunks (WDR) sprachen vier Prominente – darunter Fernsehlegende Thomas Gottschalk – über verschiedene Themen, darunter Rassismus. Die Empörung, weil Weisse es wagten, Rassismus zum Thema zu bringen, war riesig. Die woke Twitter-Bubble tobte. Die Folge: Der WDR-Programmdirektor sprach von «tiefroten Linien», die die Redaktion übersehen hätte. Ein Gremium kümmerte sich fortan um die Frage, wie der gebührenfinanzierte Sender seine «kulturelle Vielfalt» verbessern könne. Und so diskutierten in der nächste Talkrunde ausschliesslich *people of color* über Rassismus.

Als dann die Aktion #allesdichtmachen im April viral ging, war es unter anderem Garrelt Duin, SPD-Politiker und WDR-Rundfunkrat, der die Entlassung der «Tatort»-Schauspieler Jan Josef Liefers und Ulrich Tukur forderte. Mit ihrer «undifferenzierten Kritik» an der Corona-Politik hätten sie sich «unmöglich gemacht». Wieder: Grosser Wirbel, aber am Schluss durften die Schauspieler immerhin bleiben.

All diese Fälle eint: Eine meinungsstarke Medienelite, vor allem auf Twitter präsent, bestimmt von dort aus, was öffentliche Empörung hervorruft und was nicht. Gerade deshalb hat sich der WDR immer wieder in den Staub geworfen. Dass die Rauswurforderungen bei

#allesdichtmachen versandeten, mag daran gelegen haben, dass mit Jan Josef Liefers, Ulrich Tukur und Co. nicht gerade die Parade-Rechten für den Twitter-Pranger bereitstanden.

Zwischenfazit: Entscheidend ist also nicht nur, von wem die Kritik in Gang gesetzt wird, sondern auch, an wen sie sich richtet. Diese These lässt sich an keinem Beispiel besser verdeutlichen als am Fall um Nemi El-Hassan, einer Ärztin und neu vorgestellten Moderatorin des WDR-Wissenschaftsmagazins «Quarks».

Die 27-jährige Muslimin nahm 2014 am Al-Quds-Marsch in Berlin teil, einer alljährlichen Veranstaltung. Dort werden nicht nur israelfeindliche Parolen zum Besten gegeben, sondern wird auch zur Vernichtung der Juden aufgerufen. Und vor sieben Jahren mit von der Partie: Nemi El-Hassan. Das dokumentiert ein Bild, auf dem sie eine Palästinaflagge trägt.

Weiter besuchte El-Hassan mehrmals die Blaue Moschee in Hamburg. Diese gilt als Aussenposten des islamistischen Iran-Regimes,

Der Westdeutsche Rundfunk täte gut daran, den gleichen Massstab für alle Mitarbeiter anzuwenden.

sie wird vom Bundesverfassungsschutz beobachtet. In einem Clip relativierte sie zudem den Begriff des «Dschihads», es sei «zu einem Symbol der Missinterpretation» verkommen.

Verschiedene Zeitungen berichteten über die streitbare Journalistin. Auch Empörung machte sich breit, Twitter mit eingeschlossen. Aller-

dings nicht von denjenigen, die sich sonst engagiert gegen «Rassismus und rechte Hetze» engagieren. Der WDR belies es zunächst dabei, Gespräche mit El-Hassan zu führen und keine Konsequenzen zu ziehen. Kurze Zeit später wurde beschlossen, den Moderationsstart des Wissenschaftsmagazins «vorerst auszusetzen». Weil die Vorwürfe «schwer wiegen», begründete der WDR. Aber: «Es wiegt aber auch schwer, einer jungen Journalistin eine berufliche Entwicklung zu verwehren.»

Obschon man selten so viel Verständnis für Antisemitismus liest, wurden hier offenbar keine «tiefroten Linien» überschritten. El-Hassan passt wunderbar ins «Vielfalt»-Konzept. Antisemitismus und Rassismus scheinen für die Zuständigen beim WDR nur schlimm, wenn sie von Nichtmuslimen ausgehen.

Fakt ist, El-Hassan distanzierte sich vom Antisemitismus-Vorwurf via WDR erst, nachdem sie öffentlich dazu aufgefordert worden war. Sie liess zudem vermelden, dass sie die Teilnahme am Al-Quds-Marsch bereue. Wie die «muslimische Aktivistin» zu Israel steht, liess der WDR offen. Fraglich ist, ob man bei einem deutschen Mitarbeiter auch so verständnisvoll reagiert hätte, wenn er vor Jahren an einer Pegida-Kundgebung teilgenommen hätte.

Der WDR täte gut daran, sein Fähnchen nicht nur nach der woken Bubble auszurichten, sondern die Objektivität hochzuhalten – und vor diesem Hintergrund den gleichen Massstab für alle Mitarbeiter anzuwenden. Wer sich beim Thema Rassismus kompromisslos gibt, darf bei Antisemitismus nicht wegsehen, auch nicht im Namen einer Pseudo-Vielfalt.

Schusswechsel am Silbersee

Dreissig Jahre nach den Völkerschlachten auf dem Balkan reise ich durch Zauberlandschaften und Orte voller Wunder. Entscheidet sich hier die Zukunft des Westens?

Matthias Matussek

Dubrovnik, die Perle der Adria

Solider könnte das christliche Abendland nicht verteidigt werden als mit diesen Mauern, mit diesen Festungstürmen, die sich da in die Adria schieben.

Prächtiger übrigens auch nicht. Innerhalb des Stadtrings eine steinerne Sinfonie aus Palästen und Kirchen und Klöstern, aus Neogotik, Renaissance und Barock, sattgoldene Lichtfluten an diesem späten Sommernachmittag auf den Platten des Stradun, der Hauptstrasse des alten Dubrovnik, das die Römer Ragusa nannten; die Mauern speichern Geschichte, speichern die Sonne, es sind über vierzig Grad in dieser «Perle» an der dalmatinischen Küste, diesem Unesco-Weltkulturerbe mit all seinen eindrucksvollen Comebacks.

Vor genau dreissig Jahren im zerfallenden Jugoslawien wurde es von den Serben bombardiert, damals, am Ende des Kalten Krieges, den die Supermacht USA gewann, worauf bekanntlich das amerikanische Imperium ausgerufen wurde und der Sieg seiner Werte. Nur um in diesen Tagen dessen schmähliches Ende zu erleben, 5700 Kilometer weiter östlich in Kabul.

Überlebt, überanstrengt, überfordert agierte die westliche Supermacht mit ihren Verbündeten, und sie tat es durchaus selbstherrlich in der irrigen Annahme, die eigenen Werte hätten universell zu gelten, als da wären die Lust am Konsum, die Gleichberechtigung der Geschlechter, die Ehe für alle und die Sonder-sprachen für jede einzelne Opfergruppe.

Jetzt ist dieses globale Ausgreifen auf Grenzen gestossen, auf einen anderen Universalismus, nämlich den islamischen. Es wird auf eine Koexistenz hinauslaufen, günstigstenfalls. «Die Zeit der Offensiven ist vorbei, die der Defensiven beginnt», wie es der Politikwissenschaftler Heinz Theisen in einem einsichtsvollen Aufsatz im *Globkult*-Magazin formulierte.

Er zog Bilanz: «Im humanitären Globalismus [des Westens] stehen bei Entwicklung, Klima und Migration nicht mehr eigene, sondern globale Interessen im Vordergrund. Bei dieser Ver-

leugnung des Eigenen zugunsten der «einen Menschheit» handelt es sich um eine spezifisch westliche Idee, die andere Kulturen nicht teilen, aber auszunutzen verstehen.»

Nun heisst es: nachjustieren und begreifen, dass wir das Unsere verteidigen müssen. Auch muslimische Flüchtlingsströme können zur kulturellen Massenvernichtungswaffe werden. Was bedeutet, dass wir erst einmal wieder gewahrt werden müssen, was das eigentlich wäre, das Unsere. Und verstehen, dass unsere neue Verteidigungslinie gegen den expansiven Islam «im Mittelmeerraum liegt und im Balkan» – und hier taucht das kroatische Dubrovnik als Bollwerk erneut auf aus dem Strom der Zeit auf, symbolstark, katholisch, Renaissance-schön. Mit seinem Dominikanerkloster, seinem Franziskanerkloster mit Kreuzgang und seiner uralten Synagoge erinnert es an Werte des eigenen Kulturkreises, über Jahrtausende gewachsen und entsprungen aus der Verschmelzung von jüdischem Dekalog und griechischer Akademie.

Annahmen wie jene, dass wir unser Klima selber wählen könnten oder unser biologisches Geschlecht, befanden sich nie darunter.

Mit Stadtplan und Sonnenschirm

Vor genau einem halben Jahrhundert bin ich das letzte Mal über die gelben Platten des Stradun gelaufen, damals herrschte Tito, damals war das hier zwar Ostblock, allerdings mit diesem reiseoffenen kroatischen Sommerparadies als grosser Ausnahme, und meine Eltern – immerhin Kriegsgeneration – erduldeten stoisch ihren androgynen kindischen Hippie, der da im Batik-Unterhemd, mit Holzperlenkette, Lederfransen und langen Locken unter seinem Filzhut herumgaunerte.

Aber der Ostblock ging auch deshalb in die Knie, weil er seiner Jugend diesen Krempel vorenthielt. Wie die vom Westen installierte Regierung samt Armee in Afghanistan gerade mangels Unterstützung durch die eigene Bevölkerung rapide zusammengebrochen ist, brach auch der wert- und weltfremde Kommunismus im alten Jugoslawien, ja im ge-

samten Ostblock zusammen, besonders schnell im katholischen Kroatien.

Und ich litt tatsächlich mit, als vor dreissig Jahren serbische Raketen in dieses Perlennest meiner Jugend gefeuert wurden und in den Nachrichten Bilder zu sehen waren von den brennenden gelben Schieferdächern.

«Sie haben bombardiert, um zu zerstören – die Serben kamen nicht wie andere Aggressoren, um zu rauben, sondern nur, um kaputtzumachen», sagt die Reiseführerin Zeljka, deren rotgebrannte Kopfhaut durch die blonden Löckchen schimmert, mit weisser Hose und blauer Oma-Bluse, mit Stadtplan und Sonnenschirm unterm Arm, den notwendigen Requisiten ihres Berufs, hier am Pile-Tor der Altstadt.

Ihr Vater war Kapitän in jener anderen Epoche, ihre Familie war systemtreu, und ja, die beste Zeit war die unter Marschall Tito, dem Diktator. Die Sozialleistungen! Das Gesundheitssystem!

Ihre Mutter hat noch mit 85 Jahren Touristen herumgeführt, das ist auch Zeljkas Ziel. Sie weiss genau, wie viele Stufen es in dieser Stadt am Hang gibt (ich habe es vergessen) und wo der beste Fisch serviert wird. Und wohin die Kids («Woher haben die nur das Geld?») aus aller Welt pilgern, um sich vor den Originalschauplätzen der Fantasy-Saga «Game of Thrones» zu fotografieren, vor Casterly Rock und der Treppe des «Walk of Shame», die Königin Cersei («nackt!», flüstert Zeljka kopfschüttelnd) hinabzusteigen hat.

Dubrovnik, das schon den Kommunismus überlebt hat und den Bürgerkrieg, erträgt in diesen Tagen gelassen die Abertausende von Touristenschuhen, die den Stradun schon in der Vergangenheit spiegelblank gelatscht haben, und es wird, das ist der Stand heute, auch den anstürmenden islamischen Heeren widerstehen.

Allerdings werden die Flüchtlinge, die über das benachbarte Bosnien-Herzegowina einzufallen versuchen, oben im Norden in Bihac gestoppt. Lager entstehen. Einheimische wehren sich. Aufstände wie in Griechenland. Auch Kroatien ist Aussengrenze der EU. Die Flüchtlinge übrigens würden trotz



Symbolstark, Renaissance-schön: Mittelmeerstadt Dubrovnik.

aller Schönheit hier auch nicht bleiben, sondern weiter nach Deutschland wollen. Ja, tatsächlich, Deutschland wird nicht mehr am Hindukusch verteidigt, sondern auf dem Balkan.

Der aber, sofern er das ehemalige Jugoslawien betrifft, ist noch heimgesucht von den Geistern der Vergangenheit. Vom Völkermorden, das vor genau dreissig Jahren begann und allein in Bosnien 100 000 Tote kostete in seiner fünfjährigen Dauer. Von Kriegsverbrechen wie dem Massenermord von Srebrenica nicht zu reden. Doch genau davon wird geredet, wieder und wieder, zuletzt in dem bewegenden Film «Quo vadis, Aida?», der dieses Jahr für den Oscar für den besten fremdsprachigen Film nominiert wurde.

Es ging um Werte wie Freiheit der Meinung, der Religion, aber auch um rassistischen Wahn, nationale Überhebungen, um Machträusche und Hass, um all die Ungeheuer, die der Schlaf der Vernunft gebiert.

Nun hängen dort im Halbdämmer des Ratsherrenpalasts mit seinen schlanken Säulen in einer Ausstellung die Gesichter der Verteidiger, der hilflosen Opfer sowie Bilder des zerbombten Stradun, Schutt und Geröll unter dem Tizian vom Altar, der «Mariä Himmelfahrt», nach der sich die barocke Bischofskirche benannt hat.

In den letzten flachen Sonnenbalken, die über die Buckelpflaster der engen Parallelgassen fallen, findet Zeljka ihr Stammrestaurant «Moby Dick», das wohl das beste schwarze Risotto bietet, eine lokale Spezialität, und die reichste Auswahl an Fischen.

Am Nebentisch eine Gruppe aus Süddeutschland auf Pilgerfahrt zum Wallfahrtsort Medschugorje. Eine zarte Mittvierzigerin, leicht und enthoben wie eine Feder, Chorleiterin seit Jugendjahren und Mutter von drei Kindern, zeigt mir auf ihrem Handy das Foto einer Marienfigur aus dem Wallfahrtsort, hinter der, im Abendlicht, ein Friedensengel seine Flügel ausbreitet.

«Ein mystischer Ort», haucht sie, versonnen. Sie besucht ihn zum fünften Mal, die anderen in ihrer Gruppe schon weit öfter.

Zeljka – und mit ihr das alte System – schaut mich an und verdreht die Augen.

Medschugorje, Brausen aus Gebeten

Aber Zeljka, als sei die glaubenslose Ideologie des Kommunismus nicht ebenfalls ein Glaube gewesen, ein brüchiger! Da ist die Kirche schon länger unterwegs auf ihrer «kurvenreichen hals-

brecherischen Kutschenfahrt durch die Zeit» (Chesterton).

Hier in Medschugorje am nordwestlichen Zipfel der Herzegowina ist das Katholische so dominant wie in Saudi-Arabien der Islam: Es bestimmt die Identität vollständig. Wer katholisch ist, ist darüber hinaus automatisch Kroat. Ja, die Religion dominiert. Wer einen kroatischen Pass haben will, muss sich katholisch taufen lassen, das gilt auch für Atheisten wie den Schriftsteller Miljenko Jergovic, der darüber in seinem Roman «Vater» wütet.

Aber vielleicht ist dieser Ort in all seiner religiösen Inbrunst ja ein Ort der Heilung in diesem *failed state* Bosnien, das nach dem Abkommen von Dayton 1995, nach fünfjährigem Schlachten, seine Regierung alle acht Monate zwischen katholischen Kroaten, orthodoxen Serben und muslimischen Bosniaken rotieren lässt, weshalb der Grossteil des Staatshaushalts für Beamtengehälter draufgeht.

Hier ist es ein Ort der Wunder, so viel steht fest, ein Brausen aus Gebeten und Rosenkranz und Beichte, und über allem breitet Maria die Arme aus. Sie ist jung und schön und hat ein grosses Herz für alle, die sich an sie wenden.

Vierzig Jahre ist es her, dass sie hier erschienen ist.

»»

«Ich war auf dem Weg zurück, um die zweite Halbzeit eines Basketballspiels bei meinem Freund zu sehen – da erschien sie mir, die Gospa.»

«Gospa» ist die kroatische Bezeichnung für die Mutter Gottes.

Ivan Dragicovic war sechzehn damals und ist heute Brillenträger mit Bäuchlein und grauem Seidenhemd, in Boston verheiratet und hat drei Kinder.

Ivan spricht fließend Englisch, aber über diese Begegnung will er nur auf Kroatisch reden, mein Reisebegleiter Filip übersetzt.

Was die Jungfrau gesagt hat? «Wir sollten für den Frieden beten, beichten, zur Messe gehen, aber vor allem für den Frieden beten.» Vor vierzig Jahren war das, am 24. Juni 1981, am Tag des heiligen Johannes des Täufers.

Das alles rührt Gefühle in meiner katholischen Brust. Da ist das Staunen über die prophetische Beschwörung des Friedens in der bleiernen Ruhe des Kommunismus durch die Mutter Gottes, ziemlich genau zehn Jahre vor Ausbruch des Balkan-Massakers.

Sakrament und Geheimnis

Und noch ein weiteres Gefühl rührt sich: der Zweifel, ob das alles stimmt, ob die Marienerscheinungen tatsächlich stattgefunden haben, die ja tatsächlich keine Seltenheit in der katholischen Welt darstellen, man kennt sie aus Lourdes, aus Fátima, aus Guadalupe. Und wie sagte Kardinal Müller, einstiger Präfekt der Glaubenskongregation? «Die Wahrheit ist entscheidend.»

Im Fall von Medschugorje hat die Kirche Probleme. Der Ortsbischof hatte die Erscheinung zunächst für authentisch erklärt, hatte dann aber vehement auf die ablehnende Seite gewechselt. Lag es an der prompten Feindseligkeit einer kommunistisch-atheistischen Staatsdoktrin und den sofort erfolgten Schikanen gegen die Geistlichkeit? Polizisten errichteten Sperren auf dem Weg zum Erscheinungsberg, zu dem sich sofort Tausende aufmachten.

Franziskanerpater Tomislav Pervan, der sich im Restaurant des «Grace»-Hotels, des «Hotels zur Gnade», zu uns gesellt, ist von der Echtheit der Erscheinung überzeugt. Er war unmittelbar nach den Erzählungen von der Erscheinung aus seinem Noviziatshaus in Humac geeilt und mit den Kindern zusammengekommen, und er war tief beeindruckt von ihrem Ernst.

«Die Gospa, so erzählten sie, rief auch die Priester auf, den Glauben zu schützen – das ist keine Kinderbotschaft.»

Seither dient er in Medschugorje, das eine weltweite Gemeinschaft gestiftet hat – mittlerweile haben 25 Millionen Pilger den Weg hier-

hergefunden. Und sie kommen, um zu beichten, um ihre Last abzuschütteln und ihre Schuld und um ihr Leben umzukrempeln. «Es ist so bewegend auch für mich als Beichtvater, wie die Menschen regelrecht ihre Lebensbeichte ablegen, sich seelisch erleichtern, oft tränenüberströmt.»

Hokuspokus? Für Protestanten sicher («Pecca fortiter!», rief Luther, der Gnadentheologe, «sündige drauflos!, es ist längst festgelegt, ob ihr gerettet werdet»), und der brillante katholische Spötter James Joyce machte sich in seinem «Ulysses» auf unwiderstehliche Art über die Beichte lustig.



Berg der Erscheinung:
Anbetungsort der Kinder.

Allerdings: Dass wir jeden Tag Schuld auf uns laden, das würden mittlerweile sogar Grüne unterschreiben. Sie ziehen nur die falschen Schlussfolgerungen.

Die Beichte ist ein Sakrament und ein Geheimnis. «Schon am Abend von Ostern», so Pater Tomislav, «hat Jesus selber seinen Jüngern dieses Charisma, diesen Auftrag erteilt: <Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben; wem ihr die Vergebung verweigert, dem ist sie verweigert.»»

Später im zartrotten Abendlicht, unter dem harzigen Duft der Kiefern, reihe ich mich ein in die Schlange vor Pater Tomislavs Beichtstuhl neben der Wallfahrtskirche. Rund fünfzig davon gibt es hier, vor allen stehen lange Schlangen, und weitere an der Aussenwand der Kirche, auch unter den Zypressen zur Arena hin, Geistliche auf Stühlen, die sich im Freien in allen Weltsprachen – hinter Pappschildern mit den entsprechenden National-

farben – ihren flüsternden Gläubigen entgegenbeugen.

Die sich hier versammeln, sind Gläubige, die ihre Kirche nicht mit einer NGO verwechseln. Sie wollen keine Flüchtlinge mit grossspurigen Rettungsangeboten unter der Flagge der Antifa aufs Meer locken und sich selber dafür applaudieren. Sie wollen nicht das Klima beherrschen, ja sie denken gar nicht daran, Schöpfer zu spielen, sondern sie besinnen sich auf das, worauf es ankommt, getreu dem Apostelwort: «Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.» Es sind Gläubige, die wissen, dass heutzutage vor allem gegen das erste Gebot verstossen wird, das da heisst: «Ich bin Gott der Herr. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.»

Denn heutzutage kreisen wohl die meisten um sich selbst und sind ihr eigener Gott. Sie verwechseln den christlichen Gedanken von Gottes Ebenbildlichkeit – dem sich die Würde des Menschen verdankt – mit der Anmassung einer Ebenbürtigkeit.

Von Podaca nach Mostar, Roadmovie im Kriegsgebiet

Wenn der Balkan ein dunkler Kamm ist, dann ist die langgezogene dalmatische Küste die Fassung aus schimmerndem Perlmutter – was für ein Funkeln aus kleinen blauen Buchten und grünen Inseln und schäumenden Wasserfällen und türkisfarbenen Seen – der «Schatz am Silbersee» wurde hier gedreht.

Die Eltern meines Begleiters Filip unterhalten eine Pension in Podaca, einem Nest auf halbem Weg zwischen Split und Dubrovnik. Sie sind bereits in den frühen siebziger Jahren der Freizügigkeit, die Tito, dieser Lieblingsdiktator des Westens, seinen Untertanen gewährte, als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen. Wie viele ihrer Landsleute. Sie überwiesen Devisen in die Heimat, ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor.

Filips Vater Mijo eröffnete ein Restaurant in Rinteln bei Hannover, den «Balkan-Grill». Mit dem Ersparnen erwarb er vor ein paar Jahren hundert Meter vom Kiesstrand bergan dieses dreistöckige gelbe Haus mit den neun Ferienapartments und der von Kiwi-Laub überwachsenen, schattigen Terrasse, auf der zu dieser Mittagszeit nur die schwarzweiss gefleckte Katze döst.

Bei 40 Grad gibt es da nur eine Rettung: eisgekühltes Bier, das Herbergsvater Mijo herbeischafft, ein Alter mit braungebranntem Oberkörper, und: nein danke, für Sliwowitz ist es noch zu früh am Tag, auch wenn er, ja wohl, «der beste Witz ist, den es gibt», Gelächter.

Mijos Geschichte ist die des Balkans. Geboren in den letzten Tagen des Königreichs Jugo-



Bei 40 Grad gibt es da nur eine Rettung: Wasserfälle von Kravica.

slawien als Bauernsohn im herzegowinischen Rosko Polje. Seine älteste Schwester wurde umgebracht von der klerikal-faschistischen Ustascha, wie er sehr viel später erfuhr, er wuchs mit Titos Partisanenkult heran und war dann durchaus begeisterter regimetreuer Soldat.

Später siedelte er nach Sarajevo um, wo er seine Ljilja heiratete und eine Familie gründete, Zoran und Goran kamen dort zur Welt, und Letzterer übernahm das Restaurant in Rinteln. Und am Abend auf der Dachterrasse in Podaca grillt er Balkan: Unmengen von Fleisch, dazu Salat, viel Knoblauch, noch mehr Bier und endlich den besten Witz der Welt.

Und der achtzigjährige Mijo, dessen muskulösem nacktem Oberkörper man ansieht, dass Mijo bei der Marine war und Kämpfer einer Eliteeinheit und auf dem Bau geschuftet hat, bevor er seine Kneipe, Pardon: sein Restaurant aufmachte («Trinken nur mit Essen!» stand auf einem Schild), kennt unendlich viele weitere Witze. Er lacht und feiert gerne.

Sein Nachbar übrigens war Krankenhauschef in Sarajevo, er hatte den Kinderarzt und späteren Kriegsverbrecher und Massenmörder Radovan Karadzic eingestellt – das rettete ihm irgendwann das Leben.

Zwei Tage in der malerischen Bucht von Podaca, das über eine Bushaltestelle an der Landstrasse verfügt, einen Kiosk mit Chromleisten aus den sechziger Jahren und einen Fussballplatz und ein Kriegerdenkmal für die Partisanen.

Hier hat der kroatische Schriftsteller (und ständige Nobelpreisanwärter) Miljenko Jergovic seinen Kindheitsurlaub verbracht. Mit dessen Hilfe versucht Filip, der

Slawist, mir den religiösen und ethnischen und linguistischen Balkan-Irrsinn zu erklären, er hatte mir zur Vorbereitung Jergovic' «Vater» geschickt und den «Freelander», über den er seine Bachelorarbeit schrieb, eine Art Roadmovie durch diese Verschlingungen.

Der alte Geschichtslehrer Karlo Adum fährt da mit seinem klapprigen Volvo von Zagreb aus durch das vom Krieg gezeichnete Land, um in Sarajevo eine Erbschaft anzutreten, im Handschuhfach ein geladener Revolver und unterwegs Begegnungen der unheimlichen Art,



Wo einst Buben in die Neretva sprangen: Brücke in Mostar.

etwa ein karamboliertes Pferdegeschirr und eine Notgeburt, düstere Absteigen, polnische Touristen und ein Verkäufer von Raubkopien, der ausgerechnet Bergmans «Fanny und Alexander» nicht im Repertoire hat, den aber beschaffen kann.

Landschaft aus dem Kino

Aus den Seiten steigt ein grosser Verlustschmerz über das alte, friedliche Jugoslawien und diese prächtige Vielvölkerfamilie, die allerdings schon vor dem Ersten Weltkrieg zerriss und aufs Neue nach der kommunistischen Eiszeit, ein buntes Bündel, das auseinanderflog und sich um religiöse und ethnische Identitäten gruppierte wie Eisenspäne um ihre jeweiligen Magnetpole, sie gruppierten sich um Kirche oder Moschee, nur um übereinander herzufallen, selbst solche, deren Glaube in den säkularen Tito-Jahren längst verdämmert war.

Auch Filip, religiös eher indifferent wie sein Vater, wäre für eine Konföderation der Balkanstaaten, allerdings ohne sozialistische und diktatoriale Fassung. Er ist bosnischer Kroat, er fühlt sich sowohl hier an der Küste wie auch in Sarajevo zu Hause, auch wenn er nicht dort, sondern im deutschen Rinteln zur Welt kam. Er ist Kosmopolit aus Schicksal.

Und über Pizza und Schafskäse in der Hafen-Trattoria von Podaca gibt er, der Slawist mit Bachelor, mir ein linguistisches Kurzseminar: Die Sprachen hier in Ex-Jugoslawien gleichen sich fast, auch wenn die eine auf Kyrillisch und die anderen lateinisch ausbuchstabiert sind und je nach religiöser und lokaler Herkunft andere Klangfarben aufweisen. >>>

Anderntags fährt uns sein Vater Mijo über die Grenze nach Bosnien und Herzegowina in die Nähe von Mostar, um einen Freund zu besuchen. Wir fahren in Mijos betagtem Opel durch Zypressenwälder, durch satte Felder, vorbei an schroffen, silberweissen Felsen über Prärie gras, auf einem von ihnen könnte Winnetou auftauchen auf seinem Rappen mit seiner Silberbüchse und auf uns herabschauen; wir Deutschen kennen die Landschaft hier aus dem Kino mit Uschi Glas, dem Halbblut Apanatschi.

Wir halten kurz an, Mijo deutet aufs Meer hinaus. Dort hinten bauen die Chinesen an einer Brücke, die die Autobahn von Dubrovnik aus mit dem Norden verbindet und übers Wasser an der bosnischen Exklave vorbeiführt. Sie haben Bauteile auf Pontons eingeschifft, erzählt Mijo, beeindruckt als einstiger Bauarbeiter, montagefertig kamen sie an, sie arbeiten in drei Schichten, Tag und Nacht, nächstes Jahr wird die Brücke fertig sein, sie bringen ihre eigenen Arbeiter, ihre Köche mit.

«Den Chinesen gehört die Zukunft»

Früher hätten die Deutschen so was gekonnt, seufzt Mijo. «Den Chinesen gehört die Zukunft.» Kurzer Zwischenstopp beim Freund und weiter nach Mostar, und auf dem Weg dahin – mittlerweile liegen wir bei 43 Grad – ein abkühlender Halt an den schäumenden Wasserfällen von Kravica und ihrem türkisfarbenen See, die in ihrer Rolle als Winnetous Land der Apachen in Hochform sind. In Mostar schliesslich übernimmt Filips Freund Harun, unfassbar cool mit Dreitagebart und Strohhut und Ray-Ban-Sonnenbrille.

Filip spaziert mit mir über die Brücke, die berühmte, natürlich erinnere ich mich, hier sprangen vor einem halben Jahrhundert Jungs in Badehose in die reissende Neretva unten, ich bewunderte sie für ihren Todesmut.

Auf der Mitte der Brücke hält Filip an. «Fällt dir was auf?» Hm. «Schau nach vorne, und dann dreh dich um.» Tatsächlich, das sind verschiedene Städte, verschiedene Lager. Voraus weissgetünchte Bürgerhäuser und eine Kirche, hinter uns zwischen schiefen Bauten und Cafés wimmelnder Basar und Moschee.

Damals schlachteten sich Katholiken und Muslime hier gegenseitig ab, nachdem sie sich zuvor erfolgreich gegen die orthodoxen Serben verbündet hatten.

Vor einer Boutique liegt Schmuck aus, der aus Patronenhülsen gebastelt ist.

Nun bringt uns Harun nach Sarajevo.

Sarajevo, Tragödie als Attraktion

Preisfrage: Ist das Balkan-Gemetzel ein Beweis für den Unsinn von Gefühlen wie «Vaterlandsliebe», die der Bundesvorsitzende der deutschen Grünen, Robert Habeck, «zum Kotzen

findet»? Oder nicht vielmehr dafür, dass diese Regung für Heimat, Familie, Kultur trotz der fünfzigjährigen nivellierenden Erziehung in Jugoslawien zur Sozialistischen Internationale nicht totzukriegen ist und nach Jahren der Unterdrückung explodiert?

Filip liebt dieses Land seiner Väter, obwohl er einen deutschen Pass hat.

Immer häufiger wachsen nun kleine, weisse Moscheen mit ihren Minaretten aus den dichten Wäldern, den kleinen Ortschaften. Der saudische Mittelstand versorgt sich hier in den üppig-grünen und wasserreichen Waldgegenden mit billigen Häusern, mit ihm strömen zunehmend auch Salafisten und Gotteskrieger ins Land. Saudische Imame predigen ihre Werte, Erdogan heizt zusätzlich an.

Im Dörfchen Gornja Maoca haben sich Sympathisanten des Islamischen Staates (IS) niedergelassen. Streng verschleierte Frauen in den Gassen, wo früher eher lockere Vorschriften galten.

Nicht nur der bosnisch-kroatische Katholik Filip ist beunruhigt. Auch der Sprecher der bisher toleranten Islamischen Gemeinde in Sarajevo, Mohammed Justic, sieht das mit Besorgnis: «Der Radikalismus der einen Seite dient der anderen, sich selbst zu radikalisieren.»

Harun hat einen Freund dabei, Ahmo, ebenfalls Anfang dreissig, der sich gerade, zunächst angelockt von radikalen islamischen Gelehrten, nach jahrelangem Studium gegen ein Leben als Imam entschieden hat. «Er trinkt einfach zu gerne», ruft Harun, und Ahmo duldet den Spott lächelnd wie einer, der sich bereits daran gewöhnt hat.

Er ist ein stiller, schmaler Junge. Er erinnert ein bisschen an den Ich-Erzähler aus Joe Saccos preisgekröntem Nachkriegs-Comic «The Fixer», eine packende und grandios gezeichnete Geschichte um Milizionäre und Krieg, um Reporter und Mafiosi – und Sarajevo als Gang-Land.

Harun fährt einen türkisfarbenen Alpha Giulia mit brauchbarer Audio-Anlage, und so ziehen wir in die Stadt im Kessel zu Neil Youngs Ballade «Eldorado» ein, die von Gesetzlosen und Schiessereien handelt. Untergebracht sind wir in einer riesigen mondänen Altbauwohnung an der Ecke, an der Gavrilo Princip, Mitglied der serbischen Terroristengang «Schwarze Hand» (man liebte Schauerromantik), 1914 den österreichisch-ungarischen Thronfolger erschoss.

Im dazugehörigen menschenleeren Museum läuft still ein Spielfilm-Schnipsel aus entschlossenen Blicken, Menschengewühl, Kutsche, Pistole in Grossaufnahme und getroffener Herzogsbrust in Endlosschleife, der Geisterreigen der Geschichte.

Schräg gegenüber bietet ein Reisebüro Sarajevo-Touren an. Ich hatte es zunächst übersehen und ärgere mich später, denn in der Tour



Richtungswechsel des Herzens:

«Best of Sarajevo» hätte ich den Belagerungstunnel, den Völkermord und eine Dessertkostprobe für die Hälfte des Betrages haben können, den ich für die Einzelbesuche hinzublättern hatte.

Symbolfotos des Massenmordes

Man brüht ab. Ja, vielleicht ist die Tatsache, dass die Gräueltaten zur Touristenattraktion abgesunken sind, ein Zeichen dafür, dass sie beginnen zu verheilen. Wenn sich nicht im Hintergrund die Angst vor einer Wiederholung mit anderen ethnischen und religiösen Vorzeichen aufbaute.

Von unserm Frühstückscafé vor der Basilika, einsam bewacht von einer Silberstatue des alten, auf sein Bischofskreuz gestützten Johannes Paul II., sind es nur ein paar Meter zur Srebrenica-Ausstellung mit Paul Lowes unfassbar ästhetischen Symbolfotos des Massenmordes, etwa einer zersprungenen Puppe im Erdreich, über deren Kopf Ameisen krabbeln, oder der Parade der Särge für jene Leichen, die identifiziert werden konnten – kein leichtes Unterfangen, denn die Generäle Mladic und Karadzic liessen sie, um Spuren zu verwischen, mehrmals umbetten.

Niederländische Uno-Soldaten hatten tatenlos zugeschaut, wie die Opfer selektiert wurden. Die ganze Welt schaute zu, keiner wird die zu Skeletten abgehungerten Männer hin-



Altstadt von Sarajevo.

ter Stacheldraht vergessen. Sollte man nicht doch kämpfen für Werte, und welche wären das? Der Schutz der Opfer, der Kampf gegen das Böse, der Kampf für Demokratie und Religionsfreiheit? Und wo hätte die ihre Grenzen?

Herzchen und Tränen

Ein weiteres Museum nur um die Ecke: das Völkermord-Museum, eine Art Dungeon mit Gefängniszelle und menschengrossen Puppen darin, Folteropfer mit blutigen Schädeln, zum Gruseln das alles, und das gilt auch für jene Kammer, die über und über beklebt ist mit bunten Post-it-Zetteln, auf denen die Gratisabscheu vor all den Untaten zum Ausdruck gebracht wird, eine Art Tobe-Keller der edlen Gesinnung, lauter Herzchen und gemalte Tränen und das herausgekotzte Gute aus jedem von uns – wenn das Gedenken den Stachel verliert, wuchert der Moralkitsch, wir kennen das aus Deutschland und den so selbstzufriedenen wie geistlos-munteren «Rock gegen Rechts»-Aufführungen.

Schliesslich weit draussen am Flughafen die Tunnelshow, zu der ich über die «Sniper Alley» gefahren werde, tatsächlich entlang zerschossener Hochhausfassaden, die zwischen den neuen Shopping-Centern und Kinos immer wieder auftauchen und daran erinnern, dass diese Stadt fünf Jahre lang beschossen

wurde – es war mit 1425 Tagen die längste Belagerung im 20. Jahrhundert.

Erkan, der über das Gelände führt, erzählt von speziellen Touranbietern, die ihren Kunden Schussmöglichkeiten angeboten haben, eine Art Safari auf Menschen – was soll man sagen? Dass kein Grauen gross genug ist, dass sich kein Kapital daraus schlagen liesse? «Es wird bald wieder knallen», sagt Erkan. Bosnien habe keine Zukunft.

Später bücke ich mich durch ein Stück des Tunnels, den die Sarajilje (Einwohner Sarajevos) 800 Meter weit unter der alten Landepiste hindurch gegraben hatten, um Nahrung und Waffen und Munition aus dem Hinterland in die Stadt zu schaffen.

Das alles ist Abenteuer-Tourismus aus der Komfortzone. Imponierend, sicher, dennoch muss ich als Tunnelfachmann anmerken, dass die nordvietnamesischen Tunnelanlagen mit ihren Bambusfallen und unterirdischen Schulzimmern und Krankenhäusern bei Da Nang doch wesentlich beeindruckender waren.

Ende August ging das «Sarajevo Film Festival» zu Ende mit den Festival-typischen Glitzer- und Preisverleihungs-Partys und jeder Menge Elend im Programm, der Hauptdarsteller der TV-Serie über Milosevics letzte Tage, Boris Isakovic, gewann den neugestifteten Preis «Herz von Sarajevo» . . . , und irgendwann will man von diesem ganzen bluttriefenden Kram nichts mehr wissen.

Das immerhin sagt Harun, als er von seinem Freund, einem der Festivalorganisatoren, besucht wird. Die Partys sind okay, in einigen wird Karaoke geboten. Und Harun singt Stings «Englishman in New York». Einmal nach New York, das ist ein Traum. Er kriegt kein Visum. Harun war fünf Jahre alt, als die Bomben einschlugen, jetzt hat er andere Probleme. Zum Beispiel, wie er seine Freundin in Split bei der Stange hält. Ursprünglich wollte er sie, nachdem er mich in Dubrovnik abgesetzt hat, besuchen.

Abends gehen wir Cevapcici essen in der Altstadt und honigtriefende türkische Biskuits und reden über die grosse Politik und die Schwierigkeiten von Abkommen und Regierungen in einem Vielvölkerstaat. Und dann platzt die Bombe: Bei Haruns Freundin handelt es sich, wie Filip entgeistert beim Kaffee erfährt, um seine Cousine. Er hatte sie ihm einst vorgestellt, aber gleich hinzugefügt, so will er sich erinnern, dass sie nichts für ihn sei.

Sie ist katholische Kroatin. Und Harun ein bosnischer Muslim.

Liegt kein Segen drauf.

Nun hat die Cousine Harun den Laufpass gegeben. Das musste so passieren.

Filip meint, es gebe genug andere Frauen. Blut ist dicker. Familie geht vor. Diesen Stress riskiert man nicht für eine Liebe.

Harun sagt seinen Besuch in Split ab. Und er schimpft über Filips Verwandtschaft auf dem Lande. «Diese Ustascha-Bande!»

Krieg und Weltgeschichte

Er bringt mich zurück nach Dubrovnik, diesmal durchqueren wir den serbischen Teil, die Republika Srpska der bosnischen Serben, die einst abgetrennt wurde und die immer noch von einer Vereinigung mit Grossserbien träumt; wir lassen Srebrenica im Norden hinter uns, fahren durch eine dichtbewaldete Hügellandschaft in den Süden, in einigen Gebieten hat es gebrannt. Ärmliche Dörfer. Eine Bude mit allerbestem fetttriefendem Börek. Auf einer Hauswand ist das Konterfei des legendären Tschetniks und Kämpfers für ein Grossserbien, «Draza» Mihailovic, gepinselt.

Wir spielen Frank Zappas «Just Another Band from L. A.». Zappa ruft: «*Oh, it's a great time to be alive, kids.*»

Beim Grenzübertritt vor Dubrovnik flirtet Harun mit der Uniformierten, die unsere Pässe kontrolliert. Er flirtet lange. Sie flirtet zurück. Dann rollt er weiter. Und er ärgert sich den Rest des Weges darüber, dass er die junge Beamtin nicht nach ihrer Telefonnummer gefragt hat.

Ich bin erleichtert über den Richtungswechsel seines Herzens. Es scheint so, dass Haruns Liebesgeschichte, die an den Unterschieden von Religion und Herkunft scheiterte, nicht zu einem neuen Krieg führen wird, egal, was die Weltgeschichte auf dem Balkan bringt.

Frauensolidarität?

Nr. 37 – «Frau, von Bersets Truppe plattgewalzt»
Christoph Mörgeli über Bundesrat Alain Bersets Affäre

Wenn der Bericht nur annähernd zutrifft darüber, welche Bundesmittel und welches Bundespersonal mit welchem Aufwand zum Einsatz kommen mussten, um die Privatsphäre von Bundesrat Alain Berset zu schützen, kommt schnell die traurige Einsicht auf, dass wir auf dem Weg zu einer Bananenrepublik sind. Sehr zu hoffen bleibt, dass das Opfer dieser ungeheuerlichen Behandlung durch das umfangreiche Spezialistenteam rasch und vollständig rehabilitiert und entschädigt wird.

Ernst Seiler, Muri bei Bern

Herr Berset hat nicht nur seine Frau betrogen, er hat auch mich betrogen, war ich doch der Meinung, er sei ein moralisch anständiger Bundesrat. Dass er seine Geliebte derart gemein und rücksichtslos behandelte, ist ein Vergehen, das nach unbedingter Ahndung verlangt. Er sollte zurücktreten. Ihn kann ich nicht mehr respektieren!

Peter Janczer, Zürich

«Samenspenderurlaub»

Nr. 37 – «Ehe für alle? Nein»
Editorial von Roger Köppel

Mit dem neuen Gesetz «Ehe für alle» wird also der Begriff «Vater» verschwinden und durch technokratische neue Begriffe wie zum Beispiel «Samenspender» ersetzt. Folgerichtig müsste die Abstimmung über den Vaterschaftsurlaub neu aufgesetzt werden: Die Stimmberechtigten in der Schweiz soll-

ten darüber befinden können, ob sie einen «Samenspenderurlaub» befürworten oder nicht. «Ehe für alle» würde ebenso bedeuten, dass religiöse oder kulturelle Gruppen in der Schweiz, welche die Polygamie als Form des Zusammenlebens (aner)kennen, nicht vom neuen Recht ausgeschlossen werden dürfen. «Ehe für alle» bedeutet eben wirklich für alle, ohne Ausnahme.

Richard Schobinger, Interlaken

Langsam, aber sicher

Nr. 37 – «Gerechtigkeit für Sucharit Bhakdi»
Stefan Stirnemann über den deutschen Mikrobiologen

Kompliment dafür, dass Sie Sucharit Bhakdi porträtiert haben. Dass er, ähnlich wie Wolfgang Wodarg, zu Zeiten der Schweinegrippe (2009/10) ein gefragter Mann – weil Spezialist – war, nun aber mundtot gemacht wurde, ist in Anbetracht der grossen Unsicherheiten, die es rund um die mRNA-Impfstoffe gibt, ein regelrechter Skandal. Es lohnt sich tatsächlich, den Arte-Bericht «Profiteure der Angst» von 2009 im Internet zu suchen. Ebenfalls lohnt es sich, den SRF-«Rundschau»-Bericht vom 7. April 2010 zu schauen, wo das Geschäft mit der weit überschätzten Schweinegrippe an den Pranger gestellt wird. Es ist einfach unfassbar, dass (auch hierzulande) alles und alle, die Fragen haben zu Corona und/oder zur Impfung und dabei kritisch sind, diskreditiert und diffamiert werden. Endlich kommen, langsam, aber sicher, auch hierzulande Dinge an die Oberfläche, welche die Bevölkerung dringend etwas angehen. Danke, dass ihr da vorangeht. Es ist höchste Zeit.

René A. Chalverat, Dietlikon

In anderem Licht

Zum Fall Spiess-Hegglin

Die Frage lautet doch: Weshalb hat Jolanda Spiess-Hegglin eine solch grosse Angst vor der Publikation des angekündigten Buches von Michèle Binswanger? Weshalb das andauernde Sperrfeuer unter Mobilisierung der gesamten Community, die Züge einer eindimensionalen Sekte in Dauerempörung aufweist? Es verwundert deshalb nicht, dass einhellig ein Text verteufelt wird, der noch gar nicht vorliegt und dessen Publikation wie in Weissrussland und Nordkorea im Voraus unterdrückt werden muss.

Ganz klar geht es darum, die Veröffentlichung der Informationen zur Sicht von Markus Hürlimann auf die Zuger Ereignisse zu verhindern, was nach dem Urteil des Zuger Obergerichts jedoch nicht gelingen und auch vor dem Bundesgericht keinen Bestand haben wird. Derweil konnte Spiess-Hegglin ihre Geschichte gerade wieder auf SRF ausführlich und ohne kritische Fragen präsentieren. Der Gedanke liegt nahe, dass das Buch von Michèle Binswanger neue Erkenntnisse beinhalten wird, die die Opferrolle von Spiess-Hegglin in einem anderen Licht erscheinen lassen.

Jürg Streuli, Wetzikon

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Sir Timothy James Alan Colman (1929–2021) James Peter «Jimmy» Greaves (1940–2021)



Mit ihm verliert die königliche Familie eine weitere Stütze: Philantrop Colman.

Er wurde regelmässig auf dem englischen Schloss Sandringham, dem Landsitz der Queen, begrüsst, Sir Timothy James Alan Colman. Er gehörte zum inneren Kreis der Royals, zu den wenigen, die stets direkten Zugang zur Königin hatten. Vor allem aber war Colman ein Vertreter jener feinen Klasse, die einst das Empire prägte. Er war Träger des Hosenbandordens, der höchsten britischen Auszeichnung, und ein grosszügiger Philantrop, der sich für Kunst und Bildung in seiner ostenglischen Heimat einsetzte. Seine Generation stirbt nun nach und nach weg. Es wird zusehends einsam um die Queen.

Colman ist ein Spross der legendären Senfdynastie. Einer seiner Vorfahren mischte im vorletzten Jahrhundert jene scharfe, gelbe Masse, mit der die Briten bis heute ihre Frühstückswürstchen veredeln. Der junge Colman fühlte sich indes nicht zum Unternehmer geboren; er suchte vielmehr das Abenteuer zur See. Dazu kamen Mut und Entschlossenheit in einer gefährlichen Zeit. Sein älterer Bruder David kämpfte unter Generalfeldmarschall Bernard Montgomery in der Schlacht von El Alamein und verlor sein Leben.

Mit dreizehn Jahren, mitten im Zweiten Weltkrieg, kam Timothy Colman ans Royal Naval College im südenglischen Dartmouth, die Kadenschmiede der Marine. In der unmittelbaren Nachkriegszeit diente er auf Kriegsschiffen im Mittelmeer rund um Malta (damals

britisch) und Palästina. Im Jahr 1953 verliess er die Marine und arbeitete eine Weile für die Senffabrik. Doch sein Herzblut gab er nach wie vor für die See hin. Er wurde ein enthusiastischer Segler.

Während eines Heimaturlaubs verlobte er sich mit Mary Bowes-Lyon, und 1951 heirateten sie. Sie war eine Cousine ersten Grades der Queen, und die beiden Frauen fühlten sich seit der Kindheit eng verbunden. Anscheinend passte Colman perfekt ins Familiengefüge der Monarchie und wurde als Gleichwertiger akzeptiert. Das ist keine Selbstverständlichkeit in einem Kreis, der es sich mit der gesellschaftlichen Öffnung nicht immer leicht machte. So konnte er der königlichen Familie in all den Krisen beistehen, die sie immer wieder in die Schlagzeilen brachte. In seiner zweiten beruflichen Laufbahn verlegte er jahrelang ostenglische Regionalblätter und kannte die Stimmung in der Bevölkerung sehr genau.

Timothy Colman setzte sich jahrelang für den Segelsport ein. Er schaffte mit einem Katamaran zweimal einen Weltrekord, 1972 und 1980. Daneben entwickelte er mit seiner Familie – das Paar hinterlässt fünf Kinder – eine grosse Naturverbundenheit. Colman machte sich einen Namen als Botaniker und als Ornithologe.

Seine Frau verschied zu Beginn dieses Jahres, er folgte ihr nun letzte Woche. Mit ihm verliert die königliche Familie eine weitere Stütze.

Rolf Hürzeler

Wenn Jimmy Greaves im Strafraum an den Ball kam, sah es für den gegnerischen Torhüter nicht gut aus. Der Arbeitersohn aus dem rauhen Osten Londons hatte eine Gabe, die im Fussball selten ist: Er traf das Tor aus jeder Lage. Mit 357 Volltreffern ist er bis heute der erfolgreichste englische Torschütze auf höchster Stufe. Seine beste Phase erlebte er bei den Tottenham Hotspurs an der legendären White Hart Lane. Mit 266 Toren in 379 Spielen führte er die Spurs zweimal zum Sieg im FA Cup (1962/1967) und 1963 zum Triumph im Europacup der Cupsieger. Für England traf er in 57 Länderspielen 44-mal.

Greaves Karriere und sein Leben waren aber auch von Tragik und Ohnmacht umweht. An der Weltmeisterschaft 1966 gehörte er zu Beginn zu den Leistungsträgern und Stammspielern. Doch im Vorrundenspiel gegen Frankreich verletzte er sich am Bein. Seinen Platz übernahm Geoff Hurst, der sich danach nicht mehr aus der Formation verdrängen liess und mit drei Treffern im Final gegen Deutschland zum Volkshelden wurde. Greaves dagegen verfolgte das vielleicht wichtigste Spiel in der Geschichte des englischen Fussballs in Anzug und Krawatte. Die Goldmedaille für den WM-Titel blieb ihm anfänglich verwehrt. Erst nach einer langen Fankampagne erhielt er 2009 das Stück Edelmetall.

Im Herbst seiner Karriere hatte es für Greaves nicht gut ausgesehen – zu ausgeprägt waren sein Pressing an den Barthecken. Später sagte er über diese Zeit: «Die 1970er Jahre habe ich komplett verloren. Von 1972 bis 1977 war ich durchgehend betrunken.» Doch Greaves gewann den Kampf gegen die Sucht. Als TV-Experte erreichte er in England nochmals landesweite Popularität. Das Happy End blieb ihm trotzdem verwehrt. Nach einem Schlaganfall sass er ab 2015 im Rollstuhl. Vergangene Woche endete sein Spiel des Lebens.

Thomas Renggli



Er traf das Tor aus jeder Lage: Fussball-Legende Greaves.

Gentechnologische Verwirrung

Die Hysterie gegen moderne Pflanzenzüchtung kann auch aufs Impfen durchschlagen.



Gentechnologie hier völlig anders als dort. Es ist fast nicht zu glauben: In der Pandemiepolitik gelten die modernen Impfungen als Wundermittel, im Schweizer Parlament versucht man Gentechnologie auf dem Feld zu verbieten. Zur Debatte steht eine Verlängerung des Moratoriums für den Anbau gentechnisch veränderter Organismen (GVO) in der Landwirtschaft um vier Jahre. Das Moratorium gilt seit einer Volksinitiative von 2005, seither dreimal verlängert. Was brächte die Fortsetzung?

Das hiesse, dass höchstens in Forschungslabors an gentechnischen Innovationen gearbeitet werden darf. Aufs Feld darf nichts davon, Nutzung verboten. Etwa von Pflanzen, die widerstandsfähiger sind gegen Pilzbefall, nicht faulen, mit weniger Dünger auskommen, weniger Wasser brauchen, mehr Ertrag bringen oder bessere und gesündere Nährstoffe enthalten. Schonung der Umwelt, mehr Ertrag.

Brauchen wir nicht. Wichtig sei die Profilierung und Positionierung der Landwirtschaft mit GVO-freier Produktion. Der Bundesrat sagt, es bestehe «weder von der Landwirtschaft her noch bei den Konsumenten ein Interesse daran, das Moratorium aufzuheben». In der Vernehmlassung waren 95 Stellungnahmen fürs Moratorium, darunter der ETH-Rat, der ja die Spitze der Wissenschaft vertreten soll, nur 13 Meldungen waren gegen Verbote.

Auch neue gentechnische Verfahren wie die sogenannte Genschere, mit der man einzelne Gene gezielt, treffsicher ausschneiden oder einsetzen kann wie Buchstaben in einem Text – was eine massiv beschleunigte Züchtung ermöglicht –, auch diese Methoden sollen ge-

achtet werden wie die alten Gentech-Verfahren. Klar, es gibt Gegenstimmen: Einige Dutzend Forscher rufen in einem Brief zu einer zeitgemässen Gentechnik-Gesetzgebung auf, also für Spielräume der Innovation auch auf dem Feld, für die Freigabe der modernen Methoden, für die Schere, die 2020 mit dem Chemie-Nobelpreis honoriert wurde. Mit Genschere wie dieser könnten Kulturpflanzen so präzise modifiziert werden wie nie zuvor, schreiben sie. «So ist es möglich, einen verbesserten Eigenschutz der Pflanzen zu erzielen.»

Das tönt eigentlich fast wie Impfung, sollte doch gut ankommen. Aber der Bundesrat: «Die wissenschaftlichen Daten für eine Risikobeurteilung sind noch unzureichend.» Er fördert die Verwirrung, hilft denen, die hysterisch reagieren auf alles, was das Wort «Gen» enthält. Er heizt die Stimmung gegen grüne Gentechnologie an und wundert sich, wenn dies plötzlich auf die rote Pharma-Gentech übergeht – wenn Leute sich gegen Impfungen wehren, die irgendwie Genteile enthalten.

Aufsteigerin Isabel Martinez

Die NZZ hat das Ranking der einflussreichsten Ökonominen und Ökonomen im deutschsprachigen Raum veröffentlicht. Was beim ersten Blick ins Auge sticht, ist der Aufstieg von Isabel Martinez, seit 2020 Ökonomin an der Konjunkturforschungsstelle der ETH Zürich, sie verbesserte sich vom 19. Platz im Vorjahr auf Rang 8. Die 35-jährige Wissenschaftlerin hat eine ungewöhnlich breit angelegte Karriere in Angriff genommen. Sie hat in Bern studiert, in St. Gallen doktriert, und mittlerweile hat

sie im Ranking ihren vorherigen Chef, den bekannten St. Galler Ökonomieprofessor Reto Föllmi, bereits weit hinter sich gelassen. Ihr Forschungsthema «Ungleichheit» findet viel Aufmerksamkeit.

Aber daneben hat ihre Karriere auch eine Berner Spur. Seinerzeit im Studium hatte sie bei Daniel Lampart, Chefökonom des Gewerkschaftsbundes, gearbeitet, nach der Doktorarbeit in St. Gallen ging sie teilzeitmässig zurück als Ökonomin ins Zentralsekretariat des Gewerkschaftsbunds, dann an die heutige Position an der ETH. Aber die Berner Spur blieb: Seit 2018 ist sie als Vertreterin der Gewerkschaftsseite Mitglied der Wettbewerbskommission, eines wirtschaftspolitisch wichtigen Gremiums. Irgendwie kommt der Gedanke auf: Sie steht mit beiden Beinen auf dem Boden.

Gute Börsen

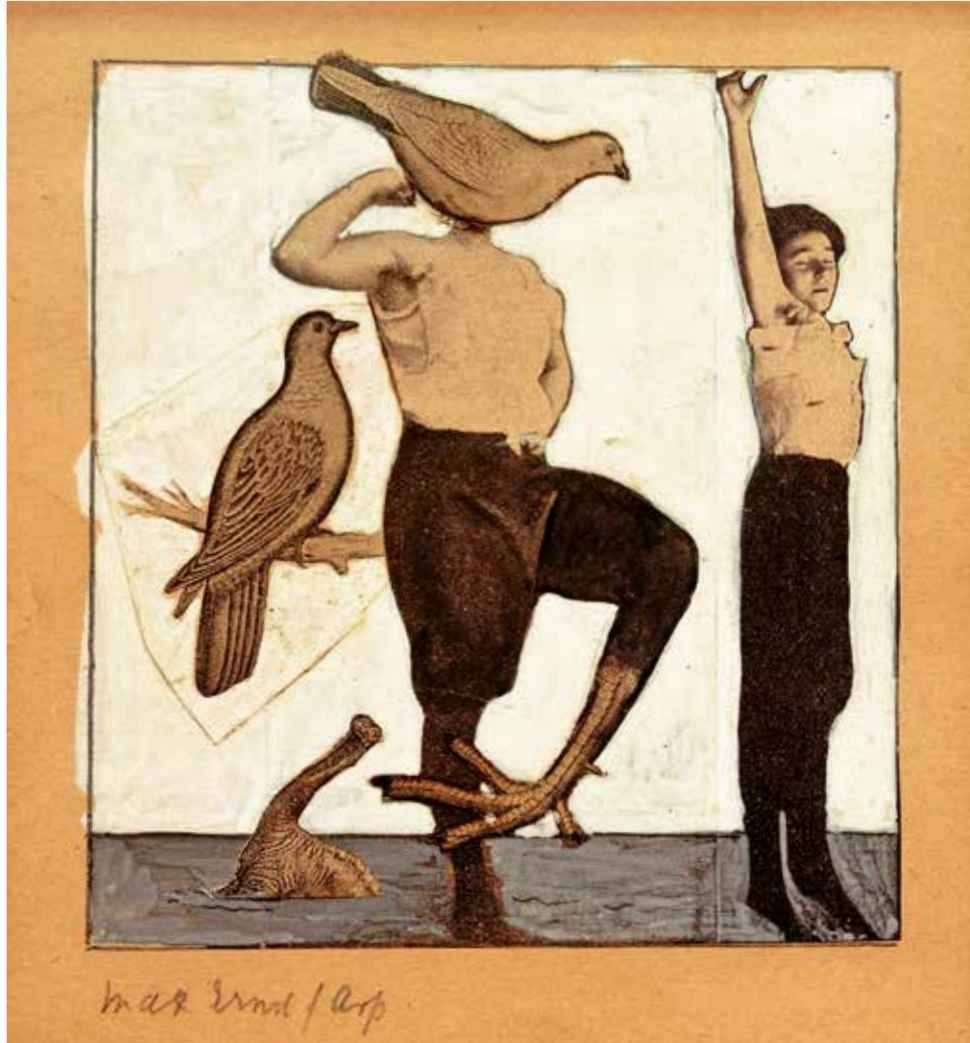
André Kistler, Mitgründer des Vermögensverwalters Albin Kistler, hat in einem Kommentar einen NZZ-Titel aufgegriffen, der lautet: «Es gibt nur wenige Warner, und sie verdienen Lob». Denn die Börsen seien noch nie eine Einbahnstrasse gewesen. Kistlers erfrischende Reaktion darauf: «Nonsense.» Betrachte man die letzten vierzig Jahre, dann seien die Börsen sehr wohl eine Einbahnstrasse gewesen. Nach oben, mit kurzen Rücksetzern. Die Auftriebskräfte seien in der Regel bedeutend kraftvoller und ausdauernder als die Negativfaktoren. Die Kräfte ökonomische Globalisierung, Demokratisierung, Ertragskraft der Firmen, Digitalisierung mit Wissensvermehrung seien voll am Wirken.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Millionen von Tier- und Pflanzenarten leben in den Ozeanen. Ein Grossteil ist noch immer unbekannt.

Herbert Cerutti, Seite 63



Spiel mit dem Sinn des Unsinnns.

Max Ernst, Switzerland, Birth-Place of Dada, 1920 – Von allen Strömungen in der Kunst ist der Dadaismus wohl die unterhaltendste, weil er mit kleinem Unsinn gegen den grossen universellen revoltierte. Der grosse war die ganze Welt mit ihren Idealen und Werten und ihrer Kunst, und Dada war die Kunst, mit seiner eigenen, inszenierten Sinnlosigkeit jene seiner Zeit blosszustellen, indem er auf dem Seziertisch ihre Hülle durchtrennte, um das Leere sichtbar zu machen.

Es war 1916 und Krieg – und Zürich eine Insel inmitten europäischer Schlachtfelder. Künstler waren in die Stadt gekommen, um sich vor dem Wahnsinn in Sicherheit zu bringen und in

die Revolte zu gehen, im «Café Voltaire», dem Schützenbunker des Dadaismus, die Welt und ihre Tabus, ihre Absurdität, ihre wenig hinterfragten Definitionen zu bombardieren, in Freiheit zu baden, in Rotwein zu schwimmen und in den Gewässern einer Avantgarde und ihren pazifistischen Wellen zu plätschern.

Der junge Max Ernst (1891–1976) war einer von jenen kreativen Zertrümmerern in dieser fünf Jahre dauernden manischen Bewegung im depressiven Weltenlauf. Nach fünf Jahren war das Spiel mit dem Sinn des Unsinnns vorbei; die Dadaisten zerstörten Dada, damit er nicht Gefahr lief, so saturiert zu werden wie die Welt, gegen die sie opponierten.

Max Ernst zog weiter mit jener grandiosen Kompromisslosigkeit, die Dada auszeichnete. Sobald er in Gefahr geriet, im Arrivierten anzukommen, flog er, der viel lieber ein Vogel denn ein Mensch gewesen wäre, weiter. In die realen Schösse von Frauen und von surrealen Bildwelten.

Vielleicht brauchten unsere Tage einen neuen Dada-Schub, um die wahnwitzigen Bilder zu erkennen, die sie täglich produziert. Nur produziert die Kunst heute so viel zusammenhanglosen Unsinn, dass sie weit davon entfernt scheint, dem Sinn der Welt auf der Spur zu sein.

Michael Bahnerth

Feld voller Fabeln

Viele junge skandinavische Autoren sprechen direkt an, was sie stört.
Was bleibt von der rebellischen Jugend im Alter? Ein Gespräch mit dem Isländer Sjón.

Anton Beck

Sjón: CoDex 1962. Aus dem Isländischen von Betty Wahl. Fischer. 640 S., Fr. 44.90.

Auch an diesem Abend trägt Sjón ein schneeweisses Hemd. Seine Kleidung tanzt nicht aus der Reihe, so wenig wie Sjón selbst, diese wortwörtliche «Vision» aus der isländischen Hauptstadt, die es auf Einladung des Zürcher Literaturhauses und der PWC-Stiftung für einige Monate auf Schweizer Festland verschlagen hat. Er hält sich an das Programm. Sjón ist einer der gefeiertsten Autoren der nordischen Gegenwartsliteratur, er gewann Literaturpreise, arbeitete mit Hollywood-Grössen wie Lars von Trier oder Noomi Rapace, er schrieb Romane, Drehbücher, Gedichte (viele davon in mehrere Sprachen übersetzt), manche davon entstanden über Jahrzehnte.

Vermehrer der lyrischen Biomasse

Er sitzt auf der Bühne im Literaturhaus Zürich, der Saal ist voll, die Moderatorin wechselt zwischen Englisch und Isländisch. Sie sprechen über «CoDex 1962», Sjóns kürzlich auf Deutsch erschienenen Opus magnum. In drei Teilen, in einer Liebes-, einer Kriminal- und einer Science-Fiction-Geschichte, erzählt er von der Geburt eines Golems, dessen Spuren von Nazideutschland ins Island des Kalten Krieges führen und schliesslich in die Genforschung der Gegenwart. Das Buch gleicht einem Labyrinth, es ist voll von Sagen und Märchen, von Werwölfen und bitterernsten Anekdoten – jeder Versuch, es zusammenzufassen, ist zum Scheitern verurteilt; das erwähnt auch Sjón bei der Lesung.

Der erste Teil folgt Marie-Sophie, die den KZ-Überlebenden Leo Löwe von den Halbtoten zurückholt und sich in ihn verliebt. Er ist es, der über die Jahre eine Masse sammelte, die nun zu einem Lebewesen werden soll – einem Golem. Auch über ein halbes Jahrhundert später wird etwas gesammelt, aus dem Leben werden soll, nämlich das Genom der Isländer, mit dem die Firma Codex eine riesige Datenbank erstellen will. Auch Joseph Löwe, Leos Sohn,

kommt mit der Firma in Kontakt, und so tut sich einmal mehr ein Weg im Labyrinth dieses Monumentalwerks auf, das aus Lyrik, Prosa, Essays, Aufzählungen und Interviews besteht.

Es ist ein Roman, der vom biologischen Erbe der Menschen erzählt, vom Erschaffen von Leben, vom Fortsetzen und Erneuern der Jugend, von der unnatürlichen Abwendung des Todes. Durch Mystik und Wissenschaft, die in «CoDex 1962» ineinander aufgehen: «Die Biomasse der Erde ist stabil. Alles, was zerfällt und stirbt, wird zur Nahrung für alles, was noch kommt. Die Biomasse der Dichtung hingegen wächst stetig an. Sie setzt sich zusammen aus wundersamem Material, das zu keiner der drei bekannten Lebenswelten unserer Erde gehört – nicht zum Tierreich, nicht zum Pflanzenreich, nicht zum Reich der Steine –, und doch ernährt sie sich von allen dreien; die Dichtung kommt vom Menschen, und der Mensch ist von dieser Welt.» Sjón ist einer dieser Isländer, die die lyrische Biomasse vermehren.

Nach Sjóns Lesung ist es sogar nachts noch warm, viele junge Menschen sitzen draussen, trinken Alkohol, unterhalten sich und berühren sich, manche küssen sich, manche surfen im Netz oder verreisen auf sozialen Medien,



„Du sollst doch nicht den
Mund aufmachen, wenn sie hier
Wasserski fahren.“

es riecht nach Parfüm in all den Strassen und Gassen der Stadt. Laut sind sie nicht, sie geniessen diese laue Sommernacht. Morgen soll es schliesslich regnen.

Gitarrenlärm und Gegröle

Am Vortag bin ich mit Sjón in den Gassen der Zürcher Altstadt unterwegs. Die Hitze drückt, der Spätsommer holt an diesem Nachmittag nach, was der Juli verpasste. Sjón geht dennoch mit langen Schritten schnell voran, er besitzt mit 59 eine Ausdauer, die viele 25-Jährige sich nur wünschen können. Sjón sagt, er sei in seiner Jugend viel gereist, ohne Internet sei man schliesslich nicht anders in der Welt herum-

«Die Jüngeren denken über diese ältere Generation, dass wir uns in artistischen Kreationen verlieren.»

gekommen. Er hat in Island gelebt und gearbeitet, mit seinen Freunden Konzerte und Ausstellungen organisiert, Lyrik und Prosa geschrieben. Damals kam Sigurjón Birgir Sigurdsson, wie Sjón bürgerlich heisst, auch zu seinem Künstlernamen, übersetzt «Vision». «Wir waren damit beschäftigt, die isländische Kultur zu verändern. Es war eine spannende Zeit damals in den 1980ern in Island. Manche von uns waren Musiker, andere schrieben Gedichte. Wir waren alle bewegt von der Idee, dass wir keine Lizenz brauchten, um unsere eigenen Dinge zu erschaffen.»

Der junge Sjón trat damals an Punk-Festivals auf und las in den Pausen, zwischen dem lauten Gitarrenlärm und dem Gegröle, Lyrik vor. Dass das beim Publikum nicht ankam, störte ihn nicht. So entstand auch die Zusammenarbeit und Freundschaft mit der isländischen Sängerin Björk, die mit einem Freund des Schriftstellers liiert war. Sjón erzählt davon, als wir spazieren und bald schon in einem Café mit einem grossen offenen Fenster Platz nehmen, das den Blick auf einen mehrheitlich grünen Hinterhof freigibt. Die meisten Menschen um uns sind unter dreissig.



«Halt die Klappe und hör zu»: Schriftsteller Sjórn.

Sjórn selbst war in jenem Alter so etwas wie ein Anarchist oder zumindest von der Idee des Anarchismus angetan, er wollte «den direkten Dialog mit Politikern» verweigern. «Aber das ändert sich», sagt Sjórn. Jonas Eika etwa, dreissig Jahre alt und einer der jüngeren Shootingstars der nordischen Literatur, dieser dänische Exzentriker mit grünem Haar und Perlohringen, ist politisch engagiert, kritisierte die Ministerpräsidentin Dänemarks, Mette Frederiksen, aufs heftigste, warf ihr eine rassistische Sprache und Politik vor, als er 2019 den Preis des Nordischen Rates erhielt. Auch Sjórn erhielt 2005 mit 43 diesen anerkanntesten Preis nordischer Literatur, sprach in seiner Rede aber höf-

lich – ganz anders als sein junges Ich es damals in Island tat. Sjórn traf Eika vor einiger Zeit in Århus bei einem Literaturfestival. Sie verstehen sich gut. «Die Jüngeren denken über diese ältere Generation von Schriftstellern, zu der ich gehöre, dass wir uns selbst in artistischen Reaktionen verlieren und eigentlich direkt Probleme ansprechen sollten. Aber es gibt gute Gründe, warum wir das nicht tun, und es gibt ebenso gute Gründe, warum sie das wollen.»

Sjórn's Romane verhandeln die grossen Themen, etwa «Schattenfuchs», das in existenzieller Manier einem Jäger im Jahr 1883 durch einen isländischen Winter folgt. Wirklich direkt sind Sjórn's Texte selten, sie ziehen viel eher ver-

schiedenste Fäden zusammen und erschaffen Kaleidoskope, die, je nachdem von welchem Blickwinkel aus der Leser sie betrachtet, etwas anderes zeigen. Selbst «Der Junge, den es nicht gab», ein Buch, das 2013 erschien und einem homosexuellen isländischen Jungen durch die Spanische Grippe folgt, ein Buch, das in Zeiten der Pandemie so aktuell scheint, spricht nie direkt die politisch strittigen Fragen an, die sich während einer Pandemie stellen. Es geht viel-

«Afrika ist zunächst einmal ein Kontinent von Möglichkeiten, ein Kontinent, der eine Zukunft hat.»

mehr um das verborgene Begehren der Figuren, die Sehnsucht nach Nähe und Berührung in Zeiten des Abstands. Oder wie Sjórn es formuliert: «In den Zwanzigern ist es das Wichtigste, sich mit anderen Leuten zu umgeben.»

«Die Zukunft ist anderswo»

Wir sitzen inzwischen im Rosenhofmarkt in Zürich, das ihn an nordische Länder erinnere, sagt Sjórn. Worum geht es ihm in seiner Literatur? «Ich will durch Sprache in die Vergangenheit eintauchen», sagt er, «ich bin vor allem interessiert an Literatur als einem Feld voller Fabeln und Erwartungen.» Dann spricht er von den tektonischen Verschiebungen der letzten anderthalb Jahre, von Vergangenheit und Zukunft, wobei Erstere in Europa liege und Letztere in Afrika. «Afrika ist zunächst einmal ein Kontinent von Möglichkeiten, ein Kontinent, der eine Zukunft hat. Die Zukunft ist nicht in Europa, sie ist anderswo. Und wenn Europa ein Teil dieser Zukunft sein will, sollte es besser anfangen, sich mit den Leuten dieser Zukunft zu beschäftigen.»

Darum lässt sich Sjórn auch auf Themen wie Identität und Minderheiten ein: «Es ist gerade für einen älteren Schriftsteller wie mich wahnsinnig wichtig, diese Diskussion zu verfolgen, zu lesen, was Leute, die sich dazu äussern, schreiben – und es zu akzeptieren. Diese Leute sprechen auf eine Art und Weise, die für jemanden, der 59 ist, nicht möglich ist. Es ist wichtig, dass du in so einer Situation nicht in Ablehnung verfallst. Du selbst stimmst vielleicht nicht überein mit dem, was gesagt wird, aber du wirst in zwanzig Jahren ja auch nicht mehr hier sein. Aber die Jüngeren werden es, und sie wollen darüber sprechen, wohin sie die Gesellschaft tragen wollen, nachdem du weg bist. Also halt die Klappe und hör zu.»

Es klingt so, als spreche hier der junge Sjórn, der dem Erfolg und dem Angepasstsein nicht viel abgewinnen kann. Werden dafür die Romane eines Autors im Alter immer besser? «Man wünscht sich, besser zu werden, aber schliesslich ist man froh, wenn man nicht schlechter wird.»

Lustvolles Denken muss weh tun

Hugo Anthamatten

Konrad Paul Liessmann: Alle Lust will Ewigkeit. Mitternächtliche Versuchungen. Zsolnay. 320 S., Fr. 37.90

Von seinen Ohren ist seltener die Rede als von seinem martialischen Schnauz. Zwischen Friedrich Nietzsches physiognomischem Markenzeichen und seinem Denken einen Zusammenhang herzustellen, fällt leicht. Schlagworte wie «Übermensch» oder «Wille zur Macht» drängen schneller sich auf als deren Korrektur durch die «stillsten Worte» Zarathustras: die «Taubenfüsse» jener Gedanken, die insgeheim die Welt lenken.

Ihr Trippeln vermochte nur zu vernehmen, wer mit feinem Gehör die Zeichen der Zeit zu lesen verstand. «Nihilismus», lautete Nietzsches Diagnose. Was immer Sinn stiften sollte, hatte sich im Laufe der Jahrhunderte als kraft- und zwecklos erwiesen, gelang es doch dem menschlichen Denken immer besser, alles in Frage zu stellen – ausser den Begriff der Wahrheit, den es dazu benötigte. Zeitlebens arbeitete Nietzsche sich daran ab, diesen Selbstbetrug eines vermeintlichen Vernunftwesens zu korrigieren und das Leiden des Menschen an sich selbst zu therapieren.

Die Peitsche der Begierde

Dass Nietzsche ein Philosoph von zweifelhaftem Ruf geblieben ist, daran hat «Also sprach Zarathustra» grossen Anteil. Mit seinem exaltierten Ton und seiner Gleichniswut liest sich dieses «Buch für Alle und Keinen» eher als Bibelparodie und Prophetie denn als philosophische Untersuchung.

«Meine Symphonie», nannte es der Verfasser, der sich in jungen Jahren auch als Komponist versucht hatte. Das Grundmotiv seiner Sprachmusik, die «ewige Wiederkehr des Gleichen», bleibt so missverständlich wie paradox, ob man den Gedanken nun kosmologisch, ethisch oder politisch auslegt. Trotz allen Vorbehalten lohnt es sich aber, sich auf Nietzsche und seinen «Zarathustra» einzulassen. Das beweist Konrad Paul Liessmann, emeritierter Professor für Didaktik der Philosophie und Ethik an der Universität Wien, mit seinem jüngsten Buch.

Liessmann, durch Streitschriften gegen die Dauerreform des Bildungswesens über seinen Fachkreis hinaus bekannt geworden, hat sich

mit Zarathustras «Mitternachtslied» eines der meistvertonten deutschen Gedichte vorgenommen. Nietzsches tragikomischer Held, der sich erfolglos bemüht, seinen tiefsten Gedanken mitzuteilen, gibt dem Lied, das er seinen letzten Gefährten beibringen will, den Titel «Noch einmal».

Liessmann deutet das Gedicht als Zarathustras Vermächtnis. Obwohl er jedem der zwölf Verse ein ganzes Kapitel widmet, gerät seine Interpretation nicht zu einer philologischen Pflichtübung, zumal er immer wieder mit Überraschungen aufwartet. Wer hätte gewusst, dass Nietzsche und Karl May mehr verbindet



Peitsche nicht vergessen: Lou von Salomé mit den Philosophen Paul Rée und Friedrich Nietzsche.

als ihre sächsische Herkunft? Die musikalische Wirkungsgeschichte des Gedichts stellt er ebenso kompetent und einlässlich dar wie dessen literatur- und kulturgeschichtlichen Kontext. Dieser reicht von Goethe bis Rückert, von Darwin bis Freud, von Goya bis Klimt – und darüber hinaus.

«Du gehst zu Frauen? Vergiss die Peitsche nicht!» Trotz diesem berühmt-berüchtigten Satz war Nietzsche kein Sexist und Frauenfeind, wie Liessmann durch die witzige Analyse einer anspielungsreichen Fotografie demonstriert: Auf einem Leiterwagen kauert die russische Intellektuelle Lou von Salomé. Vor dem Wagen, links der Deichsel, steht Nietzsche,

rechts dessen Freund Paul Rée. Als ob Lou die beiden in sie verliebten Männer zum Ziehen ihres Wagens antreiben wollte, schwingt sie neckisch eine Peitsche.

Unser verwirrtes Zeitalter

Sprechen ist Lauschen: «Eins! Oh Mensch! Gieb Acht! / Zwei! Was spricht die tiefe Mitternacht?» Jeder der zwölf Verse des Gedichts setzt ein mit einem Glockenschlag und bringt zur Sprache, was darin mitschwingt: «Nacht» und «Tag», «Schlaf» und «Traum», «Welt» und «Weh», «Lust» und «Ewigkeit». Diese wenigen Worte genügen, um anzutönen und zu wecken, was tief in uns schläft. Nietzsches Mitternachtsglocke ruft, so Liessmanns überzeugende These, die «Knotenpunkte» des menschlichen Lebens derart eindringlich in Erinnerung, dass wir gar nicht anders können, als zu fragen: «Was heisst es, ein Mensch zu sein?»

Nietzsche, dessen Lesekunst um das «Wiederkauen» kreist, zählt zu den wortmächtigsten und sensiblen Sprachkünstlern deutscher Zunge. Auf engstem Raum weiss er mit dem Empfindungsgehalt eines Lauten zu spielen: «Oh Voltaire! Oh Humanität! Oh Blödsinn!» Erstaunlich, wie in derselben Interjektion Bewunderung in Häme umschlägt und Häme in Verachtung. Was dem Kommentator des Aphorismus im Kleinen gelingt, glückt ihm auch im Grossen: In einer weit ausgreifenden und dennoch minutiösen Analyse interpretiert Liessmann Zarathustras «Rundgesang» stimmig und luzide als Nietzsches «rhythmisierte Philosophie».

Dabei lässt sich der streitbare Professor nur zu gern dazu verführen, unserem «verwirrten Zeitalter» den Spiegel vorzuhalten. Sich auf Nietzsches «prognostische Kraft» berufend, erkennt er in ihm den Vordenker des Anthropozäns, den Proto-Kritiker der Cancel Culture und der digitalen Vernunft. Als Philosoph der totalen Vernetzung habe Nietzsche uns schon lange vorgerechnet, was es kostet, das Wissen zu demokratisieren oder mit künstlicher Intelligenz unserem Verstand auf die Sprünge zu helfen.

«Alle Dinge sind verkettet, verfädel, verliebt», lehrt Zarathustra seine Freunde. Aber auch wir sind voneinander nicht weniger abhängig als von unseren technischen Erfindungen, konstatiert der Wiener Philosoph und ergänzt: Sogar unsere Gadgets könnten ohne einander nicht mehr sein. Wer aber nicht ihnen, sondern den «Mitternächtlichen Versuchungen» dieses geistreichen Gelehrten erliegt, hat begriffen: Denken, soll es denn lustvoll sein, muss weh tun.

Wundertüte Meeresforschung

Herbert Cerutti

Julia Schnetzer: Wenn Haie leuchten. Eine Reise in die geheimnisvolle Welt der Meeresforschung. Hanserblau. 240 S., Fr. 28.90

Als die Münchenerin Julia Schnetzer im Jahre 2003 als 18-Jährige auf den Fidschi-Inseln am Korallenriff tauchte, war sie von der Schönheit der Unterwasserwelt überwältigt. Sie beschloss, Meeresbiologie zu studieren. Fast zwanzig Jahre später gibt sie im populärwissenschaftlichen Buch «Wenn Haie leuchten» Einblick in ihr Berufsleben. Der Streifzug widerspiegelt die unermüdliche Faszination der Autorin für die Geheimnisse der Ozeane, wobei sie durchaus auch komplexe Zusammenhänge erläutert und auf die zahlreichen offenen Fragen verweist.

Psychedelische Tierparade

Dass auch heute in der Meeresforschung noch sehr vieles rätselhaft und unentdeckt ist, zeigt der räumliche Vergleich: Fast zwei Drittel der Erdoberfläche sind Ozeane, und mit einer durchschnittlichen Tiefe von 4000 Metern machen sie 99 Prozent des irdischen Lebensraums aus. Der dichte ozeanische Wasserkörper erschwert jedoch eine visuelle Erforschung; der Meeresboden lässt sich nur mit satellitengestütztem Radar, Echolot oder Tauchrobotern erkunden. So ist heute der komplette Mars mit einer Auflösung von sechs Metern kartiert, während der Meeresboden zu 80 Prozent nur auf fünf Kilometer genau vermessen ist.



„Küss mich! Ich bin ein wunderschöner 3D-LED-Backlight-Fernseher mit Full HD, Triple Tuner, 400 Hz CHR, DVB-T/C/S2, CI+, Smart TV, 152 cm Bildschirmdiagonale und einer Auflösung von 1920x1080 Pixel.“



Überwältigt von der Unterwasserwelt: Meeresbiologin Schnetzer.

Durch Unterseeboote entdeckte Strukturen wie die gewaltigen rauchenden Schloten der Hydrothermalquellen, die in ihrer heißen und scheinbar lebensfeindlichen Umgebung eine unglaubliche Vielfalt an kuriosen Kreaturen versammeln, lassen erahnen, was im Dunkeln noch der Entdeckung harret.

In den Tiefen der Ozeane vermutet man eine Million verschiedener Tier- und Pflanzenarten, von denen lediglich ein Drittel bekannt ist. Neuere Forschungen haben gezeigt, dass sich in einem Liter Meerwasser bis zu 38 000 verschiedene Bakterienarten tummeln. Unlängst entdeckte man einen Zehnfusskrebs, der aufgrund von Fossilienfunden seit fünfzig Millionen Jahren ausgestorben sein sollte. Und als 2012 in Japan in 700 Metern Tiefe ein vier Meter langer Riesenkalmar gefilmt werden konnte, war das als Seemannsgarn kolportierte Ungeheuer lebendige Tatsache geworden.

Licht ins Dunkel brachte nicht zuletzt die Entdeckung, dass sich im blauen Schein von Unterwasserlampen dank fluoreszierenden Proteinen in der Körperoberfläche eine geradezu psychedelische Parade von farbig leuchtenden Korallen, Krebsen, Schnecken, Schildkröten und Fischen (wie die im Buchtitel erwähnten Haie) offenbart. Es wird vermutet, dass solche Biolumineszenz so unterschiedlichen Zwecken wie Beutefang, Verteidigung oder Kommunikation innerhalb der eigenen Art dient.

Gigantische Plastikströme

Wie verständigen sich Tiere akustisch im Wasser? Delfine benutzen für die Kommunikation innerhalb der Gruppe Pfliffe und Schnatterlaute, die bis zu zehn Kilometer weit tragen. Mit hochfrequenten Klicks lokalisieren sie auf kurze Distanz Beute oder Hindernisse und können sogar mit einem Klickgewitter Fische betäuben. Überraschend war die Entdeckung,

dass sich junge Delfine schon im ersten Lebensmonat mit einem spezifischen Signaturpfliff einen eigenen Namen geben, den sie bis zum Lebensende behalten. Damit können sie sich gegenseitig vorstellen und ansprechen. Zwei Delfinweibchen wurde in langjährigen Studien eine Zeichensprache beigebracht. Schliesslich verstanden sie dreissig Wörter und konnten

In einem Liter Meerwasser tummeln sich bis zu 38 000 verschiedene Bakterienarten.

2700 Sätze mit bis zu fünf Wörtern bilden. Dabei waren sie in der Lage, korrekt auf neue Sätze zu reagieren oder unlogische Sätze zu entlarven.

Julia Schnetzer widmet sich auch dem negativen Umgang der Menschen mit dem marinen Ökosystem. 1997 stiessen Seefahrer mitten im Nordpazifik auf einen Wirbel treibenden Plastikmülls von der Fläche Frankreichs. Heute kennt man in den verschiedenen Ozeanen insgesamt fünf solcher gigantischer kreisförmiger Plastikströme. Neben diesen Müll-Hotspots verteilen sich die zivilisatorischen Abfälle auch fast überall als Mikroplastik schwebend im Wasserkörper oder mehr oder weniger gross auf dem Meeresgrund. Fische, Schildkröten, Wale und auch Seevögel verschlucken mit der Nahrung auch solchen Plastik. Mit oftmals tödlichen Folgen. Bei dreissig in der Nordsee gestrandeten und verendeten Pottwalen fand man in den Mägen von neun Tieren bis zu 25 Kilogramm Plastikmüll.

Da sich Mikroplastik auch in Fischen anreichert, kommt unser Müll per Fischkonsum wieder zum Urheber zurück. Ob und wie Mikroplastik unsere Gesundheit schädigt, ist noch weitgehend unbekannt.

In Trumps Hirn

Benjamin Bögli

Matthias Ackeret: SMS an Augusto Venzini.
Münster. 160 S., Fr. 21.90

Persönlich-Verleger, -Chefredaktor und Tele-Züri-Original Matthias Ackeret kann es nicht lassen, auch Bücher zu schreiben. Sein jüngstes ist so etwas wie ein Schlüsselroman ohne Schloss. Das heisst: Wer sich hinter der Hauptfigur Augusto Venzini verbirgt, enthüllt er bereits im Vorwort. Natürlich handelt es sich um eine lockere Hommage an den begnadeten Schweizer Fotografen Alberto Venzago. Passend dazu erfindet Ackeret eine ziemlich wilde Geschichte um Venzini, ebenfalls Fotograf, der als Einziger seiner Zunft zufällig dabei war, als in Paris die Notre-Dame Feuer fing. Mit seinen Bildern aus dem brennenden Innern der Kathedrale schoss er sich zurück in die Champions League der Fotografie. Nur war es eigentlich gar kein Zufall: Venzini erhielt einen anonymen Tipp, das Denkmal gehe bald in Flammen auf.

Ackeret ist ein erzählerischer Seiltänzer, der sich zwischen jovialer Weltläufigkeit und gefälliger Provinz bewegt. Das Zürcher «Kaufleuten» hat bei ihm denselben Stellenwert wie der Elysée-Palast. Das kann sehr erfrischend sein, manchmal geht er mit den lokalen Reverenzen aber etwas weit und räumt seinen Darlings zu viel Platz ein. Zum Beispiel, wenn Venzini einen Satz zitiert, den er im Roman «Elvis» gelesen hat. «Elvis» ist Ackerets eigenes Buch, das er vor ein paar Jahren geschrieben hat. Dass der sanfte Bösewicht, ein Anwalt, heimlich die *Weltwoche* liest, hat wiederum Charme. Auch schert sich der Autor bewusst wenig um die Empfindlichkeiten der trendigen *woke*-Bewegung, der in der Kultur alles suspekt ist, was sich nicht sofort vom «alten weisen Mann» distanziert.

Was «SMS an Augusto Venzini» schliesslich ausmacht, ist die Verwegenheit, mit der Ackeret seine Geschichte konstruiert, und wie er sich in die Köpfe seiner Figuren hineinfantasiert. Die Leserschaft wird zum Beispiel Zeuge vom inneren Dialog, den der ehemalige US-Präsident Trump mit sich führt, während er im Flugzeug nach Venedig sitzt. In die italienische Traumstadt verschlägt es auch Titelheld Venzini, denn dort hatte er vor einiger Zeit ein Erlebnis, welches ihn für immer mit dem US-Machthaber verbindet. Das ist originell.

Was aber hält eigentlich der richtige Fotograf, Alberto Venzago, vom Ganzen? «Ich war überrascht, gerührt und bin schon etwas geschmeichelt, dass der Venzini offenbar dem Venzago nachempfunden ist», sagt Venzago auf Anfrage, «und das Beste kommt ja erst am Schluss: Meine Partnerin Julia wird zur ... halt, ich will's ja nicht verraten. Aber sie ist ganz oben angelangt. Fast wie im richtigen Leben ...»



Griechische Krieger in Aktion: Chigi-Kanne aus einem etruskischen Grab (um 650 v. Ch.).

Genialer Lästere

Kurt Steinmann

Archilochos: Gedichte. Griechisch/Deutsch.
Hrsg. und übers. von Kurt Steinmann.
Reclam. 120 S., Fr. 11.90

Am Anfang der europäischen Lyrik steht ein Mann, der Krieger und Dichter, Rebell und zärtlich Liebender, selbstbewusster Sänger und Erforscher der fundamentalen Gesetzmässigkeiten des Lebens war. Er lebte im 7. Jahrhundert v. Chr., in einer Zeit, die sich durch das Erwachen des Ichbewusstseins, durch Vitalität und Unternehmungsgeist auszeichnete.

Archilochos war der Sohn eines adligen Vaters und einer thrakischen Sklavin. Dieser Makel der Herkunft war ihm gleichgültig, ja, es scheint ihm geradezu Lust bereitet zu haben, sich seiner zweifelhaften Abstammung zu rühmen und seine Armut, seine Schmähsucht, seinen starken Sexualtrieb und sogar seine Feigheit ungeniert der Welt kundzutun.

Heimat des Archilochos war die Marmorinsel Paros inmitten der Kykladen. «Armut und Mittellosigkeit» zwangen ihn, nach der 400 Kilometer nördlich von Paros gelegenen Insel Thasos zu fahren, wo sich seine parischen Landsleute seit rund 25 Jahren als Kolonisten etabliert hatten. Sie hatten nicht nur gegen die ihr Land verteidigenden Eingeborenen zu kämpfen, son-

dern auch gegen die Siedler anderer griechischer Städte, die sich, wie sie, auf der «nebligen» Insel festzusetzen suchten. Die Kämpfe mit den Thrakern zur Sicherung von Thasos haben die ganze Lebenszeit (etwa 680–640 v. Chr.) des Archilochos geprägt. Er führte ein ungebundenes Leben als Krieger und Söldner.

Nur das Ich zählt

«Ich bin Diener des Herrn Enyalios/und bin kundig des lieblichen Geschenks der Musen.» In diesem Zweizeiler sagt Archilochos, dass er ein Kriegermann und ein Dichter ist. Krieger aber heisst bei ihm nicht, wie oft bei Homer, «Diener des Ares», sondern des Enyalios, der das Grässliche und Absurde des Krieges ver-

Archilochos' Poesie entsteht allein aus seinen Emotionen, gründet in seiner Liebe und seinem Hass.

körpert. Und dem tritt nun in stärkster Antithese die Welt der Musen und des Gesangs, die Welt der Dichtung, gegenüber.

Zwischen diesen Gegensätzen ist sein Leben verlaufen: Hier wie dort ist er zu Hause gewesen, als Söldner und Sänger, beide Schwerter, das des Kampfes wie das des Wortes, mit Leidenschaft führend. In diesen beiden Versen macht zum ersten Mal in der überlieferten europäischen Literatur ein Mensch eine Aussage über



sich selbst. Und es ist nicht nur eine Selbstvorstellung, sondern eine Selbstcharakterisierung.

Während die Epik die Leistungen der Helden der Vergangenheit feierte, präsentiert sich die Lyrik seit ihrer Geburt durch Archilochos als eine Dichtung der Gegenwart. Für ihn zählen nur das Ich, das Hier und das Jetzt. Seine Poesie entsteht allein aus seinen Emotionen, gründet in seiner Liebe und seinem Hass. Die griechische Lyrik setzt mit entschiedenem Realismus ein, getragen von einer sachlichen, unpathetischen, prosanahen Sprache.

Nichts in seinen Versen ist lau oder unentschieden. Er nimmt sich als Individuum das Recht heraus, über die Menschen und die ideologischen Grundlagen ihrer Gesellschaft frei zu urteilen. Offen bekennt er, seinen Schild weggeworfen zu haben, um sein Leben zu retten. Der Schild hat für ihn nur einen Gebrauchs-, keinen Symbolwert. Das Leben ist wichtig, nicht der Schild. Dreist spottet er der Konvention, die einen käuflichen Gegenstand höher einschätzt als das einzige, unersetzliche Leben.

Das Motiv der getäuschten und enttäuschten Freundschaft ist neben dem Motiv des Liebesverrats zentral im Werk des Archilochos. Auf tiefe seelische Verletzungen hat «dieser geniale Lästerer» (Jacob Burckhardt) mit schonungslosen Versatzen geantwortet. Wie er ein grosser Hasser war, so war er auch ein grosser Liebender. Zwar zeigen uns nur ganz geringe

Reste der Überlieferung – rund 300 Fragmente, kleine und kleinste eingerechnet, sind im Ganzen auf uns gekommen – den Dichter als Liebenden, aber in breiter Skala von der wildesten sexuellen Passion bis zur hauchzarten Empfindung, zum durchdringenden Schmerz und zur beseligenden Erlösung: «Unselig liege ich da im Bann der Sehnsucht, / entseelt, von schweren Schmerzen auf Geheiss der Götter / durchbohrt durch die Knochen.»

Ein 1974 erstmals publizierter Papyrus hat unsere Vorstellung von der Spannweite seiner erotischen Dichtung bedeutend erweitert. In Ich-Form erzählt der Dichter, wie er auf einer Blumenwiese ein junges Mädchen dazu bringt, ihn zu erhören. Die letzten zwei Verse lauten: «Und ganz ihren schönen Leib um und um bestastend, / schleuderte warm ich meine Kraft heraus, streichelnd ihr blondes Haar.»

Archilochos erkennt den Menschen als durch und durch «ephemer», das heisst dem Tag unterworfen und seinem Wechsel preisgegeben. Die Natur des Menschen ist der bildenden Kraft der Realität ausgeliefert, dieser ist immer nur das, was die Erfahrungen des Tages aus ihm machen. Das Wirken der Himmlischen ist undurchdringlich und unberechenbar und kann für die Menschen Schrecknisse in Form verstörender Naturereignisse bereithalten. So schildert der Dichter das Unerhörte einer – wahrscheinlich totalen – Sonnenfinsternis (am 6. April 648 v. Chr.) mit der gleichen Ergriffenheit und Bestürzung wie viel später Adalbert Stifter in seiner grossartigen Darstellung der Sonnenfinsternis vom 8. Juli 1842.

Die Echtheit seiner Gefühle, der Mut zur eigenen Meinung, die Fähigkeit, den Leser zu provozieren und zu erschüttern, die zupackende, einfache, aber nie banale Sprache – all diese Vorzüge machen Archilochos zum grossen Dichter. Aus seinen Fragmenten leuchtet ein Gold, das bis in unsere Zeit strahlt.



„Bei diesem Naturkorken haben wir sogar die Eiche dran gelassen ...“



Die Bibel

Erbarmen für wen?

Zu Mose sagt er: Ich werde Erbarmen zeigen, wem ich Erbarmen zeigen will, und Mitleid haben, mit wem ich Mitleid haben will (Römer 9, 15). – Die Frage, wen Gott aus welchen Gründen erwählt oder verwirft, hat die Christenheit stets beschäftigt. Naheliegender ist die Erklärung, gutes Verhalten ziehe Erwählung, schlechtes Verhalten Verwerfung nach sich. Sie ist ein Leitmotiv fast der ganzen Religionsgeschichte. Die Einhaltung von Geboten geniesst deshalb vielfach hohe Priorität. Und zweifellos helfen Gebote, das Leben zu gestalten.

Paulus jedoch baut gegen diese Auffassung eine rüde Front auf. Er beruft sich dabei auf Jesus Christus und auf die jüdische Lehre, aus der er selber stammt. Sein Paradebeispiel sind die Zwillinge Esau und Jakob. Jakob *verseckelt* seinen erstgeborenen Bruder Esau und lüchelt ihm das Vorrecht des Erstgeborenen ab. Unerklärlicherweise setzt auch Gott Esau zurück und bevorzugt Jakob. Das obige Zitat stammt ursprünglich aus der Mosegeschichte (Exodus 33,19) und meint das Gleiche. Und Paulus doppelt mit eigenen Worten nach: *Es liegt also nicht an jemandes Wollen oder Mühen, sondern an Gott, der sein Erbarmen zeigt* (Römer 9,16).

Was kann ich also tun, damit Gott sich meiner erbarmt? Antwort: Nichts. Und wie kann ich vermeiden, dass Gott mich verwirft? Antwort: Du kannst es nicht vermeiden. Das ist schwer verdaulich. Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes tauchen auf. Kein Wunder, behauptete der Asket Pelagius zu Beginn des 5. Jahrhunderts, der Mensch könne sündlos leben und sich das Heil verdienen. Der Pelagianismus wurde zwar verurteilt, blieb jedoch populär. Aber schlucken Sie doch einfach mal diese Botschaft: Du kannst zu deinem Heil nichts beitragen. Nur Gott kann das. Sie kann Wirkungen entfalten. Manche Heilmittel schmecken ja auch seltsam und tun dennoch Gutes.

Peter Ruch



Moby Dick des Sands: der 400 Meter lange Shai-Hulud.

Film

Die Wüste bebt

«Dune» von Frank Herbert gilt als bester Science-Fiction-Roman aller Zeiten. Trotzdem, warum konnte Regisseur Denis Villeneuve nicht einfach die Finger vom Wurm lassen?

Wolfram Knorr

Dune (USA 2021)
Regie: Denis Villeneuve. Mit Timothée Chalamet, Rebecca Ferguson, Oscar Isaac.

Sandbugwellen nähern sich vom Horizont her. Aus dem fließenden Dünenbuckel erhebt sich, wie ein Riesenfisch knapp unter der Wasserlinie, ein Moby Dick des Sands und reißt bedrohlich das riesige Maul auf, ein einziges gewaltiges schwarzes Loch mit weissen Dornen. Es ist der 400 Meter lange Shai-Hulud, ein Sandwurm. Ein King-Kong-artiges Horrorungetüm, zugleich Lieferant des kostbaren «Spice»: eines wertvollen Gewürzes, das den Menschen übermenschliche Fähigkeiten verleiht und ihnen als Treibstoff für die überlichtschnelle Raumfahrt dient.

Das galaktische Imperium, das im 11. Jahrtausend über Tausende besiedelter Planeten

herrscht, ist dem Gewürz auf dem Shai-Hulud-Planeten Arrakis ausgeliefert; es ist die ökonomische Existenzgrundlage. Von den einheimischen Fremem – Nachfahren einer neoislamischen Volksgruppe von der Erde, die längst in Vergessenheit geraten ist – wird das wirbellose Ungetüm verehrt. Wasser ist auf Arrakis so kostbar, dass die Fremem selbst noch ihren Toten und im Kampf Gefallenen sämtliche Flüssigkeit entnehmen.

Auf diesen unwirtlichen Planeten muss Herzog Leto Atrides mitsamt seiner Gefolgschaft auf Befehl des Imperators umziehen. Er soll den Abbau des «Spice» vorantreiben und sich mit dem Wüstenvolk der Fremem arrangieren. Leto ahnt, dass die Umsiedlung eine Intrige des Feudalsystems ist, weil er diesem ein Dorn im Auge ist. Er hat einen ausgeprägten Sinn für soziale Gerechtigkeit und Ökologie, was den Rabulisten-Völkern wie den Sardau-

kar nicht passt. Also werden Leto und seine tolle Gefolgschaft von punkähnlichen Glatzköpfen abgemurkst. Nur Jessica, des Herzogs Konkubine, und Paul, der edle Sohn der beiden, entkommen dem Massaker und werden von Fremem gerettet. Paul, dem messianische Fähigkeiten prophezeit wurden, wird vom Wüstenvolk als «Mahdi» verehrt und Jessica als «Ehrwürdige Mutter».

Religiöses Brimborium

Das ist natürlich – extrem verknappt – nur der erste Teil einer mächtigen Saga, die sechs Bände umfasst und deren Auflagen inzwischen astronomische Höhen erreicht haben. «Der Wüstenplanet», oder «Dune» im Original, übertrifft Tolkiens «Herr der Ringe» und George Martins «Game of Thrones». Aber damit nicht genug. Er gilt laut Umfragen bis heute als bester Science-Fiction-Roman aller Zeiten. Als David

Lynch 1984 «Dune» verfilmte, kam es zu einem neuen Verkaufsschub; nach der Neuverfilmung durch den Frankokanadier Denis Villeneuve («Sicario») dürften die Druckmaschinen abermals heisslaufen.

Aber was, um Himmels willen, ist am «Wüstenplaneten» so ausserordentlich? Wieso gilt ein Romanzyklus, der mit einem bemerkenswert beschränkten Wortschatz auskommt, eher handlungsarm ist und mit dem für dieses Genre üblichen religiös-gralhaften Brimborium, kosmischem Prophezeiungs- und Theosophiegeraune sowie Feierlichkeits- und Sakralisierungspathos, ausgestattet ist, als so aussergewöhnlich? Zugegeben: «Dune» war das erste Epos, das Fantasy mit Science-Fiction (SF) verknüpfte. Aber reicht das, um es gleich zum besten aller SF-Werke zu erklären?

Autor Frank Herbert (1920–1986) war Journalist, TV-Kameramann, Rundfunksprecher und Austerntaucher, ehe er 1963 den ersten Teil von «Dune» publizierte. Darauf kam gleich die SF-Community mit dem Hugo Award, einer angesehenen Auszeichnung. Kommerziell blieb die Crossover-Mär ohne Resonanz. Ein galaktisches Kaiserreich der Zukunft, ein Wüstenplanet mit bizarren Wüstenwürmern und ein Messias – klang prima, aber die Handlungsarmut über 700 Seiten?

Herbert liess sich nicht beirren und produzierte weitere Schwarten: 1969 «Dune Messiah», 1976 «Children of Dune». Der dritte Band erschien in einer Auflage von nur gerade 5000 Exemplaren. Doch dann begann die Mundpropaganda, die «Dune» auf die Bestsellerliste von *Publishers Weekly* hievte. Darauf folgten Talkshows, Interviews, Signierstunden – der Run begann.

Und von dem wollte die Filmbranche, der grösste Wegelagerer am Entertainment-Highway, profitieren. Die Wüste ist grundsätzlich ein verlockender, exotischer Blickfang, dazu Intrigen im galaktischen Raum – und der Wurm. Der Riesenwurm! Anfang der 1970er Jahre war Produzent Arthur P. Jacobs, der mit «Planet of the Apes» (1968) der Gattung ohnehin zugetan

war, ganz heiss auf den Wurm. Im Gespräch als Regisseure waren David Lean («Lawrence of Arabia») und Franklin J. Schaffner («Planet of the Apes»). Doch bevor die Filmrechteverhandlungen abgeschlossen waren, starb Jacobs überraschend.

Also schnappte sich Verleger und Produzent Michel Seydoux den Wurm, mit einer grossen Nummer im Portfolio: Alejandro Jodorowsky. Der Chilene gehört nicht zur konventionellen Regiegilde, sondern zu den Exzentrikern. Mit jedem Film will er das Firmament schlachten («Montana Sacra», 1973); mit «Dune» wollte er das ganze Universum aufreissen (2013 wurde ein Asteroid nach ihm benannt), jedenfalls den «grössten Film aller Zeiten drehen».

Schon die Besetzung liess aufhorchen: Mick Jagger, Orson Welles, Udo Kier; Salvador Dalí sollte den Imperator mimen (100 000 Dollar für jede Auftrittsminute), H. R. Giger Modelle ent-

Frank Herberts «Dune»-Romane blieben kommerziell ohne Resonanz – bis die Mundpropaganda begann.

werfen, Comickünstler Moebius die Bühnenbilder kreieren, Pink Floyd sollten die Musik schreiben – bis ob so viel Masslosigkeit Seydoux kalte Füsse bekam. Das Projekt wurde abgeblasen, Jodorowsky tobte. Er tobte noch mit einem Dok-Film («Jodorowskys Dune», 2013).

Nach Seydoux' Ausstieg krallte sich 1978 Dino De Laurentiis die Rechte und wollte Ridley Scott («Alien») als Regisseur. Nach sieben Monaten schmiss dieser hin und drehte lieber «Blade Runner». Ein weiser Entschluss, denn die Vorlage «Do Androids Dream of Electric Sheep?» von Philip K. Dick ist in jedem Fall anspruchsvoller als der angeblich beste SF-Roman aller Zeiten. Hinzu kam, dass ein anderes Galaxiemärchen mit putzigen Figuren die Kassen klingeln liess, «Star Wars», dessen Schöpfer George Lucas sich auch bei «Dune» bedient hatte (der Planet Tatooine). Es war also nicht nur Eile geboten, auch ein Kontrast zum

Kinderkram musste geschaffen werden, ein Regisseur musste her, der wie Jodorowsky auch ein wenig spinnt.

Da war David Lynch, dessen grausig-genialer Erstling «Eraserhead» (1977) beste Empfehlung dafür war, genau der Richtige. Sein «Dune» (1984) – Laufzeit über fünf Stunden! – war eine Art riesenhafte Vergrösserung einer labyrinthischen Wurmsaga. Im Gegensatz zum «Nibelungen»-Siegfried, der seinen Lindwurm nur abzustecken brauchte, gelingt es dem verspielten Prinz Paul Atreides, die Sandwürmer auf Arrakis als Wüstensurfretter zu benutzen – was die bösen Intriganten und Sado-Kretins sehr wurmt.

Edel raunende Langeweile

Lynchs Film wurde ein grossartiger Murks, er relativierte den penetranten Messias kult des Romans durch seine monströse Horrorpoesie und eine schräge Röhrengotik, bevölkert von genetischen Ekel-Freaks – Lynchs Obsessionen perverser Missbildungsfantasien eben. Nur De Laurentiis kapierte das natürlich nicht, am allerwenigsten die Länge von fünf Stunden. Da ihm der Final Cut zustand, kürzte er das monströse Opus rabiati auf zweieinhalb Stunden; und so klaffen Löcher zwischen Skurrilcomie und Märchenmagie. Der Film wurde ein Flop.

Das Interesse am Sandwurm aber blieb. 2000 machte sich John Harrison, Ex-Assistent der Horrorfilmikone George Romero, an eine TV-Verfilmung. Die Miniserie lief in Deutschland auf Pro Sieben und war totaler Quatsch, was auch für die folgende Miniserie-Version «Children of Dune» (2003) gilt. Noch einmal also gefragt: Was ist an Herberts Saga so magisch, dass auch der angesehene Frankokanadier Villeneuve die Finger von «Dune» nicht lassen konnte?

Herbert schrieb und lebte in der Zeit der Ölkrise, des Kalten Kriegs, des Sektenunwesens, Vietnams, der Flower-Power-Bewegung, des Pazifismus, der Drogen. Daraus bastelte er sein Weltbild, bediente sich bei Klassikern, von der «Odyssee» bis zur Artussage, und erkannte, dass die Wüste die ideale Grundierung für allerlei Metaphorisches bietet: von den Propheten monotheistischer Religionen, die aus der Wüste kamen, bis zum Sand als Menetekel (Trinkwassernot!).

Villeneuve behauptet, «Dune» sei sein Jugendtraum. Deshalb wollte er ihn unbedingt realisieren. Sollte seine Version, die über 150 Millionen Dollar kostete, reüssieren, werden weitere Teile folgen. Der komplette Zyklus auf der Leinwand – ein Traum von Villeneuve? Immerhin ist es ihm gelungen, Spektakel und Symboltiefsinn zu fusionieren. Dennoch bleibt das intergalaktische Heilsgemetzel der Sandwurmbändiger, Gralshüter und Zauberpropheten stellenweise langweilig, so edel raunend es auch daherkommt. Da nützen die ganzen Klimawandelhinweise auch nichts.



Messianische Fähigkeiten: Paul Atreids (Timothée Chalamet) 1. v.r.



Glanzvoll saniert: Tonhalle Zürich.

Klassik Rundum geglückt Manuel Brug

Tonhalle Zürich: Neueröffnung mit Mahlers 3. Sinfonie.

«Projekt Naturbett». So hätte man mit ein wenig Humor, nicht eben eine helvetische Haupteigenschaft, auch ironisch das Unterfangen beschreiben können, das sich in den letzten vier Jahren am Ufer des Zürichsees an einer der teuersten Citylagen der Welt ereignet hat.

Denn damals stimmten drei Viertel der Stadtbevölkerung für eine Renovierung von Kongresshaus und Tonhalle, lange Zeit ein ziemlich vernachlässigtes, schwarzes Architekturloch in Bestlage. Kongresshaus und Tonhalle – in Zürich ist das untrennbar miteinander verbunden, nicht nur bautechnisch. Und deshalb wird jetzt, hinter einer cremefarbenen Gardine, eine Esoterikmesse im Kongresssaal aufgebaut, wo es auch den besagten «Projekt Naturbett»-Stand gibt. Während gleichzeitig im Seefoyer nebenan der Rosé-Sekt für den allgemeinen Schlummertrunk nach neunzig Minuten dichtestem Mahler zur Wiedereröffnung des glanzvoll sanierten Musiktempels perlt.

In der Schweiz liegen Kunst und Kommerz bisweilen sehr nah beieinander, das weiss auch

Ilona Schmiel. Die toughe Norddeutsche, die seit 2014 dem 1868 gegründeten Tonhalle-Orchester vorsteht, das in der Tonhalle nur Hauptmieter ist, muss 50 Prozent ihres Budgets selbst einspielen. Das ist viel für ein Kulturorchester.

Aber sie hat nicht nur den Umzug, auch den geistigen, von Orchester und Publikum in die in einer alten Industriestätte neu errichtete Tonhalle Maag sehr gut gemeistert. Sie hat auch mit dem seit 2019 amtierenden Chefdirigenten Paavo Järvi einen der besten Orchestererzieher der Welt ans Seeufer gezogen. Beide wurden natürlich schnell von der Pandemie ausgebremst.

Jetzt aber hat es Paavo Järvi so richtig schön krachen lassen – mit Mahlers pantheistisch sich plusterndem Riesenkoloss der 3. Sinfonie, der

Man fällt als Hörer förmlich hinein, in einen weichen, plastischen, natürlichen, obertonreichen Klang.

hart und zart, laut und sehr fein sein kann, mit Knaben-Bimbam und Nietzsche-Mezzo-Dämmer, mit weit weg aus dem Treppenhaus leuchtendem Posthornsolo und Wunderhorn-Liedwitz. Und er geht an und über die Grenzen, 163 Mitwirkende fallen fast vom vollgequetschten Podium, vor maskiertem Publikum im zu 100 Prozent ausgelasteten Saal mit 1500 Sitzplätzen.

Gross denken, mit einem Paukenschlag starten – das ist im aktuellen Corona-Aufatmen die richtige Strategie. Die Kultur, besonders der

Klassikbetrieb, muss nicht nur neu anfangen, sondern sich auch in vielem neu erfinden. Muss diverser, durchlässiger, nachhaltiger werden. Zunächst einmal muss aber das immer noch schreckhafte Publikum zurückkommen.

In Zürich reagieren sie darauf, indem auch weiterhin Konzerte keine Pause haben werden, dafür danach zum Austausch mit Musikern, Solisten und Dirigenten geladen wird. So soll das in der Maaghalle deutlich verjüngte Publikum auch an den See gelockt werden. Und man hat jetzt endlich die baulichen Voraussetzungen dafür. Denn drei von vier historischen Säuren, die auch inhaltlich die Spielzeit bestimmen sollen, sind am Gebäude selbst abzulesen.

1895 wurde hinter dem schnörkeligen Show-Restaurant «Trocadéro» der neue Konzertsaal eröffnet. Und wie schon beim Stadttheater schräg vis-à-vis über den See, das heute das Opernhaus ist, kam der damals europaweit erfolgreichste Kulturbauten-Manufakturbetrieb zum Zug, das Wiener Architektenduo Fellner & Helmer, im festlich-schlichten Neorenaissancestil.

Das «Trocadéro» wurde 1939 für die Landesausstellung abgerissen. Die Tonhalle und ihr Kleiner Saal wurden für die Neubauten der Kongresshalle beschnitten, die Restfassaden verschalt. Die Üppigkeit innen hat man vielfach grau übermalt, das überstand auch die grosse Renovierung von 1985, die immer neue, stilistisch hässliche Details in den Komplex brachte.

Abriss oder Renovation, das war schliesslich die Frage, denn die Substanz war irgendwann marode. Man hat renoviert. Und wie schön!

Schlanke 170 Millionen Franken hat es gekostet. Das Verbrechen des Panorama-Saals, der den unbezahlbaren Seeblick versperrte, wurde beseitigt, dort steht jetzt ein schicker Restaurant-Pavillon. Die auf der zum Ufer abfallenden Treppe im Sommer ihren Apéro Schlürfenden sind bereits zu erahnen.

Man wandelt jetzt frohgestimmt zwanglos zwischen 1895 und 1937: hier Goldluster und Marmorsäulen in schimmerndem Halbdunkel, dort Rauten-Sgraffiti, asymmetrische Fliesen und Dschungelpflanzen-Glashaus. Das alles hat nun, mit ganz wenigen Verweisen auf das 21. Jahrhundert, Tonhalle-Stempel und -Siegel. Es ist so originär wie originell.

Die Tonhalle war immer schon einer der akustisch optimalen Konzertsäle, trotz ihrer vergleichsweise kleinen Kubatur, Nun wurde sie von den bewährten Münchner Ton-Couturiers Müller-BBM noch einmal poliert. Das Podium ist 20 Zentimeter niedriger und – alles ist edelste Zimmermannsarbeit – komplett mit schwingendem Holzparkett unterlegt.

So tönt das eben anders, dunkler, ehrlicher als viele der neuen, glasklar computerberechneten Säle. «Projekt Naturbett» eben.



Schüchtern hinter dem Visier der Arroganz: Fahrer-Legende Schumacher.

Film Das letzte Rennen

Michael Bahnerth

Schumacher (D, 2021): Dokumentarfilm von Vanessa Nöcker, Michael Wech, Hans-Bruno Kammertöns. Netflix.

Er war der Beste seiner Zeit, der Schnellste, der Umstrittenste: Michael Schumacher. Eine eindrückliche Dokumentation fährt seinem Leben entlang, vorbei an Siegen und Niederlagen, beantwortet viele Fragen, nur die eine nicht: Wie viel Leben kurvt noch durch sein Hirn? Sogar

Hoffnung kann ein Drama sein. Weil sie zuletzt stirbt, oder auch nie, weil sie lebendig bleibt, auch wenn sie sich nach Tod anfühlt. Der 29. Dezember 2013 war im französischen Skiort Méribel ein sonniger Tag. Der ehemalige Rennfahrer Michael Schumacher ging Ski fahren, obwohl der Schnee nicht optimal war, wie er sagte, und er überlegte, ob er nicht besser in seinen Privatjet steigen, nach Dubai fliegen und dort Fallschirmspringen sollte.

Er fuhr zwischen den Pisten Biche und Chamois, einer blauen und einer roten, in einem sanften Tiefschnee, es ist nur ein kurzes Stück Gefälle, durchsetzt von ein paar Felsen und Steinen, das an seinem Ende wieder in die Pisten mündet. Schumacher fuhr los, nahm Tempo auf, begann seine Schwünge, blieb an einem Stein hängen, fiel mit dem Kopf auf einen anderen, erlitt ein schweres Schädel-Hirn-Trauma, und seit dieser letzten Kurve ist bei der Familie Schumacher die Hoffnung lebendiger als Michael selbst.

Seit letzter Woche lebt er ein wenig auf, nicht physisch, sondern in einer grossartigen, fast zweistündigen Dokumentation auf Netflix. Sie ist eine Hommage an sein Wirken als einer der besten Rennfahrer, die je durch diese Welt brausten. Es ist ein Leben mit unzähligen Siegen und nur einer nicht enden wollenden Niederlage.

Ganz am Schluss der Doku kommt sein Sohn Mick, inzwischen ebenfalls Formel-1-Pilot, zu Wort. Sitzt da in schwarzem T-Shirt und mit blonden Haaren, ein junges, durchtrainiertes Leben, das wie unsterblich scheint, aber spricht wie ein Motor, der immer wieder aussetzt. Er stellt sich vor, wie es wäre, wenn er mit seinem Vater sprechen könnte über die Kunst womöglich, einen F-1-Boliden im Grenzbereich zu beherrschen, über das Einssein mit dem Fahrzeug, vielleicht auch über den Tod, der mitfährt, und ohne den das Gefühl des gesteigerten Lebens, das man hat, wenn man mit aberwitzigen 240 Stundenkilometern durch eine langgezogene Kurve fliegt, ohne den Boden zu verlassen, nicht auf Touren kommt. «Es wäre . . . so cool», sagt er – und nach einer Pause: «Ich würde alles aufgeben dafür.»

Das Geheimnis um den Gesundheitszustand jenes Mannes, der ein liebenswerter Mensch war, wenn er keinen Helm und Rennanzug trug, und ein rücksichtsloser, wenn er einen Rennwagen fuhr, der seine Schüchternheit hinter einem Visier des Arroganten verbarg, der auf den Pisten Gegner abschoss, um nicht zu verlieren, und später gemeinsam mit einigen von ihnen Bacardi-Cola trank, Karaoke sang – immer Sinatras «I did it my way» – und Zigarren rauchte, bleibt weiter.

Man weiss jetzt nur, dass er nicht sprechen kann, offenbar. Mehr nicht. Da liegt eine unsterbliche Legende, ein bisschen noch am Leben. Jeder Tag sind Kurven auf einem Cir-



cuit, der keine Rundenzahl kennt, vielleicht nicht einmal einen Zielstrich. Seine Frau Corinna sagt: «Er hat uns immer beschützt. Jetzt beschützen wir Michael.»

Die Doku ist eine Fahrt durch sein Leben und eine Annäherung an seine Kunst, in den Grenzbereichen der Physik einen Rennwagen so zu beherrschen wie kein anderer. Er war der Mozart der Geschwindigkeit. Es ist auch das Porträt eines Mannes, von dem der ehemalige Rennfahrer Mark Webber sagt, dass Schumacher einen fast paranoiden Hang zur Perfektion gehabt habe. Schumachers Grundzustand des Seins hing stets von der Tauglichkeit seines Rennautos ab.

Nachdem er schon zweimal als junger Mann mit Benetton Weltmeister geworden war, wechselte er zu Ferrari, das den andern Boliden und seiner eigenen Legende nur noch hinterherfuhr. Er entwickelte die lahme rote Ente mit einer pausenlosen manischen Akribie, manchmal konnte er schneller zu Fuss gehen, als der Ferrari fuhr, aber ab 2000 war das Auto wie Schumacher, ziemlich perfekt, und er wurde mit der Scuderia noch fünfmal Weltmeister und zu einem Halbgott.

Unvergessen seine Duelle mit Senna, Prost, Mansell, mit Hill, Villeneuve, Häkkinen. Unvergessen seine unvergesslichsten Runden, als er fuhr wie von einem anderen Stern, wie ein Gott unter Sterblichen. 1996 in Barcelona in einem lausigen Ferrari, es regnete in Strömen, und ein schlechtes Auto ist auch im Regen schlecht, aber Schumi fuhr, als ob die Piste trocken sei. Oder 1998 in Spa, ebenfalls bei nasser Strecke, als er Coulthard überrunden wollte, der auf der Ideallinie vor sich hinschlich. In der Gischt sah ihn Schumacher nicht, dachte, der sei im Irgendwo neben der Ideallinie, fuhr auf Coulthards Hinterrad und verlor sein rechtes Vorderrad. Was dann folgte, war eine Sternstunde. Schumacher war auf drei Rädern immer noch schneller als Coulthard auf vier. Michael Schumacher: In 21 Jahren Formel 1 307 Starts, 91 Siege, 155 Podestplätze, 68 Poles, 77 schnellste Runden, ein Beinbruch. Und ein fataler Fehler beim Skifahren. Jenem, dem alles gegeben wurde, wurde alles genommen, und man weiss nicht, ob er noch fähig ist, Hoffnung zu verspüren.

Theater

Prügel für die Herren der Schöpfung

Thomas Würdehoff

Kurze Interviews mit fiesen Männern: Nach David Foster Wallace. Schauspielhaus Zürich.

Der Besuch der alten Dame: Von Friedrich Dürrenmatt. Schauspielhaus Zürich.

Um es gleich vorwegzunehmen: Der Skandal ist ausgefallen. Und es war gewarnt worden: Frühempörte, Angsterfüllte, Medien und das Schauspielhaus selbst hatten in unterschiedlichen Tonlagen darauf hingewiesen, dass es bei der inszenierten Textsammlung «Kurze Interviews mit fiesen Männern» nach David Foster Wallace zu explizitem Live-Sex und «verbaler Gewalt» kommen würde. Zu sehen war dann schliesslich Theater, das den Versuch unternahm, seine ästhetischen Möglichkeiten auszureizen, um nach der Erstarrung der pandemischen Monate wieder mal echte Relevanz zu spüren. «Netflix ödet irgendwann auch an», hatte Intendant Nicolas Stemann in einem Interview genörgelt. «Theater dagegen ist in jeder einzelnen Aufführung einmalig – und ein Fest.» Dieser Satz machte Hoffnung auf saftiges Theater.

Schon vor Beginn der Veranstaltung im Zürcher Schiffbau geht die Inszenierung in die Vollen. Betreten wird der Zuschauerraum über die Hinterbühne und die rückwärtige Ansicht eines Settings irgendwo zwischen Hotel-Flur und Ladenlokal. Männer liegen wie leblos auf dem Gang, einen von ihnen mit quitten-gelbem Cowboyhut und einer orange leuchtenden Plastikpistole hat es wohl beim Heraus-kriechen aus einer Lüftungsanlage irgendwie erwischt. Ein Schaufenster gibt den Blick frei auf ein nacktes Paar, das sich in Liebesakrobatik übt. Gerade ist der Mann dabei, sich den Scham-lippen seiner Partnerin zuzuwenden. Die beiden versehen ihren Job mit Hingabe und Um-sicht. Doch Frauen, Männer, Betagte und Youngster (der Besuch der Vorstellung ist erst ab 18 Jahren gestattet) werfen beim Betreten des Theaters im Vorübergehen allenfalls einen bei-läufigen Blick auf das Gerammel und flanieren dann plaudernd zu ihren Plätzen.

Sicherlich spielt bei dieser Gelassenheit auch Scham eine Rolle – ein Mindestmass an Wohl-anständigkeit muss auch die abgebrühteste Abonnentin wahren. Doch auch den bereits im Saal Sitzenden entfährt nicht mal der Ansatz eines gereizten Kommentars. Schliesslich ist, was man dort im Kämmerlein sehen kann, halt auch nur Theater. Der Koitus hinter Glas bleibt immer Inszenierung – eine Inszenierung, die ohnehin keinen Tabubruch mehr darstellt.



Hoffnung auf saftiges Theater: «Kurze Interviews mit fiesen Männern».

Eigentlich geht es ja an diesem Abend um das verstümmelte Verhältnis von Männern zu Frauen, um das unlösbare Problem, das Männer mit den Ansprüchen, die sie an sich selbst stellen, haben, ihr bizarres Scheitern an der Frau und am Missverstehen weiblicher Sexualität.

Schon zu Beginn des Abends konnte man erwarten, dass es hier um den «fiesen» Mann ging, kurz, dass es Prügel für die Herren der Schöpfung setzen würde. Die Männer in diesen Texten von Wallace sind aber nicht unbedingt aktiv «fies» – sie mögen befremdlich oder auch abstossend in ihrer Ahnungslosigkeit und Hilfslosigkeit wirken, doch an diesem Abend, der

Bisweilen rattern gerade auch die satirischen Szenen in kreischendem Comic-Aktionismus ins Leere.

von der lettisch-amerikanischen Regisseurin Yana Ross in Szene gesetzt wurde, sind sie auch immer Opfer ihrer verquerten gesellschaftlichen Disposition. Verzweifelte Männer auf tragisch-grotesken Holzwegen.

Das ist oft beeindruckend, weil das Ensemble bewunderungswürdig beweglich im Rollen-

Switch agiert (Michael Neuenschwander kreiert dabei eine schier unaushaltbare Intensität), bisweilen aber rattern gerade auch die satirischen Szenen in kreischendem Comic-Aktionismus ins Leere. Irgendwann fühlt man sich wie beim Zappen vor dem heimischen TV: Denn bei den «Kurzen Interviews» werden nur Schlaglichter auf Männer und Frauen geworfen. Individuelle Figuren ergeben sich daraus nicht, nur in Fetzen präsentierte Verhaltensweisen, die sich jeder und jede anders zusammensetzen kann.

«Alte Dame» als Zwei-Personen-Stück

Anders und doch ähnlich geht der Hausherr mit seiner Inszenierung des «Besuchs der alten Dame», immerhin ein 65 Jahre altes Schlachtröss des Theaters, ein paar Tage später ans Werk. Dort wird zwar die Textfassung des Autors integral aufgeführt, doch geistern die Figuren von Dürrenmatts Tragikomödie einzig zwischen Sebastian Rudolph und Patrycia Ziólkowska hin und her.

Die Sätze von Claire Zachanassian liegen mal bei ihr, mal bei ihm, mit Alfred Ill und allen weiteren Rollen spielen die beiden Schauspieler ein brillantes Pingpong – durchsetzt mit geistesgegenwärtigen und manchmal wit-

zigen Impromptus mit dem Publikum. Chapeau dafür! Das ist zunächst ungewöhnlich zu erleben, nicht ohne Reiz, denn die Konzentration bewegt sich plötzlich auf ungewohnten Pfaden.

Doch auch hier: Irgendwann nach einer Stunde hat man das Prinzip intus. Man möchte dann nicht nur eine grelle Aktion oder scharfkantige Fragmente ausschnittsweise erleben – immer mehr sehnt man sich nach lebensgrossen Figuren, deren Biografie beleuchtet und mit all ihren Widersprüchen erzählt wird. Die man hassen kann. Die man lieben kann. Deren Fehler und Dummheiten bewegen.

Für diese Geschichten wünscht man dem Theater heissblütige Kontakte zu Autorinnen, Dramatikern und Leuten, die, wie etwa Dürrenmatt, Sibylle Berg, Richard Nelson und viele andere, auch mal fette Storys erzählen.

So prall, wie sie manchmal auch bei Netflix zu sehen sind.

Politik

Ein schöner Land

Benjamin Bögli

Wahlkampfvideos der deutschen Parteien.
Auf Youtube abrufbar.

«Equalizer»-Effekt — Die kleinste der vier grössten Parteien macht mit dem optisch ausgefallensten Spot Wahlkampf. Als stünde Gangsta-Filmer Antoine Fuqua, der mit «The Equalizer» Kasse machte, hinter der Kamera, inszeniert die FDP ihren Chef Christian Lindner in einem visuellen Stakkato, das Dynamik erzeugen soll – und dazu noch in Schwarzweiss. Der Slogan «Nie gab es mehr zu tun» stimmt zwar eindeutig nicht, vermittelt aber die «Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt»-Botschaft der Partei auf griffige Weise.

Ken-Loach-Ernsthaftigkeit — «Mein Vater war Bergmann», begrüsst Parteichef und CDU-Kanzlerkandidat Armin Laschet die Wählerschaft. Er will damit nicht etwa sagen, dass sein alter Herr die schwedische Regielegende Ingmar Bergman war, sondern, dass er einer ist, der von unten kommt. Seine hochseriöse No-Bullshit-Attitüde erinnert etwas an den britischen Sozialfilmer Ken Loach, der sich stets und nicht ganz ohne Pathos mit der Arbeiterschaft solidarisiert. «Deutschland gemeinsam machen», lautet Laschets rätselhaftes Wahlmotto – gemacht ist sein Land ja eigentlich schon.

«Good Bye, Lenin!»-Kopie — Die Linke versucht es auf die originelle Art. Die fünftgrösste Partei verdreht die Idee des Filmhits «Good Bye, Lenin!» und zeigt einen leicht verwirrten

Progressiven, der die sechzehn Merkel-Jahre verpasst hat und überrascht feststellt, dass die «Schere zwischen Arm und Reich» immer noch besteht, sein Land nach wie vor Waffenexporte tätigt und Hartz IV noch aktuell ist. «Sechzehn Jahre: genug Zeit verloren. Macht das Land gerecht», heisst es schliesslich. Die Partei fordert in ihrem perfekt getimten Wahlspot, wie es sich für sie gehört, mehr Leninismus.

«Lost in Translation» — Die SPD und ihr Kanzlerkandidat auf der Überholspur, Olaf Scholz, werben auf sanfte Weise. Es ist der stillste Wahlspot, und er greift die Atmosphäre von Sofia Coppolas zart-bittersüßem Melancholiespiel «Lost in Translation» auf. In unaufdringliche Farben gehüllt, wirkt Scholz im Film tatsächlich ein bisschen verloren, aber keineswegs unsympathisch. Das Charisma Bill Murrays fehlt ihm dann allerdings. Und das Versprechen «Scholz packt das an» passt nicht so recht zur noblen Zurückhaltung.

Wes-Anderson-Chic — Die von allen anderen Parteien verhasste AfD, immerhin drittstärkste Kraft im Land, wagt den Slogan «Deutschland. Aber normal». Das Normale sei heute etwas ganz Besonderes, teilen die Polit-Werber den Zuschauern mit. Optisch ist der Spot irgendwo zwischen staubig und avantgardistisch gehalten; fast scheint es so, als habe man sich beim Meister dieses Fachs, Wes Anderson, und seinen «Royal Tenenbaums» bedient – schrulliger Grossvater inklusive.

Larson-Multikulti — Die kleinste Partei im Bundestag, Bündnis 90/Die Grünen und ihre bisher glücklose Kanzlerkandidatin Annalena Baerbock gingen mit einem eingängigen Musikvideo voller Sozialkitsch ins Wahlrennen: «Ein schöner Land» heisst es und ist textlich auch sonst nicht besonders geglückt. «Ohne Fax geht so viel mehr, Bildung und Löhne endlich fair», reimt es aus den Mündern der auserlesenen Multikulti-Sängertruppe. Dem weissbärtigen Grossvater wird im Spot, der in seinen besten Momenten einen Hauch von Jonathan Larsons berühmtem Musical «Rent» verströmt, allerdings auch hier, nicht nur im AfD-Video, gehuldigt.



Jazz

Me, Myself and I

Peter Rüedi

Nils Landgren Solo: Nature Boy. ACT 9938-2

Es gibt kaum ein Instrument, das der menschlichen Stimme so nah ist wie das mächtigste und, entsprechend eingesetzt, gewalttätigste aller Blechhörner. Sein krachender Einsatz im alten Jazz (unvergessen Kid Ory, der Meister aller Klassen auf der sogenannten *tailgate trombone*) beschwor noch seine biblischen Vorgänger, die Posaunen von Jericho.

Daneben aber offenbarte das Instrument eine andere Seele, wenn einer die nur zu wecken verstand: eine sangbare, weiche, serene Seite. Posaunisten waren immer kongeniale Partner von Sängerinnen (unvergessen Urbie Green auf Billie Holidays Spätwerk «I'm a Fool to Want You»). Wenig erstaunlich, dass Posaunisten zuweilen in Personalunion auch Sänger waren, als einer der Ersten Louis Armstrongs butterweich glissandierender Partner Jack Teagarden.

In diese Linie gehört auch einer der herausragendsten Posaunisten der Gegenwart, der Schwede Nils Landgren, 65. Er pflegt mit seiner Funk Unit die Kunst der linken Geraden, sozusagen, aber er ist eben auch ein Sänger und als solcher ein Liebhaber von Balladen und Volksliedern.

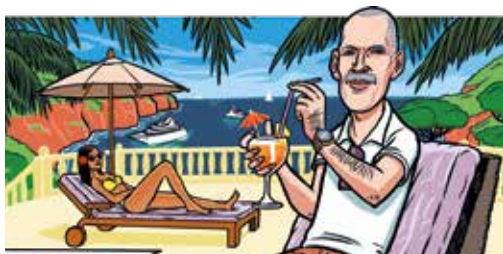
Jetzt ist er das für einen Posaunisten letztmögliche Wagnis eingegangen und hat in einer Kirche nahe seinem Wohnort ein ganzes Album aufgenommen, vierzehn Standards und Kultstücke schwedischer Folklore, ausschliesslich er und seine Posaune solo.

Mit den ersten Tönen glaubte ich ein Alphorn zu hören, dann wächst es im Hallraum der schwedischen Kirche ins Hymnische. Im Titelsong «Nature Boy», einem bewegenden Klassiker aus Nat King Coles vierziger Jahren, bricht der Klang in den hohen Lagen in den Sehnsuchtsüberhang eines Waldhorns oder *French horn*.

Aber in welchen Bereichen ihrer Möglichkeiten immer: Landgrens Posaune ist sich selbst genug. Und die (durchwegs kurz gehaltenen) Songs sind das auch (darunter zwei von Duke Ellington, einer davon, versteht sich, der Titel «Solitude») – das seinerzeit schon von Stan Getz entdeckte schwedische Folklore-Kultstück «Värmlandsvisan» oder das deutsche Lied «Der Mond ist aufgegangen».

Will sagen: Landgren, der auf seinem Instrument alles kann, verzichtet auf improvisatorische Extravaganzen. Er singt (wenn auch ausschliesslich auf seinem Instrument). *He sings the song*. Das ist vielleicht nur bedingt «Jazz». Aber es ist hinreissend und herzausreissend.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Bären

Mark van Huisseling

Kürzlich nahm ich an einem Klassentreffen teil; der Anlass war, dass die Schülerinnen und Schüler der Klasse 1b vor vierzig Jahren die Sekundarschule Brünnen abgeschlossen hatten. Es macht Spass oder ist wenigstens interessant zu hören und zu sehen, was aus ehemaligen Klassenkameraden geworden ist. Davon abgesehen verbringt man Zeit mit Menschen, die man sich nicht selbst ausgesucht hat. Was eine Erfahrung ist, die MvH seit dem Ende seiner Militärdienstpflicht beziehungsweise dem Beginn seiner beruflichen Tätigkeit als freischaffender Journalist (1998 ebenfalls), zwar selten vermisst, aber eben auch kaum mehr macht.

Um eine Erkenntnis aus dem Song «San Diego Serenade» von Tom Waits wiederzugeben: «I never saw my hometown until I stayed away too long», ich sah meinen Heimatort nicht, bis ich zu lange wegblieb. Mit anderen Worten – endlich habe ich Einblicke erhalten, die mir helfen, Bern zu verstehen (regelmässige Leserinnen und Leser wissen's schon, Ihr Kolumnist ist in der Bundesstadt aufgewachsen).

Damit meine ich zum Beispiel, weshalb es die Reitschule noch immer gibt beziehungsweise weshalb die Mehrheit der Stimmberechtigten bisher fünf Versuche, das Kulturzentrum ohne Steuergelder zu betreiben, also zu schliessen, ablehnte. Oder warum seinerzeit 75 Prozent ja sagten zu einem Standplatz für Jenische, Sinti und Roma in Buech, im Westen der Stadt («Der Betrieb ist eine Herausforderung», steht in einer Broschüre der Direktion für Bildung, Soziales und Sport). Kurz, was dazu führt, dass das (Dunkel-)Rot-(Super-)Grün-Mitte-Bündnis, mit einem Frauenanteil von fast 70 Prozent, im Berner

Stadtparlament seine Mehrheit über lange Jahre hält, ach was: festigt. Antworten gab's während des Treffens, das im «O bolles» stattfand; David, ein ehemaliger Mitschüler, ist seit 24 Jahren Mitbetreiber des (empfehlenswerten) Restaurants. Dieses befindet sich am Bollwerk – vis-à-vis der Reitschule sowie zwischen zwei Klubs und einem Covid-19-Testzentrum –, weshalb immer wieder Nichtgeladene in das an diesem Abend der geschlossenen Gesellschaft vorbehaltene Lokal traten. Eine Randständige etwa, die den Wirt um zwanzig Franken «Vorschuss» bat (er gab ihr zehn, schrieb den Betrag auf eine Liste, auf der bereits zahlreiche Einträge standen, und das Geld ab, wie er mir sagte). Sowie junge Leute, Partygängerinnen und/oder Auf-den-Test-Wartende, die fragten, ob sie die Toiletten benutzen dürften (sie durften) respektive Zigaretten kaufen (sie wurden auf einen Automaten in der Ecke aufmerksam gemacht).

Ich erzählte, dass ich in Zürich andere Erfahrungen gemacht habe: «Toilette? Nur für Gäste. Zigaretten? Rückmeldung tagesformabhängig. Bargeld-<Vorschuss>? <F... di.>» – «Iu, aber wo söue si de hänägah?», ja, aber wo wollen sie denn hingehen, entgegnete Dävu, der Restaurantbetreiber, und die, die uns zugehört hatten, waren mit ihm einig. Dieselbe Antwort, nebenbei erwähnt, gaben ehemalige Mitschüler, mit denen ich sprach, wenn's um einen Platz für Reitschulbesucherinnen und -Benutzer beziehungsweise für Jenische, Sinti und Roma ging.

Je später der Abend, desto schöner die Themen – wir begingen das Feld der finanziellen Vorsorge im Alter und dass diese für viele

«Endlich habe ich Einblicke erhalten, die mir helfen, Bern zu verstehen.»

voraussichtlich nicht reichen werde. *Yours truly* legte in der Folge seine Vermögensbildung/Gegenmassnahmen für diesen Fall offen (Anlagen in Immobilien, Unternehmensanleihen, Aktien, ein bisschen Kunst, weil's schön aussieht und ein wenig Krypto, man weiss ja nie). Worauf in Zürich erfahrungsgemäss die Gewichtung kommentiert wird (oder ein Depotergänzungstipp abgegeben). In Bern dagegen lautete das Feedback: «Märku, du bisch ä Spe-

kulant.» Und das sei nicht gut – da Geld, das ein solcher gewinne, zwingend ein anderer verliere.

Ihnen kann ich's ja sagen. Ich denke nicht, dass Bern recht hat und Zürich falschliegt, Bären edel und Löwen schlecht sind. Das Berner Modell kann bestehen, solange jemand anderes dafür zahlt (Zürcher Unternehmen zum Beispiel). Was ich aber anerkenne: Die *nimby*-Haltung, *not in my backyard*, nicht in meinem Vorgarten, scheint bei mittelalten Bernerinnen und Bernern tatsächlich weniger ausgeprägt zu sein als in Zürich. Und davor ziehe ich meinen Hut.



UNTEN DURCH Eichhörnchen

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno hat auf seinem Balkon ein Kästchen mit Haselnüssen für die Eichhörnchen hingestellt. Dieses Kästchen hat ein Deckelchen, das sich anheben lässt. Die Hersteller des Kästchens gingen davon aus, dass ein cleveres Eichhörnchen nach kurzer Untersuchung des Kästchens das Gesetz der Hebelwirkung entdecken und mit seinem Köpfchen das Deckelchen hochheben wird, um sich ein Nüsschen zu schnappen. Brunos Balkon wird von zwei Eichhörnchen besucht, und sie sind beide wirklich *schnügermässig schnusig*, sooo süss! Aber es lässt sich nicht verleugnen, dass für das eine von ihnen das Gesetz der Hebelwirkung wohl für immer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird.

Bruno und ich beobachteten vom Wohnzimmer aus sehr genau, wie dieses Eichhörnchen, das ein wenig kleiner und schwächlicher ist als das andere, an dem Problem intellektuell scheiterte. Zuerst beschnüffelte es den Deckel des Kästchens ausführlich. Es wollte ganz genau wissen, wonach dieses geheimnisvolle Objekt riecht. Irgendwann merkte es, dass der

Deckel – wie zu erwarten war – vor allem nach den Haselnüssen roch, die im Innern des Kästchens lagen. Nun begann das Eichhörnchen, an einer Ecke des mit Blech gegen die Witterung geschützten Deckels herumzuknabbern, so als sei der Deckel eine Haselnuss. Es sah beim Knabbern gleichzeitig süß und ein wenig ... nun ja, geistesabwesend aus. Nach langem, natürlich erfolglosem Geknabbere hatte das Eichhörnchen plötzlich eine Idee: Es sprang auf den Deckel und setzte sich darauf. Das war natürlich so ziemlich das Gegenteil von «Erkennen der Hebelwirkung». Nach einer Weile merkte das Eichhörnchen, dass es irgendetwas falsch machte, und es beschloss, den Fehler einfach zu wiederholen: Vielleicht liess der Fehler sich ja durch Wiederholung beseitigen! Es sprang vom Deckel runter, dann wieder drauf, dann wieder runter und so weiter.

Jetzt wurde es für Bruno und mich ein wenig langweilig. Wir überlegten uns, ob wir das Eichhörnchen fangen und es für zwei Minuten in die Tiefkühltruhe legen und dann retten sollten, und die Rettung würden wir dann filmen und auf Youtube veröffentlichen unter dem Titel «INCREDIBLE SQUIRREL RESCUED FROM GETTING A COLD IN DEEP FREEZER».

Bruno hatte schon das kleine Fischfangnetz geholt, das er aus seinen Kreta-Ferien mitgebracht hatte, und wir waren bereit, auf den Balkon zu stürmen und das Eichhörnchen zu fangen. Aber in diesem Moment kletterte das zweite Eichhörnchen auf den Balkon. Ich will es kurz machen: Dieses Eichhörnchen schaute sich das Nusskästchen nur einmal kurz an und entwickelte dann sogleich die Theorie, dass sich der Deckel durch die Einwirkung einer nach oben gerichteten Kraft aus seiner Ruheposition um 45 Grad verschieben liess. Durch ein Experiment überprüfte es die Theorie auf ihre Übereinstimmung mit der physikalischen Wirklichkeit. Bereits nach einer Minute knabberte es an einer Haselnuss.

Es war Bruno und mir völlig klar, dass dieses Eichhörnchen ein natürliches Verständnis für Hebelkräfte besass, eine natürliche Begabung für alles Technische. Das andere hingegen war vielleicht eher emotional begabt. Mit ihm konnte man über Probleme reden, sofern es keine technischen waren. Sicherlich war dieses andere, schwächere Eichhörnchen auch sehr gut im Vergraben von Nüssen und im Aufräumen des

Eichhörnchennestes. Aber die Sache mit dem Deckel kapierte es einfach nicht. Bruno und ich fragten uns, wie es in der freien Natur überleben konnte, in der es ja keine Quotenregelungen gibt.

Wir mutmassten, dass das technisch versierte Eichhörnchen es vielleicht mit Futter versorgte im Austausch gegen emotionale Geborgenheit. Wie auch immer: Sie sind beide so knuddelig megaherzig, *so cutely oversweet*, dass man sowohl die anerzogenen wie die natürlichen Unterschiede zwischen ihnen fast vergisst!



FAST VERLIEBT

Was man wert ist

Claudia Schumacher

Ich wohne oberhalb einer Pommesbude und einer Eisdiele – ein Kindheitstraum. Geführt werden beide Läden von sehr netten Menschen, besonders toll finde ich aber die Besitzerin der Eisdiele.

Nicht nur, weil sie Obdachlosen umsonst Eis gibt und der Stammkundschaft stets mit ihrer verrauchten Stimme ein «Pass auf dich auf, Schätzchen!» hinterherruft, nein: Diese Frau ist für mich ein leuchtender Stern, weil sie ganz offensichtlich über ein stabiles Selbstwertgefühl verfügt. Und sie ist: zufrieden.

Sie hat als Gastronomin während der Pandemie eine schwierige Zeit durchgemacht, aber diese Frau steht vor ihrer Eisdiele, scherzt mit den Leuten, lässt gerne auch mal ihr Bäuchlein unten aus dem T-Shirt hängen; macht doch nichts. Dass sie gut dreissig Kilo mehr wiegt als die meisten Frauen in der Werbung, ist ihr herzlich egal. Sie weiss, wer sie ist. Sie hat seit vielen Jahren einen Mann. Die zwei haben ein Kind, einen Hund, ein Hochbeet. Das alles steht auf so stabilen Beinen wie die Eisdielebesitzerin selbst.

Ich wünschte, die eine oder andere meiner Singlefreundinnen könnte sich eine Scheibe abschneiden von dieser Frau. Denn ihr Beispiel zeigt, worauf es im Leben und auch in der Liebe ankommt: dass man sich wohl fühlt mit sich selbst.

Zwei meiner Freundinnen sind seit vielen Jahren Singles, ohne es sein zu wollen. Die eine andauernd, die andere datet gelegentlich, landet auch mal in einer kurzen Beziehung, aber nie wird etwas daraus. Rein objektiv betrachtet, haben beide viel zu bieten. Sie verfügen über einen Uni-Abschluss, die eine hat sogar promoviert. Sie sind finanziell unabhängig, kulturell interessiert, vielseitig begeisterungsfähig, unternehmungslustig und gesund.

Die eine aber traut sich kaum an Männer heran, verstummt auf jeder Party, weil sie sich unattraktiv fühlt. Sie ist ein bisschen kräftig, ja, sie ist kein Model. Wagen wir den Vergleich mit der Eisdielebesitzerin, dann ist meine Freundin schlanker als diese – und doch wirkt die Eisdielebesitzerin tatsächlich attraktiver. Das liegt nun keineswegs am Äusseren, sondern einzig und allein daran, dass sie selbstbewusst ist – und meine tolle Freundin leider nicht.

Meine andere Freundin sieht aus wie ein Filmstar, aber wenn es bei ihr wieder nicht klappt mit einem Mann, steht sie ebenfalls als Erstes vor dem Spiegel und fragt sich, ob sie überhaupt attraktiv sei. Es ist unglaublich, wie sehr manche Frauen immer noch ihr Selbstwertgefühl von der Optik abhängig machen – die Frage, ob sie dabei verzweifeln, hat wenig damit zu tun, wie sie wirklich aussehen. Das Gefühl, nicht zu genügen, sitzt meistens tiefer.

Die Frage, was sie falsch machen, steht meinen zwei Freundinnen oft ins Gesicht geschrieben, und ich glaube: Das Einzige, was sie falsch machen, ist, sich dauernd diese Frage zu stellen.



Ein wahrer Krimi

Universen der Hoffnung

Ich träume von unbekannten Welten, von den fernsten Sonnen und unbefleckten Planeten.



Der letzte Zufluchtsort.

Manchmal bedrängt einen die Welt so, dass es auf ihr keinen Fluchtort mehr zu geben scheint. Keine Insel in fernen Meeren, kein Gipfel eines Gebirges, kein abgeschiedenes Hotel, keine Schönheit ist entfernt und sicher genug, um der gesteigerten Betriebsamkeit der Erde zu entgehen; ihrem Ächzen beim Drehen um sich selbst und dem zunehmenden Schwindel dabei, ihrem Gezänk, dem Gedöns ihrer Bewohner, dem eigenen Umherstraucheln auf ihr.

Die Weiten des Weltalls sind dann der letzte Zufluchtsort, dieser unermessliche Raum, diese scheinbar unendliche Zeit, die Zentrifugalkraft, die Gravitation werden zu einer Reise hin zu Universen der Hoffnung. Ich rede nicht von der neuen Marotte superreicher, alternder Männer, sich einen Jungbrunnen-Kurztrip ins All zu leisten und an seinen Rändern kurz in der Schwerelosigkeit zu baden wie Dagobert Duck im Geld.

Pilot Hawking

Ich träume von unbekannten Welten, von den fernsten Sonnen und unbefleckten Planeten. Ich gelange nicht allein zu ihnen, ich brauche einen Piloten in meinem Raumschiff, und mein Pilot ist der verstorbene Astrophysiker Stephen Hawking, dieser Kosmos von Mensch, der den grössten Teil seines Lebens praktisch bewegungslos in einem Rollstuhl verbrachte und deshalb nur seinen Geist auf Reisen schicken konnte. Und diesen Geist schickte er weiter als alle anderen auf diesem Planeten.

Er war davon überzeugt, dass wir, das Menschengeschlecht, im Irgendwann der Zukunft die Erde werden verlassen müssen. Nicht erst in vielleicht sechs Milliarden Jahren, wenn die Sonne ihren Brennstoff aufgebraucht hat, sich aufbläht und uns dann grillt, bevor sie in einer galaktischen Explosion für immer untergeht. Sondern viel eher, in tausend Jahren möglicherweise, vielleicht schon in weniger, je nachdem, wie rasant wir sie weiter malträtieren. Vielleicht auch noch eher, wenn in ein paar Jahrhunderten ein «Global Killer», ein immenser Asteroid, sich aufmacht, auf die Erde zu stürzen und uns für immer zu plätten.

Wir alle können aber nur umziehen in eine neue Welt – falls es uns nicht gelingt, die alte neu zu gestalten –, wenn wir die Fähigkeit erlangen, unglaubliche Dinge zu tun, Dinge, die den Mut eines Kolumbus brauchen, das permanente Vorhandensein von Gehirnen à la Einstein und Hawking auf dieser Welt und wahrscheinlich irgendwann die Rücksichtslosigkeit eines Dschingis Khan, wenn es darum geht, die Welt zu evakuieren und vielleicht eine Auswahl vorzunehmen, wer wegdarf und wer bleiben muss.

Wir müssten in der Lage sein, Atmosphären zu schaffen, wenn wir nicht das eher unwahrscheinliche Glück hätten, einen Planeten zu finden, dessen Atmosphäre so wäre, wie es die unsere ist. Und wir müssten dahinkommen, wo die Zukunft zur neuen Gegenwart werden könnte, und zwar schnell. Mit den uns heute zur Verfügung stehenden Möglichkeiten brau-

chen wir allein vier Jahre bis zum Jupiter, das ist viel zu lange. Zur Andromeda-Galaxie, dem entferntesten Objekt, das wir am Nachthimmel mit blossen Auge sehen können, bräuchten wir mit Lichtgeschwindigkeit 2,5 Millionen Jahre.

Geheimnis im Dunkeln

Wir müssten in der Lage sein, den Raum zu krümmen, wenn wir uns retten wollen, oder Wurmlöcher zu erzeugen, um nach erträglicher und überlebbarer Reisezeit in einer fernen Welt unsere Zelte aufzuschlagen. Wir müssten also, und dies gilt im Grunde auch für unsere Zeit, brauchbare Abkürzungen finden, um mit heiler Haut davonzukommen und unseren Fortbestand als Staubkörner mit der Fähigkeit zum Bewusstsein im Universum zu sichern.

Nur, wie krümmen wir den Raum, wie schaffen wir Wurmlöcher und halten sie lange genug offen, damit wir alle durch sie hindurchkommen? Das Geheimnis liegt wahrscheinlich im Dunkeln. Vieles deutet darauf hin, dass wir der Mechanik einer Materie mit negativer Energie oder jener der dunkeln Energie, wenn man so will, zuerst auf die Schliche kommen und sie anschliessend begreifen müssten, um sie uns danach untertan machen zu können.

Es ist jetzt spät geworden, ein paar Sterne leuchten am Himmel, und ich lege das Buch von Hawking zur Seite und blicke hoch, dorthin, wo die Welt vielleicht eines Tages sein wird, bevor sie irgendwann wieder weiterziehen muss.

Wie eine Droge

Caro North, 30, ist Bergführerin und Profi-Alpinistin.
Nur: Mit Wandern kann man sie jagen.

Als Bergführerin bin ich im Sommer und im Winter ständig unterwegs. Mein Beruf ist wetterabhängig, das heisst, ich muss spontan sein und reagieren können. Dafür ist mein VW-Bus ideal. In meiner Wohnung im Unterwallis übernachtete ich nur selten. Mein Arbeitsplatz ist die Schweiz: die Walliser Alpen, der Kanton Graubünden oder auch das Berner Oberland. Als Profi-Alpinistin mache ich Expeditionen im Himalajagebirge, um ungekletterte Routen und unbestiegene Gipfel zu besteigen.

Bergsteigen ist meine Leidenschaft, mein Sinn des Lebens. Es ist ein intensives Leben. Am Berg sind nur ich und der Berg, da gibt es keine nutzlosen Probleme. Es gilt, mit der Natur in Einklang zu sein, sich ihr anzupassen. Mir geht es beim Bergsteigen nicht ums Besiegen oder Erobern, sondern um das Zusammenspiel mit meiner Umwelt. Die Suche nach Herausforderungen, dem Wilden und Unbekannten treibt mich an. Es ist wie eine Droge, die mich glücklich macht. Zum Beispiel interessieren mich keine Achte-tausender. Lieber sind mir steile, anspruchsvolle Felswände, in denen ich schlafen muss.

Mein Beruf ist körperlich anstrengend: Wenn ich in der Hauptsaison durcharbeite, mit nur zwei, drei Tagen frei insgesamt, bin ich am Ende total kaputt. Es kann dann sein, dass ich mehr als fünf Kilo weniger wiege. Mein Alltag ist teilweise so anstrengend, ich könnte gar nicht so viel essen, um mein Gewicht zu halten.

Mit dem Gleitschirm ins Tal

Als Kind war ich vorsichtig, eher zurückhaltend. Beim Klettern hatte ich nach fünf Metern solche Angst, dass nichts mehr ging. Damals begeisterte mich vielmehr das Wandern. Meine Mutter steckte mich in eine Kinder-Bergsteigergruppe im Waadtland. Da bin ich geboren. Zum Grosse-teil bin ich aber in Darmstadt aufgewachsen. Mit fünfzehn prägte mich ein Schüleraustausch im argentinischen Rosario. Während dieses Jahres war ich am Aconcagua unterwegs, dem höchsten Berg Südamerikas. Mit sechzehn war ich mit Abstand die Jüngste. Auf dieser Tour merkte ich, dass ich Bergführerin werden will.

Nach dem Abitur schrieb ich mich für Umweltwissenschaften ein, in Lausanne – Hauptsache nahe an Chamonix, einem Bergsteigermekka. Danach begann ich die dreijährige Ausbildung zur Bergführerin, mit verschiedenen Modulen, die geprüft wurden. Zum Glück bestand ich alle Prüfungen auf Anhieb.

In meinem Beruf bin ich eine Exotin. Hierzulande gibt es nur rund vierzig Bergführerinnen. Es bleibt also eine Männerdomäne, und als Frau muss man sich in der Bergführerausbildung beweisen. Immerhin ist es danach einfacher, an Jobs zu kommen. Viele weibliche Gäste sind gerne mit einer Frau als Bergführerin unterwegs.

Neben Selbstbewusstsein braucht es vor allem einen kühlen Kopf, um in jeder Situation eine Entscheidung zu fällen, und Einfühlungsvermögen, um Gäste motivieren zu können. Berg-



«Sinn des Lebens»: Bergsteigerin North.

steigen hat auch eine grosse psychologische Komponente. Während für Gäste Angst oft blockierend wirkt, empfinde ich sie als Lebensversicherung. Ich weiss dann, dass ich mich in diesem Moment zu hundert Prozent konzentrieren muss.

An der Schweiz liebe ich die Vielfältigkeit: Ich kann steile Routen klettern, Firngrate, Nordwände, aber auch Gletschergipfel besteigen. Alles ist superschnell erreichbar mit Seilbahnen und Strassen, bis ins hinterste und letzte Tal – das ist Bergsteigerluxus. Nicht wie in Patagonien, wo man drei Tage lang laufen muss, um an den Berg zu gelangen. Heute gehe ich nämlich voll ungerne wandern, damit kann man mich jagen. Wanderungen sehe ich als Mittel zum Zweck, um von A nach B zu kommen. Darum nehme ich wann immer möglich den Gleitschirm mit und fliege zurück ins Tal.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Unfehlbarkeit

Berset: Du, Franziskus, darf ich dich mal etwas Persönliches fragen?

Papst: Nur zu, mein lieber Alain.

Berset: Wie gehst du mit Zweifel um?

Papst: Du möchtest wissen, wie ich mit Selbstzweifel umgehe?

Berset: Nein, ich meine nicht Selbstzweifel, ich rede von Personen, die an dir zweifeln.

Papst: Ach so. Na, die verstehe ich sehr gut, denn ich zweifle ja selbst auch an mir.

Berset: Aber du bist doch unfehlbar, wie ich übrigens auch.

Papst: Na und?

Berset: Nun, ich habe das Gefühl, dass es in meinem Umfeld Personen gibt, die an meiner Unfehlbarkeit zweifeln.

Papst: Und ärgert dich das?

Berset: Na ja, von den Personen, die das tun, macht eigentlich nur eine wirklich Ärger.

Papst: Wer?

Berset: Meine Frau.

Papst: Und wie gehst du damit um?

Berset: Es gibt noch andere Frauen, wenn du weisst, was ich meine.

Papst: Nein, ich weiss nicht, was du meinst.

Berset: Das musst du doch verstehen.

Papst: Was muss ich verstehen?

Berset: Es ist ja offenbar nicht nur die Unfehlbarkeit, die uns beide verbindet, sondern auch die Omnipotenz.

Papst: Die ist in meinem Fall gebunden an das Gelübde der Enthaltensamkeit.

Berset: Wie? Was machst du denn mit deiner Omnipotenz?

Papst: Nichts. Wieso? Was machst du damit?

Berset: Das Gleiche wie mit meiner Unfehlbarkeit. Ich beglücke damit die Menschen.

Papst: Ich dachte, du bist verheiratet ...

Berset: Mein Herz ist gross genug für mehrere Frauen.

Papst: Ja, aber dein Hirn zu klein.

Andreas Thiel

Zürichs schönstes Rooftop-Restaurant

La Muña, La Réserve Eden au Lac
Utoquai 45
8008 Zürich
044 266 25 25

Das Hotel «Eden au Lac» ist nach langer Umbauzeit zu einem Haus der «Réserve»-Gruppe umgewandelt worden. Im Innern ist es nicht wiederzuerkennen: Seine frühere Eleganz wurde dem Haus gründlich ausgetrieben, und statt des vertrauten «Kitsches» der Belle Époque hat der international bekannte Gestalter Philippe Starck seinen modischen, rustikalen Hüttenkitsch gebracht: Kein Stuhl ist wie der andere, fast wie im Brockenhaus.

Umso hingerissener und begeisterter ist man aber, wenn man auf die zwei neuen grosszügigen Dachterrassen hinaustritt und der Vorhang aufgeht vor einer Stadt und einem



See, die man beide noch nie so schön gesehen hat wie aus dieser Sicht. Mit 21,8 Meter über dem Erdboden überragt das Haus alle umliegenden Bauten und lässt den Blick weit über die Innenstadt, die Kirchen der Altstadt und die Kuppelbauten gegen den Zürichberg hin schweifen. Vor allem aber sieht man das Seebecken mit seinen Segelschiffen, den Wassersporttreibenden und das viele Grün in Seeanlagen und Gärten, das sich zwischen den Häusern ausbreiten kann.

Im «La Muña» im 6. Stock des «Eden au Lac» werden japanisch-peruanische Spezialitäten angeboten. «Suzuki Ceviche» gefiel uns sehr gut, leicht und mit diversen Geschmacksnoten. Auch «Baby Horenso», ein Spinatblattsalat, war als Starter gut, auch wenn ihm etwas viel Parmesan eine etwas sandige Textur gab.

Als Hauptspeise haben wir zwei Varianten eines Tatars ausgewählt: «Crispy Maguro» und «Crispy Shake»: Thunfisch und Lachs, beide auf kleinen gebratenen Reiserondellen. Für mehrere Personen ist es empfehlenswert, eine Reihe von Gerichten auf den Tisch stellen zu lassen, und jede und jeder probiert, worauf man Lust hat. Auf der Karte stehen Meeresalgensalat, Sushi, «Spicy Tuna», «Gyoza» mit Poulet und Trüffel oder vegan, Jakobsmuscheln (alles zwischen 19 und 40 Franken), aber auch ein Rindsfilet «Pak Choi» mit Pilzen für 125 Franken. Reservieren Sie auf dem Dach von «La Réserve»!

WEIN/PETER RÜEDI Neuling im Classico

Bertinga Toscana IGT 2016. 14%.
Terravigna, Utzenstorf. Fr. 55.–.
www.terravigna.ch

Zwischen dem geografisch immer weiter um sich greifenden «gemeinen» Chianti (die Doppelliter im Bastrock aus durchzechten Studentennächten!) und den mit vorwiegend aus internationalen Sorten an bordelesischem Geschmacksideal orientierten, sogenannten Supertuscans geriet die Marke Chianti zunehmend in Verschiss, drastisch ausgedrückt. Und mit ihr, ganz zu Unrecht, ihre wichtigste Sorte, die Sangiovese. In der sahen viele eine «Traube ohne Eigenschaften», dabei ist sie, richtig behandelt, entgegen ihrem Ruf als Allerweltstraube, ein Garant für Finesse und diskretere Tonlagen.

Naheliegender, dass ein Konsortium von besorgten Produzenten sich in den achtziger Jahren gegen solche Tendenzen formierte sowie mit dem Begriff des «Chianti Classico» auf das traditionelle Kerngebiet zwischen Florenz und Siena fokussierte – und 2013 mit der «Gran Selezione»



gar einen qualitativen Superlativ einführte. Wie auch immer: Jedenfalls ist der Chianti im Begriff, seinen guten Namen zurückzugewinnen. Aus den Gemeinden des Chianti Classico wie Greve, San Casciano, Tavarnelle, Radda, Castellina, Castelnuovo Berardenga oder Poggibonsi kommen heute Weine, die in alter Grösse wahrgenommen werden, durchaus auf Augenhöhe mit den *nouveaux riches* aus der neuen Goldgräberzone um Bolgheri.

Mit der renommierteste Standort im Classico ist Gaiole (nicht zu verwechseln mit Gagliole – so heissen das Gut, ein Weinberg und ein wunderbarer Wein von Thomas Bär in Castellina). In Gaiole leuchten so glanzvolle Namen wie Castello di Brolio, Barone Ricasoli, Badia a Coltibuono, Castello di

Ama. Ausgerechnet diese Hochburg des klassischen Chianti-Adels haben sich die beiden Russen Maxim Kashirin und Anatoly Korneev für eine Neugründung ausgesucht, die sie nach ihrem bekanntesten Weinberg Bertinga nannten.

Mit dem Jahrgang 2016 präsentieren sie ihre erste Ernte, vier Weine, das Flaggschiff Bertinga, eine imposante Cuvée (halb-halb) aus Sangiovese und Merlot, je eine reinsortige Version der beiden Sorten (der Sangiovese heisst «Punta di Adine», der Merlot, vom Verlag Gambero Rosso umgehend zum «besten italienischen Merlot» gekürt, «Volta»; dazu ein Zweitwein, Sassi Chiusi). Die Russen werden gut beraten (zum Team gehören die Önologin Elisa Ascani, der Agronom Davide Picci und der Winemaker Stéphane Dérenoncourt).

Der Bertinga, der «Grand Vin» der Neugründung, ist ein solcher: mächtig mit seiner dunkel orgelnden Frucht, pointiert in seinem mineralischen Pfiff und im ausladenden Körper gut gestützt durch muskulöse Tannine und diskretes Holz. Und schon auf dem Weg zum Supertuscan – im Anspruch wie im Preis.

Maschine mit Herz

Der neue EQS von Mercedes könnte alles verändern: Plötzlich werden Elektrofahrzeuge sinnlich.



Meine Beziehung zu Elektroautos ist bislang geprägt von einer Mischung aus Faszination, ehrlichem Interesse und einer leisen Skepsis. Die Zweifel betreffen – von gewissen Details abgesehen – allerdings weniger die Fahrzeuge und deren Hersteller an sich als vielmehr die politischen Heilsversprechen, welche die neue Technologie begleiten wie etwas zu aufdringliche Windgeräusche auf der Autobahn.

Seit ich aber die Elektrolimousine EQS von Mercedes-Benz 1600 Kilometer lang gefahren bin, sieht vieles anders aus. Der im Windkanal auf einen Luftwiderstandswert von 0,20 cw optimierte Luxusviertürer macht eine ganze Fahrzeugkategorie sinnlich und begehrenswert.

Der Auftritt ist elegant bis futuristisch, mit dem sogenannten Hyper-Screen wird praktisch der ganze Armaturenräger zum Bildschirm; mit animiertem Ambiente-Licht, Augmented Reality als Navigationshilfe und vielen weiteren technischen Aufwertungen erhält der EQS – wie zuvor schon die neue S-Klasse – eine besondere Aura von Zukunftsoptimismus. Selbst die Spracherkennung ist mehr als bloss ein Maschinen-Gimmick, sogar Humor war Teil der Programmierung. Auf die Frage «My Mercedes, wie findest du BMW?» antwortet eine weibliche Stimme: «Finde ich super, Konkurrenz belebt das Geschäft.»

Vor allem aber ist der EQS, da lege ich mich bis auf weiteres fest, das beste Elektroauto, das zurzeit zu haben ist. Der bei E-Fahrzeugen oft zu wenig beachtete Verbrauch ist mit 19,4 kWh pro 100 Kilometer im Test hervorragend. Beim

Modell 450+, das ich gefahren bin, ist dazu die Reichweite mit weit über 600 Kilometern – auch bei zügiger Autobahnfahrt – in beruhigendem Mass alltagstauglich. Und schliesslich garantiert die 400-Volt-Technologie in Kombination mit der intelligenten Software auch sorgenfreie Langstreckenreisen.

Meinen Sonntagsausflug ins Dreisterne-restaurant «Überfahrt» am Tegernsee bei München starte ich mit voller Batterie, das System berechnet für die Ankunft nach 370 Kilometern einen Rest von 31 Prozent Energie. Das stimmt am Ziel fast punktgenau. Für die Rückfahrt wird mir eine Route mit siebzehn Minuten Stopp an einer 300-kW-Ladesäule in Unterhaching vorgeschlagen, Ankunft in Zürich um 22.16 Uhr mit noch 11 Prozent Energie. Bei «McDonald's» hole ich mir eine Cola Zero, und nach zwanzig Minuten fahre ich weiter, der Akku ist jetzt wieder zu 81 Prozent voll. Das funktioniert alles beeindruckend einwandfrei und perfekt oder, wie man bei Mercedes sagt, «das Beste oder nichts».

Dazu fährt dieser EQS auch noch mit so müheloser Eleganz und gleitet in einer derart gelassenen Ruhe über die Autobahn, dass man nicht viel mehr hört als das scheinbar weit entfernte Abrollen der Reifen, das wie das Echo aus einer längst vergangenen Zeit des Automobilbaus erscheint.

Mercedes-Benz EQS 450+

Motor/Antrieb: Elektromotor, Heckantrieb; Leistung: 245 kW (333 PS); max. Drehmoment: 568 Nm; Batterie: 108 kW (netto); Laden: bis 200 kW (DC); Verbrauch (WLTP): 20,4–15,8 kWh/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 210 km/h; Preis: ab Fr. 145 367.–



OBJEKT DER WOCHE

Des Meisters kleine Füsse

Michelangelos Schuhe
Ausgestellt in der florentinischen
Casa Buonarroti

Michelangelo war kreativ ein Riese, sonst aber eher kleingewachsen. Zu diesem Schluss kommen Forscher in der neusten Ausgabe des Magazins *Anthropologie*. Sie haben die in Florenz ausgestellten Schuhe des Renaissance-Meisters unter die Lupe genommen. Dabei handelt es sich um ein Paar Lederschuhe und einen einzelnen Schlüpfel, dessen Gegenstück 1873 aus dem Museum gestohlen wurde. Weshalb der oder die Diebe nicht beide Teile entwendeten, bleibt ein Rätsel.

Da Michelangelos Überreste, die in der Kirche Santa Croce in Florenz, wo auch Machiavelli liegt, begraben sind, nie exhumiert wurden, können bloss die Schuhe einen einigermaßen verlässlichen Hinweis darauf bieten, wie gross der italienische Maler, Bildhauer, Architekt und Dichter war.

Gemäss der Untersuchung mass Michelangelo knapp 1,58 m. Seine berühmteste Skulptur, «David», die den Biblischen in der Vorbereitungspose zu seinem Kampf gegen Goliath zeigt, ist – zum Vergleich – immerhin fünf Meter hoch.

Natürlich muss man berücksichtigen, dass zu der Zeit – der Künstler lebte von 1475 bis 1564 – die Leute kleiner waren als heute. In einem früheren historischen Beleg wird Michelangelo denn auch als ein Mann «mittlerer Grösse, dünn und muskulös» beschrieben.

Benjamin Bögli

Ein Gespenst geht um

Seit Karl Marx ist die Religion bekanntlich Opium für das Volk. Das Wohlstandsevangelium, nach dem jene, die hart arbeiten, Erfolg haben werden, und jene, die zurückbleiben, daran nur selbst schuld sein können, hat eine gesellschaftliche Kränkung hinterlassen. Im meritokratischen Glauben ist der Wohlstand ein Zeichen für die Gunst Gottes, das Leiden ein Zeichen der Sünde. Obamas laxer Umgang mit den Banken nach der Finanzkrise hatte das Fass zum Überlaufen gebracht und den nationalistischen Populismus beflügelt. Das Chancen-Mantra der Eliten war nicht länger Aufstiegsversprechen für alle, sondern die Verhöhnung sehr vieler. Auch die letzte Staffel der spanischen «Money Heist»-Serie «La casa del papel» strotzt vor revolutionären Signifikaten, die als Kontrastfolie einen klassenkämpferischen Subtext bilden. Den Ton setzen antifaschistische Lieder: «Bella Ciao» und «Grândola Vila Morena». In der Zeit nach dem nationalkonservativen Populismus darf man sich die Serie als kommunistisches Manifest reinziehen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Neues kommunistisches Manifest: «La casa del papel» auf Netflix.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ein Freund gründete soeben ein Start-up – voller Enthusiasmus, überzeugt von den zwei Businesspartnern, begeistert von der Idee. Nach drei Monaten hat es zwischenmenschlich bereits zu kriseln begonnen. Jetzt will er aussteigen, er und ein Mitgründer haben das Heu überhaupt nicht auf der gleichen Bühne. Was würden Sie ihm raten? Mir schien das Projekt erfolversprechend.

E. S., Lindau

Bei einem Start-up sind Enthusiasmus und gemeinsame Begeisterung für eine Idee an sich keine schlechte Sache. Aber man muss stets die möglichen Gefahren beachten. Wenn drei Businesspartner so etwas tun, ist es notwendig, auch eine Regelung zu treffen für den Fall, dass es nicht so läuft, wie man in der ersten Begeisterung meint. Auch wenn man glaubt, es werde nie Schwierigkeiten geben, zeigt



die Erfahrung, dass es diese in der Regel geben wird, denn es sind ja drei in der Verantwortung. Es lohnt sich, vorgängig zu besprechen, was zu tun sei, falls es Schwierigkeiten geben sollte. Insbesondere muss man eine vertretbare Ausstiegsmöglichkeit vor Beginn des Unternehmens regeln.

Wie geht man vor, wenn einer von den dreien aussteigen muss? Meines Erachtens sollten die Verbleibenden dann verpflichtet werden, den Anteil des Ausscheidenden zu

übernehmen, und zwar zu einem am Anfang festgelegten Schlüssel für die dann zu erfolgende Kaufpreisberechnung, denn ein Minderheitsverkauf an einen Dritten ist schwierig. Wenn keine Regelung getroffen wurde, muss man mit den verbleibenden Partnern im Augenblick der Trennung eine Lösung finden. Wenn das nicht zustande kommt, muss man einen Dritten suchen, der das Paket zu einem einvernehmlichen Preis übernimmt. Oder sonst gilt Ausharren als Teilhaber mit oder ohne Beteiligung an der Geschäftsführung. Das erfordert jedoch einen grossen Aufwand.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an
Redaktion Weltwoche,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Philippe Weibel

Der Unternehmer hat sich einen Traum erfüllt und zeigt am Zurich Film Festival den Spielfilm «The Art of Love». Die Produktion entstand ohne staatliche Fördergelder – was eine Seltenheit ist.

Den ersten Film, den er gemacht hat? Philippe Weibel, bei dem sich im Moment alles um die Premiere von «The Art of Love» dreht, muss kurz nachdenken. Schliesslich erinnert er sich: «Ich glaube, das war ein Auftragsfilm für Pricewaterhouse Coopers vor etwas über zehn Jahren – ich liebe Auftragsfilme!» Diese Aussage überrascht, wirken viele andere Filmemacher eher schmallippig, wenn sie erwähnen, dass sie nicht nur in der vermeintlichen Königsdisziplin des Kinofilms arbeiten.

Weibel, 47, Zürcher – er bestellt beim Treffen im Restaurant «Collana» auf dem Sechseläutenplatz Ravioli und ein Cola Zero mit Eis und Zitrone – arbeitet auch sonst nicht ganz branchenüblich. «The Art of Love», nach «Trapped» (2012) sein zweiter Kinofilm, entstand ohne Subventionen, was in der Schweiz kaum vorkommt.

Das heisst: Das Geld für die 1,2 Millionen teure Gesellschaftskomödie über zwei einsame Liebesspielzeugtester beschaffte er durch Kooperationen und mit einem Investoren-Pool. Weibel hat nichts gegen die staatliche Kulturförderung, er nennt sie ein «grosses Privileg». Doch glaubt er, dass das Beantragen von Fördergeldern Projekte zu stark in die Länge ziehe. «Die Gefahr besteht, dass Filme so den Zeitpunkt verpassen», sagt Weibel. Habe man erst nach ein paar Jahren das Geld zum Drehen zusammen, würde man vielleicht bereits einen ganz anderen Film machen wollen.

Lebensschule Pfadi

Natürlich entstand «The Art of Love» auch nicht von heute auf morgen. Aber doch relativ zügig. Von der Anfangsidee bis zum fertigen Film, Covid-Verzögerung inklusive, sind drei Jahre vergangen. Etwas verrückt ist das Ganze schon. Denn Weibel waltete nicht nur als Produzent und Regisseur, er hat auch das Drehbuch geschrieben. Und er wollte den

Film unbedingt in England machen. «Ich habe mir da wohl etwas viel aufgeladen», gibt der Familienvater zu.

Auffällig ist, dass Weibel trotz bescheidenem Budget und mit wenig Personal ein formidables britisches Schauspielensemble zusammentrommeln konnte. Neben Alexandra Gilbreath spielt unter anderem Jeremy Swift im Film mit – er hat soeben eine Emmy-Nomina-



Unbekannter Schweizer bei den Briten: Filmer Weibel.

tion für seinen Auftritt in der Netflix-Hitserie «Ted Lasso» erhalten.

Wie geht so etwas – als unbekannter Schweizer bei den Briten? «Nun», erklärt Weibel, «ich steckte die Leute mit meiner Begeisterung offenbar an. In England läuft alles über Schauspielagenturen. Ich konnte

den Kontakt zu Swift herstellen und schrieb ihm, dass ich ihn schon seit Jahren genau für diese Rolle vorgesehen habe. Und so hat es geklappt.»

Weibel, der eine Produktionsfirma für Auftragsfilme führt, studierte nach dem Gymnasium Jazz am Bostoner Berklee College of Music und danach Betriebswirtschaft in Zürich. «Doch viel von dem, was ich für diesen Film gebraucht habe, habe ich mitunter in der Pfadi gelernt», sagt er und schmunzelt, «wenn ich denke, dass ich bereits mit vierzehn die Verantwortung für dreissig Achtjährige hatte, die ganze Organisation, die Kreativität – das alles konnte ich jetzt wieder einsetzen.» Später drehte Weibel zum Anlass des hundertjährigen Bestehens sogar einen Pfadi-Film.

Hohe Effizienz

Für die Armee griff er ebenfalls zur Kamera und machte während seiner WK und auch daneben einige Filme im Auftrag des VBS – mit rauschenden Titeln wie zum Beispiel «Beyond Enemy Lines». «Wenn man die Möglichkeit hat, in der Schweiz mit Helikoptern und Panzern zu drehen, ist das natürlich höchst attraktiv», sagt Weibel. Und er hebt gleich die Vorteile seines Berufs als Auftragsfilmer hervor. «Anders als jemand, der alle paar Jahre einen Kinofilm macht, bin ich ständig am Drehen.» Mit dieser Effizienz sei auch eine relativ günstige Spielfilmproduktion mit internationalem Anspruch zu stemmen.

«The Art of Love» wird kommenden Samstag und Sonntag sowie am Freitag, 1. Oktober, am Zurich Film Festival gezeigt. Danach soll der Film an weiteren Festivals präsent sein und hoffentlich bald ins Kino kommen. «Das Grösste aber wäre, wenn Netflix den Film kaufen würde», sagt Weibel und trinkt seinen Espresso.

Benjamin Bögli

Kühn wie Steve Jobs

Mit einem neuen Bluttestgerät wurde Elizabeth Holmes zur gefeierten Milliardärin. Doch das Gerät funktionierte nie. Jetzt steht die Unternehmerin in San Jose vor Gericht.

Sarah Pines

Wenn die #MeToo-Bewegung ein «Weckruf» für die Filmindustrie war, dann könnte der Prozess gegen Elizabeth Holmes, der am 8. September in San Jose begann, ein ebensolcher für das Silicon Valley werden. Auf der Anklagebank sitzt eine ehrgeizige junge Frau – und mit ihr die Lügen und leeren Versprechen des Silicon Valley, die Kehrseite des Grössenwahns und Innovationsdrangs, für die es steht. Holmes drohen zwanzig Jahre Haft. Anklagepunkt: *Wire fraud*, die Veruntreuung von Investoren-Geldern in Milliardenhöhe.

Ein Blick zurück. Die Start-Up Gründerin Elizabeth Holmes hatte eine Vision: Das Start-up Theranos (ein Kompositum aus Therapie und Diagnose), das sie 2003 mit 19 Jahren gründete, sollte die medizinische Diagnostik revolutionieren, eine Welt schaffen, von der, so Holmes, «niemand sich zu früh verabschieden muss». Erst in den USA, dann überall. Für Theranos, in dem das griechische Wort für Tod (*thanatos*) nachzuhallen scheint, entwickelte Holmes zusammen mit Biomedizintechniker den Edison, ein tragbares und angeblich hochsensibles Lesegerät, das aus wenigen Tropfen Blut – und nicht mehr aus vielen grossen Phiolen – das grösste Blutbild der Welt erstellen konnte.

Lügen und Ausweichmanöver

Doch der Edison funktionierte nicht richtig, diagnostizierte Krankheiten, obwohl Patienten gesund waren und umgekehrt. 2015 enttarnte ein Enthüllungsbericht des *Wall Street Journal* die Unzulänglichkeiten von Holmes Bluttestverfahren. Enttäuschte Mitarbeiter von Theranos hatten der Zeitung anonyme Informationen weitergegeben: Die Blutanalysen seien nicht mit dem Edison durchgeführt worden, Holmes habe sich klammheimlich konventioneller Testverfahren mit Siemens-Maschinen bedient. Dann ging es Schlag auf Schlag. Bald schon verweigerte die Federal Drug Administration (FDA) der Technologie von Theranos die endgültige Zulassung, und das *Forbes Magazin* korrigierte Theranos' geschätztes Vermögen von 4,9 Milliarden auf Null. Ab 2018 ermittelte die nordkalifornische Staatsanwaltschaft gegen Holmes und ihren Partner



Das Aussehen einer Geschäftsfrau, die Seele einer Künstlerin: Start-Up-Gründerin Holmes.

Ramesh Balwani – den Holmes nun ihrerseits des psychischen Missbrauchs anklagt.

Bis heute verneint Holmes vehement jeden Betrugsvorwurf. Der Edison habe sich halt noch in einem frühen Entwicklungsstadium befunden. Ausserdem habe Balwani sie in Lügen und Ausweichmanöver hineingetrieben.

Obwohl die mediale Öffentlichkeit auch im Falle von Holmes dazu tendiert, sie schuldig zu sprechen, bevor der Richter es tut, ist die Realität komplexer. Es ist unklar, warum genau Holmes mit Theranos scheiterte, ob sie überhaupt schei-

terte. War es von vorneherein Betrug, Hochstaplei – oder war Holmes Idee einer besseren Welt realistisch, und ist dann geplatzt? Interessanterweise verwies die *Financial Times* jüngst auf den ungebrochenen Glauben des Silicon Valley an komplexe Bluttestverfahren wie Holmes sie zu erfinden meinte. Holmes habe immer nur ihr Bestes gegeben, sagte Anwalt Lance Wade vergangene Woche in San Jose, zu scheitern sei kein Verbrechen. Oder, wie Holmes grosses Vorbild Thomas Edison es formulierte: «Ich bin nicht gescheitert. Ich habe nur 10 000 Lösungen ge-

funden, die nicht funktionieren.» Edison erfand die Glühbirne und lebte wie Holmes im Silicon Valley. Er trug den Spitznamen «Der Zauberer von Menlo Park».

Es gab eine Zeit, als im Silicon Valley alles möglich schien. Die Zukunft der Raumfahrt, des Internets, des Essens und des Autos lag in der Hand junger Leute, die aufregende Dinge ausprobierten, an die sich niemand sonst wagte. Die Landschaft rund um Palo Alto leuchtete vielversprechend, und von den gelben Grashügeln des Valley aus waren die fast schon mythisch anmutenden weinroten Dächer der Stanford University zu sehen, deren Research Labs und Forschungsgelder das Silicon Valley stärkten und bis heute fördern.

Kissinger und Murdoch als Investoren

Nach der Rezession von 2009 wurde das Silicon Valley gierig. Das verschlafene Palo Alto, wo einst Hippie-artige Aussteigertypen in Garagen herumtütelten, war vorbei; Menschen wie Steve Jobs waren nun die Vorbilder der jungen Nerds, die zwar immer noch Visionen hatten, aber vor allem reich werden wollten und das schnell. Binnen weniger Jahre wurde Palo Alto zur schicken «Boutique»-Stadt, Frauen trugen Stiletto und nicht mehr nur bequeme Yoga-Kleidung, das Rosewood Hill Hotel auf der Sand Hill Road veranstaltete Donnerstags «Cougar»-Abende. Man fuhr Tesla und Cabriolet und nicht mehr einfach irgendeinen Buick.

Elisabeth Holmes brach im 4. Semester ihr Studium an der Stanford University ab. Sie gründete TheraNOS und fand rasch berühmte Investoren, darunter Henry Kissinger, Rupert Murdoch,

*Hochstapler sind grosszügig.
Menschen verfallen ihnen, weil sie ein wenig wie Robin Hood sind.*

Betsy deVos. Menschen glaubten an ihr Projekt, verfielen ihrer eindringlichen Überzeugungskraft, der revolutionären Grösse ihrer Idee: Gesundheit für alle, mit Hilfe von winzigen Blutproben und dem Edison, der in allen Apotheken, Arztpraxen und Krankenhäusern der USA aufgestellt werden sollten. So billig sollte das Testverfahren sein, dass Patienten auch ohne ärztliche Überweisung oder Krankenversicherung eigene Bluttests bestellen konnten, zur Auswahl standen 200.

TheraNOS zog in ein liches Gebäude an der Sand Hill Road in Palo Alto. Holmes stellte 800 Mitarbeiter ein, die eine Vertraulichkeitsklärung unterschreiben mussten. Sie umgab sich mit Sicherheitsleuten, die sie «Eagle» nannten. In den oberen Stockwerken von TheraNOS lagen die Büros, darunter die Laboratorien. Ganz unten im Keller wurden die Edisons entwickelt. Kamen interessierte Investoren, kam es stets zum selben Schauspiel: jemand gab eine Blut-

probe, diese wurde demonstrativ in einen Edison geschoben. Für die Auswertungphase wurden die Besucher zum Mittagessen geführt, ein Mitarbeiter rannte herbei, riss die Blutprobe aus dem Edison und schob sie in ein herkömmliches Gerät. Kamen die Besucher vom Essen zurück, präsentierte Holmes ihnen die akuraten Ergebnisse. Alle waren begeistert, stellten Schecks aus.

Explodierende Zentrifugen

«Mach den ersten Schritt die Treppe hoch, auch wenn du nicht weisst, wo sie hinführt», zitierte Holmes Martin Luther King. Auf Coverbildern von Magazinen hielt sie ihren «Nanotainer», darin dunkel glänzendes Blut, zwischen Daumen und Zeigefinger, in der gleichen Manier wie Steve Jobs das iPhone. Sie erkannte sich nicht nur in Jobs wieder, auch in der Irrfahrt des Odysseus, in Captain Ahab, der Moby Dick jagte, immer



wieder in Edison. Manische, besessene Figuren. Und ja, es gab die Edisons, Holmes hatte nicht gelogen, doch TheraNOS und die Maschinen wurden voreilig finanziert, Investoren glaubten an die Vision, nicht aber an die Physik und Thermodynamik, die diese Vision unmöglich machten – wie so oft im Silicon Valley.

Die Edisons waren zu klein, um 200 Bluttests durchzuführen. Im Inneren der Maschinen liess sich die Temperatur nicht regulieren, der Flüssigkeitstransport klappte nicht, Blut kleckerte, Zentrifugen explodierten, oder die Edisons blieben mitten in Tests stecken; bei der Reparatur verletzten sich Techniker an blutigen Nadeln. Dennoch schloss TheraNOS einen lukrativen und milliarden schweren Vertrag mit der grössten amerikanischen Apothekenkette Walgreens in Arizona. Aber die Fingerspitzenproben blieben aus, verwunderte Patienten gaben Phio-

len voller Blut, so dass TheraNOS heimlich konventionelle Testmaschinen verwenden konnte.

Glück des Augenblicks

Man sollte den Fall Holmes nicht als reine Betrügerei abtun. Hochstapelei kommt Holmes näher. Berühmte Hochstapler sind Thomas Manns Felix Krull, oder der talentierte Mr. Ripley. Hochstapler sind charakterlos und kriminell. Sie haben heldenhafte Visionen und verachten die Welt bürgerlicher Normen. Hochstapler sind attraktiv und charmant. Die, die ihnen verfallen, nehmen sie in die Welt des falschen Reichtums und des falschen Erfolges mit. Sie lächeln und ihr Gegenüber zückt den Geldbeutel.

Doch Hochstapler sind grosszügig. Menschen verfallen ihnen, weil sie ein wenig wie Robin Hood sind. Geld rieselt von oben nach unten, doch unten kommt kaum etwas an. Hochstapler reissen Geld an sich, verteilen es um. Sie haben mit ihrer Innovation Leben verlängern, das Gesundheitssystem reformieren wollen, sagt Holmes. Betrogen haben sie nicht. Niemand, auch nicht die Armen, Unversicherten sollte zu früh aus dem Leben scheiden, darum sei es ihr gegangenen.

In diesem Sinne gleicht Holmes ihren berühmten Ahnherren, den Mr. Ripleys und Krulls: Das Aussehen einer Geschäftsfrau, die Seele einer waghalsigen Künstlerin. Holmes, so geht es aus Beschreibungen hervor, verströmt das Glück des Augenblicks, das Verbotene – aber ohne Angst. Nie hätte sie geblinzelt, sagen frühere Angestellte über Holmes. Nie Misserfolge eingestanden. Nie jemandem die Edisons gezeigt, ausser ihren Angestellten.

Warum tat Holmes, was sie tat? Die Antwort liegt im Silicon Valley, das hochstapelt, es immer schon getan hat. Alles beginnt mit einer Idee, die die Welt verbessern und dabei den grösstmöglichen Profit abwerfen soll. Bei den glänzenden Vorhaben – dem fahrerlosen Fahren, den neusten medizinischen Geräten, dem Fleischersatz –, geht es um Menschenleben, mit denen an der Grenze zur Leichtfertigkeit hantiert wird, solange nur die Form stimmt, die höchst ästhetische Verpackung. So manches geht im Silicon Valley schief: Soylent hat das Essen nicht ersetzt, sondern verursacht Blähungen. Uber hat nicht, wie für 2020 angekündigt, fahrerlose Autos präsentiert. Und Elon Musk ist immer noch nicht auf dem Mars, um uns neuen Lebensraum zu geben.



Krieg der Sprache

Im Ministerium für Sprachsicherheit arbeiten die Inspektoren auf Hochtouren.



Der aktuelle Kulturkampf befasst sich viel mit Sprache. Vertreter des sogenannten progressiven Milieus sehen sich im Besitz der Deutungshoheit über die Sprache, und mit verbogener Dringlichkeit wollen sie regulieren, wie wir alle sprechen. Sie haben das Credo verinnerlicht, dass Sprache die Menschen verändert, und sind getrieben «von einem postmodernen Verständnis von der Welt, in dem Sprache unsere Wahrnehmung der Realität konstruiert». Sie sind überzeugt, so ihr Utopia zu erreichen, darum unterstützen sie Zensur. So beschreibt es der irische Satiriker Andrew Doyle bei GB News, bei Twitter kommentiert er als fiktive Figur Titania McGrath provokant-humoristisch die neusten Absurditäten.

Gefühlte Realität ersetzt also objektive Realität und wird nun als universelle Wahrheit ausgegeben, nach der sich die Gesellschaft neu formen soll. Und damit die Ausdrucksform aller in ihre persönliche politisch-kulturelle Weltanschauungsschablone passt, deutet die Gruppe der Sprachsensiblen etablierte Begriffe einfach um. So soll der Eindruck entstehen, die Welt sei ein apokalyptischer Unort.

«Sexist» stand einst für die Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres Geschlechts. Heute wird als «sexistisch» bezeichnet, wer es wagt, eine Frau auf irgendeine Art zu kritisieren. «Rassismus» war die Definition von Diskriminierung und Vorurteilen gegenüber Menschen basierend auf ihrer Rasse oder Hautfarbe. Heute ist es rassistisch, wenn man Menschen mit Migrationshintergrund nach ihrer Herkunft fragt oder wenn Personen aus dieser Gruppe in einer deutschen Talkshow unterrepräsentiert sind. «Hate Speech» bedeutete zu Hass oder Gewalt aufrufen. Als «Hate Speech» gelten nun Äusserungen, die harmlos, aber für einige eventuell beleidigend sind: «Es gibt zwei Geschlech-

ter.» Wer kritisiert, dass biologische Frauen in Wettkämpfen gegen Trans-Frauen antreten müssen, gilt als «transphob» – das beschrieb früher eine Aversion gegen Trans-Menschen. Um als «Nazi» oder «rechtsextrem» bezeichnet zu werden, reicht heute ein konservatives Weltbild. Der Vorteil an dieser Sprachmodellierung ist: Wenn man alle zu Sexisten und Rassisten erklärt, ist die Gesellschaft tatsächlich voller Sexisten und Rassisten – und man kann seine eigene Dramatik inmitten des Kulturzanks rechtfertigen.

Nebst der Neudefinition von Begriffen erwärmt man sich vermehrt auch für deren endgültige Tilgung. Man kann ja heute nicht achtsam genug sein. Laut der *Berliner Zeitung* durchforsten Mitarbeiter der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden die Namen der Kunstwerke nach rassistischen und diskriminierenden Begriffen; seit Anfang vergangenen Jahres haben sie 143 Werke geprüft und umbenannt. Aus einem Werk mit dem Titel «Afrikanischer Krieger, den Bogen schwingend» wurde «Ein Krieger, den Bogen schwingend». «Eingeborener mit Maske» heisst jetzt «Mann mit Maske». Auch wenn die Kunsthistoriker die Werke in den Katalogen wohl nicht mehr so leicht finden werden, sichern solche Aufspürjobs immerhin die Auslastung der Museumsmitarbeiter.

Auch Fortschritt hat eine neue Bedeutung; 2021 steht er für die Wandlung von staatlichen Einrichtungen in *safe spaces*, damit Menschen nicht mehr mit Begriffen oder Namen in Berührung kommen, die sie als Zumutung empfinden könnten. Generell liegt der Ansporn, anstössige Werke im Kollektiv zu zensieren, bei vielen näher als auch schon; wie jüngst bekannt wurde, liess eine Schulbehörde in Kanada 2019 in einer «Reinigungszeremonie» knapp 5000

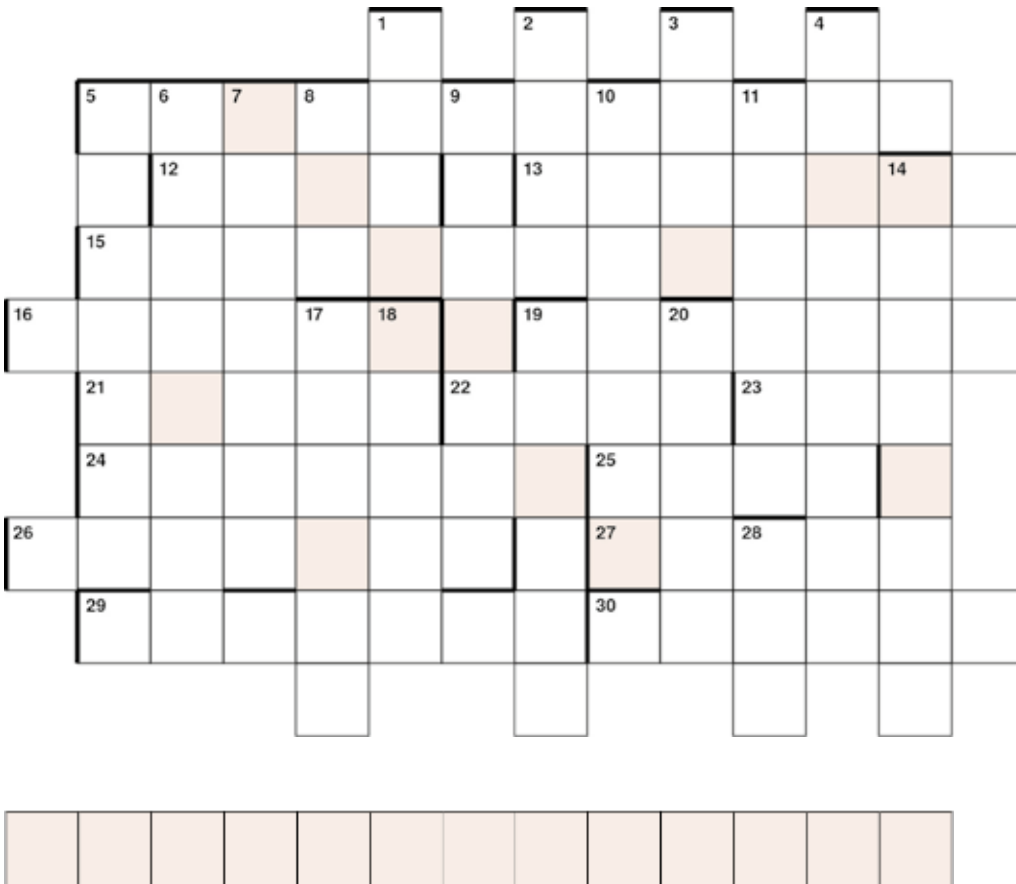
Bücher und Comics verbrennen und recyceln, darunter «Asterix und die Indianer». Man wolle sich mit den kanadischen Ureinwohnern versöhnen, die darin «stereotyp» und schädlich dargestellt worden seien.

Besonders erstaunlich an all diesen Aktionen ist das verkrampfte Verhältnis ihrer Initiatoren zu Geschichte. Die Werke in Dresden wurden in einer Zeit erschaffen, in der andere moralische Standards herrschten als heute; man kann davon ausgehen, dass deren Urheber keine bösen Absichten verfolgten, keine rassistischen Ressentiments erzeugen wollten. Aber wieso sollte man schon Exponate im Kontext der damaligen Zeit betrachten, wo es doch die grössere Genugtuung verschafft, sie gemäss heutigen Standards zu beurteilen und zu verurteilen?

Ich persönlich bin sehr für eine diskriminierungsfreie Gesellschaft und einen fairen Umgang miteinander. Nur bezweifle ich, dass wir das hinbekommen, indem wir das Gemälde «Hund, Zwerg und Knabe» aus dem 17. Jahrhundert in «Hund, kleinwüchsiger Mann und Junge» umtaufen. Oder dem «Krieger» das «afrikanisch» abjagen. Bücher verkohlen. Solche Überreaktionen führen eher keine Verbesserung im Leben von Menschen herbei, sie sorgen jedoch dafür, dass auch die verständnisvollste Person vor diesem Gerechtigkeitsshowkampf reflexhaft das Weite sucht.

Aber das Ganze hat auch etwas Gutes. Wenn wir alles Unangenehme früherer Zeiten entfernen, müssen wir aus der Geschichte nichts lernen und auch keine verstörende Auseinandersetzung darüber führen. Und ist erst einmal alles getilgt, kann in der Vergangenheit auch nichts schlecht gewesen sein. Ignoranz steht nämlich heute für Aufklärung.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — ARR: Atlantik-Räuber-Rundfunk

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** His oder hers ist ein Actalike-Act im Lookalike-Look. **12** Für hijos und hijas der madre und des padre der padre der madre oder des padre. **13** Generell tendenziell untendenziös, politisch pauschal individual. **15** Einfach eine, die fertig und fertig. **16** Zum grössten Teil vernünftiger vernünftig zugeteilter Teil. **19** Besonders enge nennen Witzler Gallenkitzler. **21** Eine homo Vertreterin der Gattung Homo. **22** Auch Stromfresser saufen das Beinahe-Synonym-Anagramm. **23** Steht oft im englischen Garten und stets in deutschen Kloaken. **24** Herrscht buntes, boxt der Papst im Kettenhemd, währenddem die Bude brennt. **25** Zieht den Hut, zollt Tribut! **26** Ihr hat or hatte irgendwer nach his oder her Ableben irgendwas abzugeben. **27** Tragisch beliebter «tragisch Verliebter»-Prototyp für Sali vom Dorfe. **29** In einem: untätig, in drei Teilen: in Akt Vier. **30** Es er nicht el tuyo, geht dich der Belang nichts an.

Senkrecht — **1** Wie Grossvater immer wieder gerne sagt: Nicht altes, sondern keines ist hart. **2** In der Regel findet, weicht im Regelkreis ein Ist- von dem Wert ab, eine Regelung statt. **3** Für die Rolle wurden 48 Sauspieler ausgebildet. **4** Einst schockierten mit den multimedial inszenierten «Leidern» Bänkelsänger Jahrmarktgänger. **5** Bitte vollständig mit Füllungen ausfüllen. **6** Die verrückte Eremitin nutzt, was sie nicht besitzt und zahlt dafür eine Gebühr. **7** Grossstädter-Verhütetüte. **8** Worauf, wird darüber erst später entschieden, Angelegenheiten liegen. **9** Was maskierte Kleine unter Androhung von Possen von Grossen allherbstlich zum Essen erpressen. **10** Begrenzt des Flusses mit der weltweit längsten Länge Breite. **11** Systematisches oder psychopathisches Wecken von Angst und Schrecken. **14** Charakterisiert charakteristischerweise prägnant formuliert und pointiert. **17** Syntaktisch, egal was ich lese oder schreibe, was ich lese oder schreibe. **18** Eine gemeinhin samtige Neben-Form davon (nicht Form). **19** Hat vermutlich seinen Platz in der Mafiosi-Hierarchie zwischen Gaotto und Gadeci. **20** Einer der drei überzeugenden Wege zur Hörergunst in der aristotelischen Redekunst. **28** Ene, mene, was kommt vor und raus bist du noch dazu?

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 734



Waagrecht — **4** ABGABETERMIN: den Löffel abgeben **10** BIOTERRORIST **14** RELATIONEN **15** AUS **16** HANDLANGER **17** IT: Italiens ccTLD **18** (Auf/Ab)HEBEN **19** OIEMINE **21** FABULOES **25** Avoir la comprenette DURE: franz. (sinngemäss) eine lange Leitung haben **26** MOTEL **27** TAEFER **28** H[EI]T[EI]T[EI]: Friede, Freude, Eierkuchen **29** FEIN

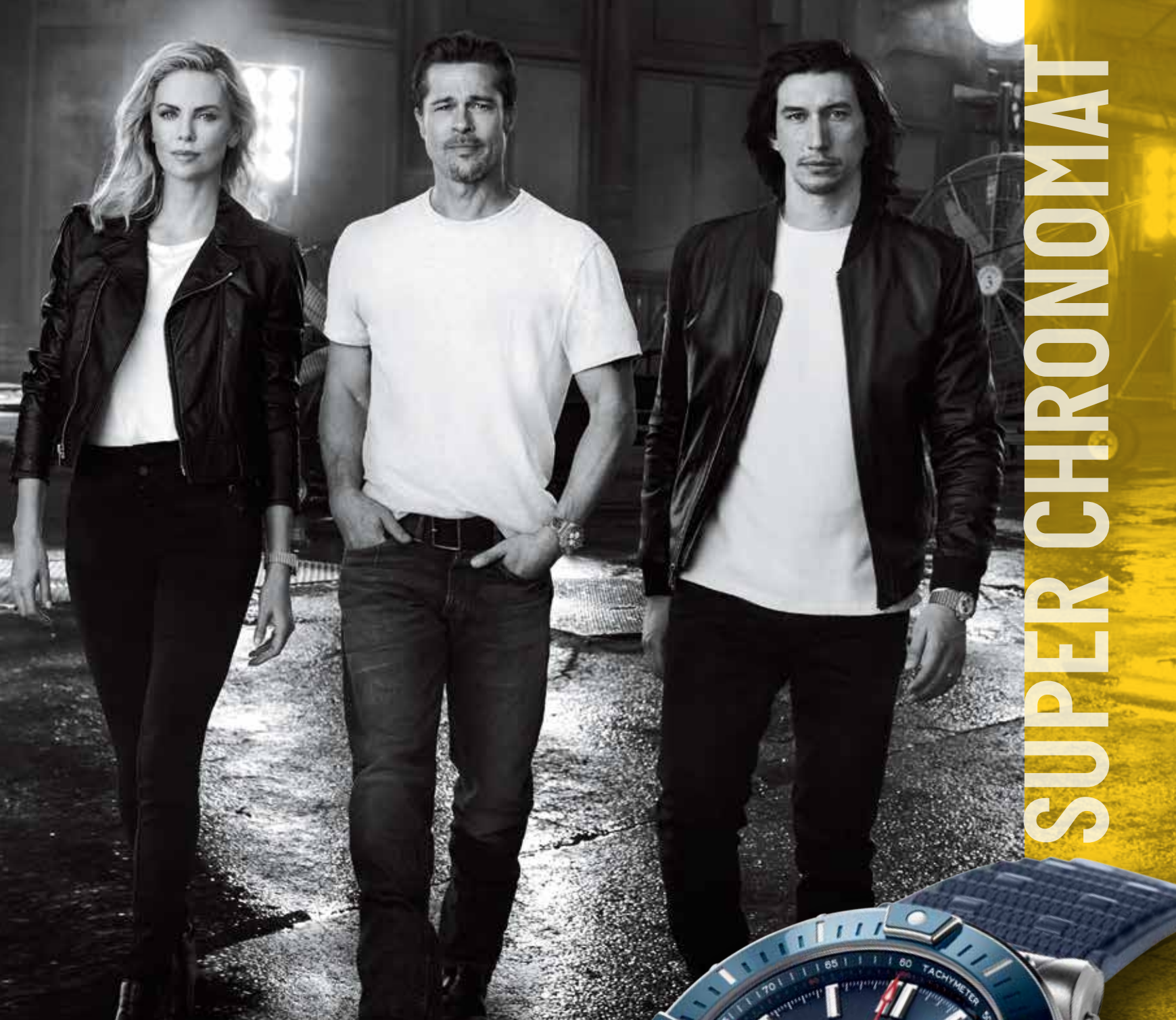
Senkrecht — **1** Femme FATALE **2** GERINGELT: Willisauer-Ringli **3** IRREREDEN **4** Vader ABRAHAM **5** BIENE **6** GOLDBUTTE: Anspielung auf das Märchen «Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack» **7** BETA (teilchen/tier) **8** (Spek) TROG (ramme) **9** MINI: Mr. Beans Auto **11** ONEIDA: einer der Irokesenstämme **12** SATIRE **13** TURNERIN: bei der Disziplin «Sprung» **19** OSTEN **20** Jemandem geht die MUFFE = jemand hat Angst **22** BOI: engl. Junge **23** Bruce LEE **24** OLIM: lat. einst

Lösungswort — **BERGHEIDEN**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



SUPER CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

